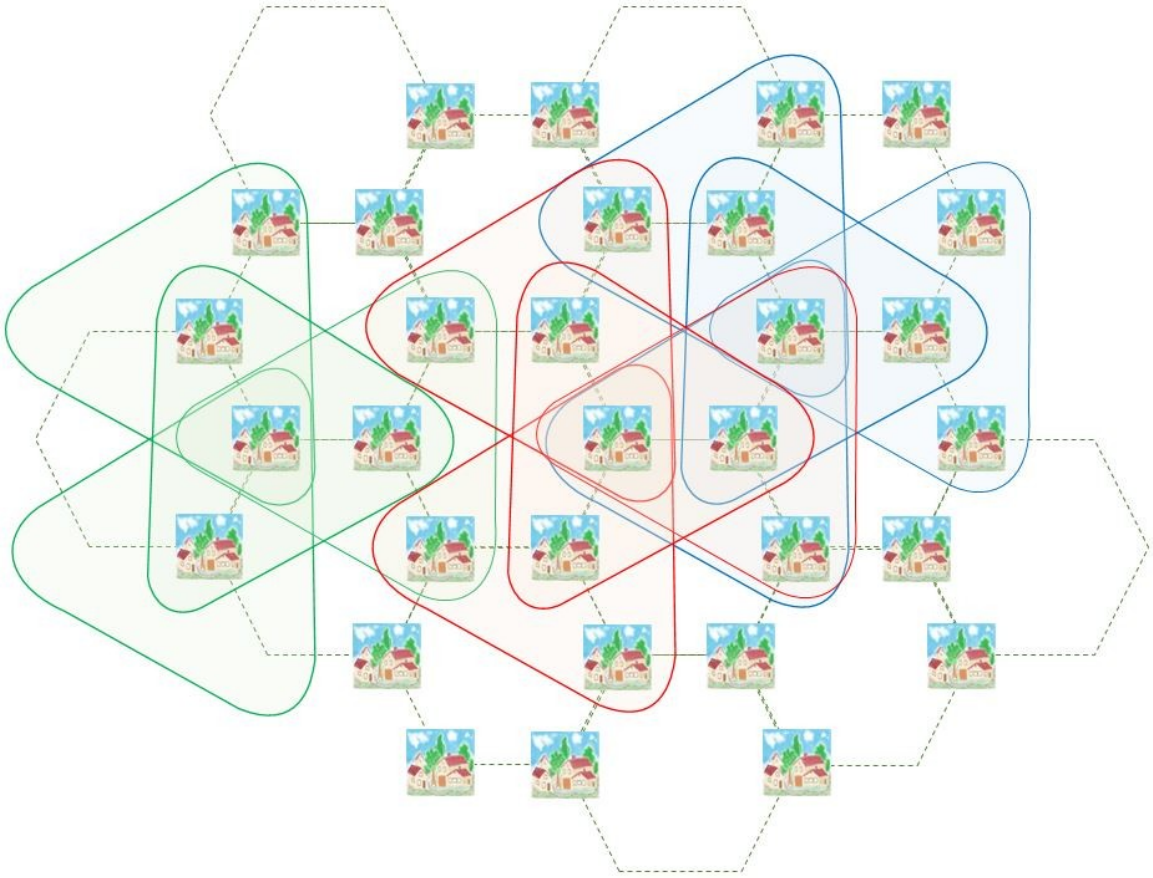
Cristian Dodita

Burkhard Sellke



Gemeinsam leben

Version 1.0 / 28. November 2025

ORIGINALAUSGABE PDF-Format DIN A4

Diese digitale Ausgabe ist kostenfrei erhältlich und darf ausschließlich kostenfrei und unverändert weitergegeben werden.

Die Verwendung des Textes, in seiner Gesamtheit, oder nur in Teilen, ist für kommerzielle Zwecke – insbesondere den der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, der dramaturgischen Aufbereitung für Theater oder Film sowie der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder digitale Medien und egal ob die Verwendung verbal, in gedruckter, fotografischer, filmischer (inkl. Mikrofilm), digitaler Form oder durch sonstiges Verfahren stattfindet – nur mit der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung beider Autoren gestattet.

Illustrationen: Cristian Dodita, Burkhard Sellke

Herstellung und Verlag: Cristian Dodita, Burkhard Sellke

© 2025 Cristian Dodita, Burkhard Sellke. Alle Rechte vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

An alle Menschen, die heute leben.

Für alle Menschen, die noch leben werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis **4**
Zuhause **7**
Urgroßvaters Notizen 7
11. März 2009 8
12. März 2009 9
Unterwegs zum Campus 12
12. November 2024 14
MultiNet-Bibliothek 19
Jacke aus dem ClothBot 22
In der Cafeteria 23
Eine Veränderung bahnt sich an **27**
Erntevorbereitungen 27
Neues Zimmer 33
18. März 2009 34
22. April 2009 35
1. Mai 2009 36
10. Oktober 2013 38
23. Februar 2017 39
Besuch bei Opa im Krankenhaus 40
Reparaturen im Gerätehaus 45
8. November 2023 49
TransSocietyBoard 51
22. April 2039 57
30. Oktober 2039 59
Unausgesprochenes 61
Reisepläne **66**
Gespräch mit der Familie 66
1. Juni 2018 69
Reiseroute 70
18. September 2018 71
1. Februar 2022 72
Erntearbeit 76
Olivers Reiseerfahrung 79
9. Juni 2039 82
Klärungsgespräch mit Ajola 85
27. Juni 2025 88
30. August 2041 90
Die Großeltern in Burkina Faso 98
Unterwegs zu Lande **104**
Ein letztes Gespräch mit Opa Noram 104

15. Juli. 2032 ... 108
Tag der Abreise ... 110
4. August 2035 ... 112
28. Februar 2035 ... 113
5. Mai 2044 ... 116
Zu Gast in der Nähe von Lyon ... 122
12. Januar 2016 ... 124
Mit der Draisine nach Vienne ... 135
08. September 2035 ... 135
7. Mai 2032 ... 137
Mit dem Bus nach Valence ... 146
21. August 2032 ... 148
19. März 2038 ... 149
Avignon und weiter ... 155
25. November 2032 ... 156
17. Januar 2033 ... 158
Saintes-Maries-de-la-Mer ... 161
21. März 2043 ... 163
23. Juni 2036 ... 171
Schiff ahoi! ... 174
Von Schiff zu Schiff ... 174
Flettner-Rotoren ... 183
19. Februar 2033 ... 189
13. August 2033 ... 191
12. Juli 2044 ... 193
Zwischenstopp Tanger ... 196
5. September 2017 ... 205
17. April 2036 ... 210
Piraten auf hoher See ... 214
2. März 2030 ... 224
25. August 2038 ... 225
12. Oktober 2038 ... 227
Wasser tanken in Puerto del Rosario ... 229
Forschungsstation Tefia ... 238
Luftschiff kreuzt ... 240
12. Oktober 2012 ... 244
Kurzer Halt in Dakar ... 248
17. September 2034 ... 251
5. Oktober 2034 ... 252
30. Oktober 2036 ... 255
9. Dezember 2036 ... 257
Letzte Etappe nach Accra ... 261
30. August 2023 ... 263
13. Januar 2032 ... 264
3. März 2037 ... 266
7. Juni 2037 ... 269

Landstrassen und Wasserwege....272
Ankunft in Tema....272
Von Tema nach Sokpoe....276
Auf dem Volta-Fluss....282
15. Dezember 2038....287
29. März 2040....289
25. April 2048....291
Umstieg am Akosombo-Staudamm....294
10. September 2033....295
Landgang in Kpandu....300
26. April 2022....306
9. August 2022....307
25. Februar 2039....308
Unterwegs nach Kete Krachi....311
3. Oktober 2033....311
29. September 2035....313
7. April 2040....317
Zwischenfall in Kete Krachi....324
27. März 2034....329
12. Dezember 2037....331
Stopp in Old Makongo....334
17. April 2041....337
Von Old Makongo nach Tamale....340
9. April 2038....344
16. August 2045....353
5. Mai 2010....355
Von Tamale nach Pô....356
Ankunft in Koti....359
Familienfeier....369
Abends auf dem Marktplatz....369
Aufnahme in die Gemeinschaft....377
18. Juni 2040....387
12 .September 2040....390
5. Oktober 2041....392
22. Oktober 2043....394
Ajola....397
Ferouse und Zeremonie....400
Addendum....403
Begriffserklärungen....403
Mikas Stammbaum....408
Danksagung....409

Zuhause

Urgroßvaters Notizen

Ich war nicht dabei, als der Entschluss gefasst wurde. Er kommt mir allerdings sehr entgegen. Ich bin schon immer sehr gerne in Opas Zimmer gewesen. Zugegeben, vor allem wenn er nicht da war. Opa Noram ist nun im Krankenhaus und wird nicht mehr in dieses Zimmer zurückkehren. Das hat er Leyla und Simon gesagt. Ich soll in das Zimmer einziehen. Es ist sein Geschenk zu meinem achtzehnten Geburtstag.

Das Zimmer hat Fenster nach Westen, zum Garten hin. Während des Sonnenuntergangs, wenn dieser zu sehen ist, ist es von Licht durchflutet. Die Wände sind weiß getüncht und auf den waagerechten Holzbalken des Fachwerks sind faszinierende kleine Objekte aufgestellt. Es sind wohl Erinnerungsstücke, die Opa auf seinen vielen Reisen gesammelt hat. Dem Fenster gegenüber hängen eine Weltkarte mit farbigen, jetzt verblassten Markierungen und ein Bild von ihm mit meiner Oma, aus einer Zeit lange vor meiner Geburt, sonst nichts. Einige alte Möbel von Opa sind meinem Bett und meinem Schreibtisch gewichen. Der Ohrensessel dagegen bleibt. Ich sitze sehr gerne darin, auch wenn die Polsterung dringend aufgebessert werden müsste.

Opas Bücherschrank behalte ich auch. Ich werde in den oberen Regalen noch meine Sachen dazu stellen. Eigene Bücher habe ich nicht. Es gibt überhaupt fast keine gedruckten Bücher, soweit ich weiß. Die meisten auf Papier gedruckten Bücher, die für alle von Interesse waren, wurden in Gemeinschaftsbibliotheken gesammelt und sind nach und nach in elektronischer Form verfügbar gemacht worden. Papier ist kostbar. In gedruckter Form gibt es heute nur noch Exemplare der wichtigen neuen Werke mit Allgemeinwissen. Sie werden als Sicherheitskopien in Bibliotheken aufbewahrt, sollte mal wieder etwas Schlimmes passieren und die elektronischen Medien versagen, wie einige von den Älteren immer wieder warnen.

Ich habe bisher nur wenige Bücher als Papierdruck gelesen. Es ist eine völlig andere Erfahrung ein Buch in Papierform in der Hand zu halten, darin zu lesen, darin zu markieren und handschriftlich Notizen fürs Lernen zu machen. Das hat mir bisher, während der Schulzeit, sehr geholfen. Es ist zwar nur eine Möglichkeit zu lernen und viele arbeiten nur mit dem Kommunikator, mit heruntergeladenen Dokumenten aus

dem MultiNet. Aber die Mentoren betonen immer, dass das haptische und visuelle Erleben eines gedruckten Buchs eine sehr wichtige Wahrnehmungsübung sei. Meine Erfahrung hat dies auf jeden Fall bestätigt. Ich war immer etwas traurig, als ich die verwendeten Bücher am Ende des Lernens wieder in den PrintBot fürs Recyclen ablegen musste.

Ich bin aufgeregt. Das untere Fach habe ich bisher noch nie geöffnet gesehen. Die Türen klemmen. Ich ziehe mit noch mehr Kraft und sie geben quietschend nach. Hinter den Schranktüren sehe ich unzählige kleine Kladden aufgereiht und gestapelt. Sie sehen sehr alt aus. So alt, dass ich mich kaum traue sie anzufassen. Alle sind auf den Deckeln und Einbandrücken, in der gleichen Handschrift, mit Namen und einem Zeitraum versehen. *›Alle von einem gewissen E. Faros …?‹,* von Opa sind diese Notizen jedenfalls nicht, ich kenne seine Handschrift. Der Autor trägt aber unseren Familiennamen, es wird dann wohl ein Verwandter sein.

Die Deckel aus hellem Kunstleder fühlen sich warm und weich an. Sie wurden mit farbigen Filzstiften beschriftet. Es muss wohl so etwas wie ein Permanentmarker verwendet worden sein, denn die Schrift scheint tief in den Einband eingedrungen zu sein. Sie ist nicht verwischt trotz der erheblichen Abnutzungsspuren. Der Einband der Kladde, die ich gerade halte, ist verfärbt und die Ecken sind stark abgenutzt. Für einen Moment habe ich das fremdartige Empfinden einer Berührung, als ob ich die Handflächen des Autors anfassen würde. Dann ist alles wieder weg. Ich nehme auch das letzte Heft unten rechts heraus. Die Jahreszahlen in den Titeln decken viele Jahrzehnte ab. Sie beginnen mit »E. Faros Mrz. - Jul. 2009« und, wenn ich tatsächlich die letzte Kladde erwischt habe, enden sie mit »E. Faros Apr. - Sep. 2049«.

›Vor vierzig Jahren, und zwar sehr lange bevor ich geboren wurde … was, wann wurde Simon geboren? Das sind Notizbücher, offensichtlich, so was wie ein Logbuch, oder vielleicht wie Tagebücher …‹, grübele ich und stelle die vermeintlich letzte Kladde zur Seite. Ich freue mich, dass ich allein bin und meine Ruhe habe. Es ist nicht alles fertig in meinem neuen Zimmer, aber das ist mir gerade nicht wichtig. Mein Herz pocht als ich den Deckel der ersten Kladde aufschlage.

> *11. März 2009*
>
> *Ich weiß echt nicht was das soll? Es ist einfach verrückt! Die ganze Welt ist sozusagen wegen der Spekulationen einiger Mistkerle pleite*

gegangen und statt die Mistkerle in den Knast zu verfrachten, wird ihnen noch mit staatlichen Mitteln aus der Patsche geholfen und sie können ungehindert weitermachen wie bisher. Das ist doch einfach nur zum Kotzen! Mann! Und in der Uni sprechen alle darüber, als ob eigentlich nichts passiert wäre. Na klar! Verständlich! Hier, bei den Möchtegern-Yuppies, ist auch nicht wirklich etwas davon zu spüren. Und dann auch noch die sogenannten Erklärungen der Friedman-Hayek-Verschwörer: Von wegen Freiheit durch Wirtschaftsliberalismus! Sowas dürfte nicht mal erwähnt, geschweige denn gelehrt werden. Aber was rege ich mich deswegen auf. Die Welt gehört dem Geld und denen, die auf diesem Geld sitzen. Sie diktieren uns, wie alles zu sein hat und nicht ich, der 21-jährige Soziologiestudent. Was bilde ich mir eigentlich ein? Was bilden DIE sich eigentlich ein?

›Als er diesen Eintrag schrieb, war er wohl etwas älter, als ich es jetzt bin. Aber wovon schreibt er nur? Was bringt ihn denn derart in Rage? Was war da vor achtzig Jahren nur passiert? Das ist die Zeit vor der Transformation, das ist klar. Spannend …‹, denke ich und setze mich in den Ohrensessel. Ich will weiter lesen.

„Mika!“, ruft meine Mutter. „Soll ich dir beim Renovieren helfen? Oder kommst du alleine klar?“

„Ich komm schon klar, danke!“, rufe ich leicht genervt zurück.

Ich blättere im Notizbuch weiter. Das Renovieren muss noch warten.

12. März 2009

Ich habe heute Adina getroffen. Sie ist wunderschön. Sie war auch in der Cafeteria in der Mensa, mit ihrer Freundin – wie hieß die noch mal? Wie auch immer, ich glaube nicht, dass sie mich gesehen hat. Ich bin so ein Volltrottel! Warum traue ich mich nicht sie direkt anzusprechen? Ich finde es so gut, dass sie mit den Yuppie-Idioten nichts zu tun haben will. Zumindest sieht es so aus, als ob sie sich für mehr als nur für Partys interessieren würde. Ich würde so gerne mit ihr sprechen und mal nachfühlen, ob sie für eine Veränderung der Welt offen wäre, ob sie den Mut dazu hätte, wenn es notwendig wäre, dafür einzustehen. Vor allem jetzt, wo endlich auch ein nicht weißer

Mensch Präsident der Vereinigten Staaten geworden ist, erhoffe ich mir, dass vielleicht eine weltweite Veränderung möglich sein könnte …

›Mhm, dieses Gefühl der Schüchternheit ist mir auch nicht fremd … der Umgang der Menschen miteinander hat sich anscheinend nicht wirklich verändert‹, denke ich beiläufig. Ich merke allerdings, dass es auf mich ungewöhnlich wirkt, dass der Autor in seinem kurzen Tageseintrag die gesellschaftlichen Umstände und seinen Wunsch eine Frau anzusprechen, eine zu private Angelegenheit für ein Logbuch, derart vermischt. *›Aber vielleicht ist es kein Logbuch, wie ich sowas kenne …‹,* auch die Anmerkung wegen des »nicht weißen Präsidenten« verwirrt mich. Ich weiß nicht, wie ich sie verstehen soll. Dabei kommt mir plötzlich Ajola in den Sinn und wie ich mit ihr umgehe. *›Es ist wohl eine völlig andere Welt gewesen, damals …‹,* vermute ich nachdenklich.

Lares steht plötzlich vor mir. Ich klappe reflexartig die Kladde zu und schaue ihn an. Auf seiner Wange ist eine deutlich sichtbare Schramme unterhalb seines linken Auges zu sehen.

„Was ist dir denn passiert?“, frage ich.

„Nur ein kleines Malheur im Biologielabor, nix weiter …“, murmelt er und schaut sich neugierig um.

„So, so, ein kleines Malheur?“, hake ich nach.

„Ich war mit Carlo mal wieder an meiner Experimentserie, auf dem Campus. Dann ist eine der Sauerstoffflaschen umgekippt, die Transporthalterung ist durch die Gegend gebraust und mein Kopf war mal wieder im Weg.“ sagt er und zwinkert mir spitzbübisch zu.

Es ist mir klar, dass er mir nicht alles erzählt, ist mir aber auch egal. Ich weiß, dass er gut auf sich aufpassen kann und auch, dass er seit kurzem etwas risikofreudiger ist als gewöhnlich. *›Ich mag den Kerl sehr‹,* merke ich in einer Anwandlung von Zuneigung und lächele ihn herzlich an. Lares kniet gerade vor dem Unterteil des Bücherschrankes und schaut sich die Rücken der Kladden an, allerdings ohne sie anzufassen. Er hat sie wohl auch noch nie gesehen, aber sehr beeindruckt scheint er davon nicht zu sein.

„Komm, ich helfe dir die Wand zu streichen und dann arbeite ich meine heutigen Ergebnisse vom Labor auf.“ schlägt er vor und steht wieder auf.

Sein Ton lässt mir keine Wahl. Ich habe zwar noch keine Lust dazu, aber ich freue mich über die Hilfe und ich weiß, dass ich sie sofort annehmen muss, ansonsten ist er schnell wieder weg.

„OK, machen wir“, sage ich etwas hektisch, „ich decke noch den Boden ab“.

Ich lege das Buch zur Seite und bringe schnell das Abdeckvlies auf dem Holzboden und der Fußbodenleiste an. Lares hantiert schon mit dem Farbeimer herum. *›Am späten Nachmittag sollte ich noch zum Campus fahren, alle Notizbücher mitnehmen und in mein privates MultiNet einscannen …‹,* fährt es mir in den Sinn während ich versuche Lares nicht im Weg zu stehen. Mein Bruder ist geschickt und schnell beim Malern, während ich dabei manchmal zwei linke Hände zu haben scheine. Ich lasse ihn lieber machen, auch wenn er für meinen Geschmack zu hastig und unvorsichtig mit den Sachen umgeht.

Mein Blick gleitet dabei über die unzähligen Notizbücher. *›Was ihr zu erzählen habt, könnte sehr spannend werden …‹*. Ich packe alle Kladden vorsichtig in zwei Umzugskartons und stelle sie auf dem Schreibtisch ab. Lares ist inzwischen mit dem Weißen der Wand fertig und steht jetzt einfach da, grinsend. Die Farbe tropft auf den Boden. *›Gut, dass der Boden abgedeckt ist …‹* Ich nehme ihm die Farbrolle aus der Hand und schiebe ihn vorsichtig zur Seite.

„Du bist ein Held, das reicht schon“, meine ich zu ihm.

Lares schaut mich missbilligend an und verschwindet ohne ein Wort. *›Aha …‹* Ich entferne vorsichtig die Abdeckung und falte sie zusammen.

„Ich dachte, du ziehst hier ein?“ tönt Simons Stimme. „Aber du scheinst es dir anders überlegt zu haben!“, hakt er lächelnd nach.

Mein Vater steht in der Tür, auf die Umzugskartons blickend. Ich gehe auf seine Neckerei nicht ein, sondern schnappe mir einen der zwei Umzugskartons und will an ihm vorbei. Simon bewegt sich kein Zentimeter. Ich stoße ihn mit dem Karton leicht an.

„Hast du eine Ahnung, wer dieser E. Faros war, der unseren Namen trägt?“, frage ich ihn und zeige mit dem Kinn auf die im Karton gestapelten Notizbücher.

Simon greift sich eine Kladde heraus und schaut sie neugierig an. Offensichtlich hat er sie bisher auch noch nie gesehen.

„Hm, die sind wohl von E. Faros geschrieben worden, wie ich sehe? Es könnte

mein Großvater Ethan, also dein Urgroßvater, sein, der das alles zusammengetragen hat. Was willst du mit den Kladden in den Kisten machen? Entsorgen?“, fragt er entsetzt.

„Nein! Ich will damit noch zum Campus. Ich habe mir Zeit am ScanBot reserviert. Ich möchte diese Notizbücher in meinem MultiNet ablegen. In elektronischer Form kann ich sie leichter und überall mit dabei haben und lesen“, antworte ich.

„Keine schlechte Idee“, murmelt mein Vater, irgendwie erleichtert. „Ich könnte dir beim Kistenschleppen helfen, wenn du magst. Ich will später auch nochmal zu Opa fahren, hätte aber jetzt noch ein bisschen Zeit.“

Er sieht nicht wirklich so aus, als ob er wirklich darauf brennen würde mir zu helfen. Aber ich nehme, was ich kriegen kann. Beide Kartons allein zu schleppen wäre ziemlich unbequem.

Unterwegs zum Campus

Simon steht schon vorm Haus, aber ich muss uns noch für die Strecke zum Campus den benötigten Platz im nächsten InterMod-Bus reservieren. Mein Kommunikator zeigt die Zeit bis zur Ankunft beim Campus mit ungefähr zweieinhalb Stunden an. Der Bus wird in etwa einer halben Stunde hier sein. *›Hat gut gepasst … diese ist bisher die einzige Fahrt des Tages‹,* stelle ich fest. Simon schaut mich etwas ungeduldig an und geht schon vor. Unser kleines Haus ist am Rand unserer Dorfgemeinschaft und fast zehn Minuten von der Verbindungsstraße entfernt, an der sich die InterMod-Station befindet. Simon geht zügig und ich muss mich beeilen, um mit ihm Schritt halten zu können.

Ich erinnere mich, dass früher mehrere Fahrten pro Tag durchgeführt wurden. Mittlerweile gibt es gute Übernachtungsmöglichkeiten auf dem Campus, sodass viele in der Woche nur einmal hin und einmal zurück zu ihren Siedlungen fahren. Das spart Energie und vermindert den Lärm und die Bewegungsbelästigungen in den naturbelassenen Bereichen zwischen den Gemeinschaften. Es tut den dort lebenden Wesen bestimmt sehr gut, nicht ständig vom Verkehr auf der Verbindungsstraße gestört zu werden. Alle Transportvehikel, die ich kenne, sind zwar elektrisch betrieben und relativ leise. Dazu werden sie absichtlich langsam bewegt, sodass der Geräuschpegel niedrig gehalten werden kann. Trotzdem sind sie für die wandernden Lebewesen nach wie vor eine Störung und eine Gefahr.

Ich schaue dem mit alten Bäumen gesäumten Verkehrsweg entlang. Simon stellt den Karton vor sich auf den Boden und deutet mir dasselbe zu tun. Sein Gesicht ist gerade halb im Schatten, halb von der Sonne angestrahlt, die durch das Blätterdach der Buchen bis zur Straße durchdringen konnte. Die Straße und der Boden sind bereits mit dem gelb-braunen Mantel des Herbsts bedeckt. Ein Eichelhäher krächzt in der Nähe und sein aufgeregter Flügelschlag verliert sich schnell zwischen den jungen Akazien auf der anderen Seite der Straße. In der Ferne erkenne ich auch den Grund dafür. Ein Fahrzeug nähert sich langsam. *›Ich kann kaum etwas hören, aber der Eichelhäher hat schon längst Alarm geschlagen …‹*

Der kleine grün-gelbe Bus hält an und die Fahrerin winkt uns einzusteigen. Acht der zehn Sitzplätze sind bereits belegt. Die letzten beiden Freien nutzen wir nun. *›Mal wieder gute Auslastung …‹,* fällt mir auf, während wir uns in Bewegung setzen.

Ich merke, dass die Sitzpolsterung erneuert wurde. Jetzt ist sie dunkelrot und etwas weicher als die alte, die braun und wahrscheinlich die ursprüngliche gewesen ist. *›Der Bus muss mindestens so alt wie Simon sein …‹,* vermute ich und versuche mit dem Karton auf den Knien so bequem wie nur möglich zu sitzen. Simon hat seinen Karton in den Gepäckraum verstaut. Ich möchte aber unterwegs noch etwas lesen. Die Neugierde hat mich gepackt.

„Weißt du etwas über das Thema »Geld«?“, frage ich Simon.

Mein Vater schaut sich die hügelige Sommerlandschaft an und scheint nachzudenken.

„Dieser Begriff taucht in dem ersten Notizbucheintrag von Ethan auf, den ich heute gelesen hatte. Und der hatte sich ordentlich darüber aufgeregt“, füge ich noch hinzu.

„Nein, nicht allzu viel“, sagt Simon konzentriert und nachdenklich, „aber Noram hat mir als Kind mal erzählt, dass sich früher alles ums Geld gedreht hatte. Für die Arbeit haben die Menschen Geld bekommen. Jeder musste dann damit alles kaufen, was zum Leben benötigt wurde. Und wenn nicht genug Geld da war, haben sich die Leute das Geld ausleihen müssen, von Institutionen, die »Banken« hießen, oder von anderen Menschen, die es hatten. Und irgendwann mussten sie es wieder zurückgeben, und zwar mehr als sie ausgeliehen hatten. Wegen des Geldes hat es Aufstände und sogar Kriege mit vielen Toten und viel Zerstörung gegeben …“.

„Hört sich kompliziert an und scheint irgendwie sehr gefährlich und komplett überflüssig zu sein. Wir kommen doch auch ohne Geld ganz gut aus! Oder? Ohne

diese »Banken« und diese »Kriege«“, meine ich etwas verunsichert.

Simon lächelt zustimmend. Aber ich merke, dass sein Lächeln weiterhin nachdenklich ist.

„Ja, aus unserer heutigen Perspektive sieht alles, was vor der Großen Transformation als Normalität betrachtet wurde, irgendwie kompliziert, unlogisch und gar absurd aus. Aber du musst dir mal vorstellen, dass die Menschen für Tausende von Jahren in dieser Art miteinander gelebt haben. Tausende von Jahren haben sie es für normal empfunden, dass alles für Geld verkäuflich sein soll, inklusive das Leben an sich …“, höre ich ihn noch sagen.

Ich habe das Gefühl, dass die Notizbücher meines Vorfahren eine Welt beschreiben, die ich nicht wirklich nachvollziehen kann, oder auch will. Wir schweigen beide, Simon und ich. Ich öffne die Kiste auf meinem Schoß und picke spontan ein anderes Notizbuch heraus. Simon schaut selbstvergessen die vorbeiziehende Landschaft an, ohne mich zu beachten. Ich schlage die Kladde irgendwo auf und lese den nächsten Eintrag.

12. November 2024

Ich kann es nicht wirklich fassen, was heutzutage passiert. Mir fehlen einfach die Worte, um meine inneren Empfindungen darüber zu beschreiben. Das, was Orwell in »1984« beschrieben hat, kommt der heute entstehenden Dystopie schon ziemlich nah, reicht jedoch schon lange nicht an die tatsächlich bereits vorhandenen technischen Möglichkeiten heran. Orwell hatte sich nur vorgestellt, was im schlimmsten Fall noch passieren könnte – wir leben gerade in der Zeit, in der diese Dystopie in die Tat umgesetzt wird.

Die Zeit der sogenannten »Corona-Pandemie« hat anscheinend die Büchse der digitalen Pandora vollkommen geöffnet. Zum ersten Mal wurde versucht allen Weltbürgern, durch offensichtlich gleichgeschaltete Nationalregierungen, eine digitale Identität aufzuzwingen, die eine Nutzung von mobilen digitalen Geräten fast unausweichlich machte – der zum Glück nur minimal durchgesetzte »Known Traveller Act« sollte sicherstellen, dass nur Menschen via Flugzeug reisen können, die durch einen digitalen Impfnachweis im Smartphone als »gesund« identifizierbar wären. Heute wird mit Druck daran gear-

beitet, dass auch die Verwendung von Bargeld immer mehr eingeschränkt wird und dass dadurch der Zugang zu Waren und Dienstleistungen nur noch für Menschen möglich sein wird, die ein mobiles digitales Gerät bei sich tragen, mit dem eine komplette Identifizierung ermöglicht wird. Dazu auch der Rechtsakt der Europäischen Union – der sogenannten »Digital Services Act« – der Tor und Tür für die Entwicklung künstlich intelligenter Software zur Ausforschung und Manipulation der sozialen Medien öffnet …

Ich bin nicht gegen Digitalisierung an sich, aber wurde bis heute kein Freund von der Übernutzung der digitalen Geräte. Ich hatte mir erhofft, dass die »sozialen Medien« nur eine Mode sein würden, die irgendwann wieder vorbei wäre. Ich muss mir eingestehen, dass ich mich schwer getäuscht habe – sie sind immer noch da. Noch schlimmer: Die werden, vor allem von den jungen Generationen, den selbsternannten »Digital Natives«, als selbstverständlich und zum Leben gehörend angesehen. Verstörend ist jedoch hauptsächlich, dass die Narrative, die von öffentlichen Medien verbreitet werden, die Digitalisierung aller Lebensbereiche zur notwendigen Bedingung und somit zur »Normalität« erklären, und dass, darauf basierend, die Regierung Gesetze erlassen will, um alle Bürger zu dieser »neuen Normalität« praktisch zu zwingen. Das öffnet ein breites Feld der Möglichkeiten für die Einschränkung der bisher als »unantastbar« betrachteten Privatsphäre und somit auch der Würde der Menschen.

Wenn ich Revue passieren lasse, was nur in diesem Jahr alles passiert ist, allein deswegen bekomme ich den Eindruck, dass die Menschheit auf der Schwelle einer umfassenden Veränderung zu stehen scheint. Nach dem Motto: »Gestern waren wir am Abgrund, heute gehen wir einen Schritt weiter …«. Der andauernde Genozid in Gaza, der noch andauernde Ukraine-Krieg und die damit zusammenhängende militärische Aufrüstung Europas, der Zusammenbruch des amerikanischen Imperiums, der wirtschaftliche Aufstieg Chinas und Russlands zusammen mit den restlichen BRICS-Staaten, die erneute Wahl Trumps als US-Präsident und auch der Zusammenbruch der deutschen Ampel-Regierung sind eine Seite der sich in der Luft

drehenden Medaille. Die andere Seite sind die in diesem Jahr von der UN deklarierten »Visionen« – der Pact For The Future und der Global Digital Compact – sowie die Pläne der Biotechnologie Branche zur zukünftigen Verwendung von künstlicher Intelligenz zur Steigerung der »Innovation« in der Produktion von genmanipulierten Pflanzen und sonstigen biochemischen Produkten.

Ich fühle, dass ich (und auch alle Menschen die mir nah sind) sehr stark davon betroffen bin, ja gar eingeengt in meiner Freiheit mich zu entwickeln – das wird mir gerade jetzt, wo ich das schreibe, schmerzlich klar. Ich wünsche mir eine Veränderung, ich wünsche mir, dass dies nicht so passieren möge, wie es scheint, dass es gerade passiert, aber ich fühle mich ohnmächtig und in gewisser Weise ausgeliefert … und das ist kein schönes Gefühl …

Ich bin gerade etwas verwirrt. Ethans Text beschreibt eine Situation in der Vergangenheit, die aber auch heute wieder sehr präsent ist. Für ihn war das damals wohl eine bedrohliche Situation. Heute empfinde ich das aber als »Normalität«, wovor er sich damals gefürchtet hatte. Ich, die meisten von uns, tragen heute stets einen Kommunikator mit sich herum und ich bin froh, dass das Gerät, solange es korrekt funktioniert, mir die Möglichkeit gibt, mich mit Informationen zu versorgen, mich zu organisieren und mit anderen Menschen zu kommunizieren. *›War es das, wovor mein Uropa sich gefürchtet hatte? Das glaube ich kaum …‹,* grübele ich, während meine Augen den letzten Absatz des Notizbucheintrags erneut lesen. Es wird mir klar, dass ich definitiv keine Angst empfinde, dass meine Freiheit eingeschränkt, oder meine Würde nicht beachtet wird. Ich vermute, dass es hier um den jeweiligen Kontext gehen muss. Ethan hat in einer sehr unterschiedlichen Welt gelebt. Einer Welt, die ich mir nicht mal vorstellen kann.

Die InterMod-Station des Campus ist zu dieser Zeit leer. Der Bus parkt direkt an der Ladestation. Die Anzeige für die Fahrt zurück gibt mir fast drei Stunden Zeit, die ich auf dem Campus verbringen kann.

Wir steigen mit den beiden Kartons aus dem Bus und steuern direkt den ScanBot an. Es sind ein paar Hundert Meter zu gehen und die Kisten mit den Kladden haben ihr Gewicht. Während wir zügig dahin schreiten, bewundere ich den offensichtlich kürzlich neu fertiggestellten Standort des ScanBots, der nahtlos und ziemlich unauffällig an das Gebäude der Bibliothek angebaut wurde. Aus der Ferne würde ich den Anbau

fast nicht bemerken, wüsste ich nicht, dass er da sein müsste. Ich sehe keine Fenster, aber eine großzügige Glastür, die sich mit einem leisen surren öffnet, als Simon von dem Bewegungssensor erfasst wird. *›Ich habe mir diesen Umbau irgendwie anders vorgestellt …‹*, stelle ich fest und folge meinem Vater hinein. Im Eingangsraum des ScanBots ist, wie erwartet, niemand. Etwas rechts vor der Eingangstür, in der gegenüberliegenden Wand wurden sehr genau die Bedienkonsole und die Ein- und Ausgabeklappe eingefasst. Die ganze Technik, die früher neben dem Bibliotheksgebäude noch klar zu erkennen war, ist jetzt in einem neuen gemauerten Raum verschwunden und somit gut gegen Wind und Wetter geschützt.

Simon schaut mich etwas überrascht an. Offensichtlich haben wir beide diese Veränderung nicht so erwartet.

„Weißt du, wer das alles geplant und umgesetzt hat?“ höre ich Simon fragen. „Ich meine diesen Umbau? Ich war schon lange nicht mehr hier …“, sagt mein Vater und schaut sich in dem Raum um.

„Nein, keine Ahnung, aber es sieht gut aus und es war offensichtlich notwendig. Wir haben oft darüber geredet, dass der ScanBot einen geeigneten, geschützten Raum braucht, der auch vom Inneren der Bibliothek zugänglich wäre. Bin gespannt wie man in den Technikraum kommt“, meine ich und stelle endlich meinen Karton auf den Boden.

Meine Arme tun mir weh und die Finger sind ein wenig taub, aber ich möchte sofort ausprobieren, wie die neue Einrichtung funktioniert. Der Terminal ist bereit neue Scan-Aufträge aufzunehmen. Ich logge mich an der Konsole ins MultiNet ein, um den Ablageort der Scan-Ergebnisse festzulegen. Simon fängt schon an die Kladden eine nach der anderen in die Bücherklappe einzulegen. Die Hefte verschwinden mit einem leisen Zischen im Inneren des Automaten. Nach dem letzten Exemplar tönt ein leises Surren und im Display erscheint: »Scandauer 08h53m43s«.

„Ich dachte, ihr habt die Verarbeitung des ScanBots verbessert?“, fragt Simon und lächelt verschmitzt. „Es dauert immer noch Ewigkeiten, wie es aussieht“, zieht er mich auf.

„Ja, es sind aber auch eine ganze Menge Notizbücher“ gehe ich darauf ein. „Meine Gruppe hat den Roboterarm zum Umblättern deutlich verbessert. Der schafft jetzt die vierfache Seitenanzahl, der Vorgänger war unglaublich schlecht zusammengeschraubt!“, antworte ich frech, da ich weiß, dass mein Vater früher als

Student auch in dem Projekt tätig war. „Aber das Team für die Texterkennung hat die neuen Algorithmen für Handschriften noch nicht final implementiert. Die brauchen noch eine Weile. Sie sind noch in der Testphase und Boris Aalbach hat immer etwas auszusetzen …“, grummle ich trotzig hinterher.

„Ja, der Boris war schon damals, als er in unserer Generation das Projekt gerade übernommen hatte, sehr pingelig gewesen. Ist aber ein guter Mentor geworden, oder?“, meint er und stellt die nun leeren Kartons aufeinander neben die ScanBot-Klappe, sodass sie für das Abholen der Kladden bereit stehen. „Kommst du gleich wieder mit?“

„Nein, ich bleibe noch auf dem Campus, werde mit Ajola hier noch etwas arbeiten. Danke fürs Mitkommen! Ich werde dich auch beim Abholen der Kladden wieder brauchen“, erwidere ich hoffnungsvoll.

Simon hantiert gerade mit seinem Kommunikator.

„Ja, weiß ich nicht … das wird erst morgen sein, bei der Scan-Zeit. Ich fürchte, du wirst jemand anderen bitten müssen, oder dir einen Lastkarren ausleihen“, meint er geistesabwesend.

„Ach ja, das stimmt“, fällt mir wieder ein, „du fährst ja noch nach Blankenloch, zu Noram ins Krankenhaus. Nimm ihm ganz liebe Grüße mit, ich werde ihn morgen auch besuchen.“

„Mach ich gerne. Ich will mal schauen, ob dein Opa noch etwas braucht. Ich denke, ein Besuch tut ihm gut und lenkt ihn etwas ab. Ich frag ihn mal, was er über die Notizen seines Vaters weiß. Die Handschriften machen mich nun auch etwas neugierig. Vielleicht kann ich schon heute Abend etwas Licht in die alten Notizen bringen“, sagt Simon und winkt mir zum Abschied.

Ich schaue ihm einen Moment nach, wie er sich mit großen Schritten in Richtung InterMod-Station entfernt. Der Bus nach Blankenloch wird noch eine Weile auf sich warten lassen, aber ich vermute, dass mein Vater etwas Ruhe braucht, um über etwas nachzudenken, bevor er meinem Opa begegnet. Er ist schon hinter den großgewachsenen Holunderbüschen verschwunden, die das Ende des Campusgeländes markieren. *›Vielleicht wird er doch mit dem Elektrorad hinfahren? Das Krankenhaus ist nur fünfzehn Kilometer entfernt …‹*, überlege ich noch und stecke die Hände in die Hosentaschen.

Ich stehe gerade ganz allein vor dem Bibliotheksgebäude. Der Himmel ist gerade

von vielen kleinen grauen Wolken bevölkert, die immer wieder die Sonne bedecken. Der Wind raschelt in den Blättern der Birken und Buchen, die überall auf dem Gelände gewachsen sind. Von hier aus kann ich fast alle Gebäude des Campus sehen, die um die Blumenwiese in der Mitte gebaut und von der Hauptallee, wie Perlen auf einer Schnur, verbunden sind. Der Geschichte zufolge ist der Campus auf dem Gelände eines ehemaligen »Landwirtschaftlichen Technologiezentrums« entstanden, da der örtliche Kontext eines Verkehrsknotenpunkts sowie die meisten Einrichtungen bereits dem tatsächlichen Bedarf entsprachen.

Der schmale, von Bäumen und Sträuchern gesäumte Fußpfad, den wir alle als »Allee« bezeichnen, zieht mich zu einem kleinen Spaziergang hin. Der Wind ist erfrischend gerade, aber es tut mir gut, mal einige Schritte entspannt zu gehen. Vor der Mensa, etwa Hundert Meter entfernt, auf der anderen Seite der Wiese, sehe ich einige Leute, die Kisten von Lasträdern abladen und ins Gebäude tragen. Ich kann sie im Schatten der Bäume nicht wirklich erkennen. Es ist mir aber auch nicht wichtig. Sie sind die einzigen, die noch auf dem Gelände zu sehen sind und sehr wahrscheinlich von einer der umgebenden Gemeinschaften, die für die Küche der Mensa sorgen.

Ich setze mich auf die alte Bank. Das glatt polierte Eichenholz fühlt sich sehr angenehm und warm an. *›Fünf Minuten die Augen schließen wird mir bestimmt gut tun.‹*

MultiNet-Bibliothek

Ich vermute, dass Ajola noch in der Bibliothek sein müsste. Um die Erfahrung mit Ethans handschriftlichen Notizen erhellt, fällt es mir gerade besonders auf, dass ich dort niemals etwas Gedrucktes liegen gesehen habe. *›Komisch‹*, denke ich, ›ab*er auch klar, alles Gedruckte ist in sicherer Verwahrung im trockenen Lagerraum, wenn nicht bereits vom PrintBot wiederverwertet.‹* Wir nennen das zwar Bibliothek, aber es sind nur sehr viele Monitore und kein einziges Buch direkt vorhanden, schon gar nicht etwas handschriftlich verfasstes. *›Wenn ich unbedingt ein Lehrbuch für das Studium gebraucht hatte, habe ich es mir auch vom PrintBot extra drucken lassen …‹*

Der große, helle Leseraum ist fast leer zu dieser Uhrzeit. Ajola sehe ich vor einem Doppelmonitor und daneben sitzt unser Teamkamerad Reyad. *›Gut so‹* denke ich. Ich bewundere Ajola. Sie versteht es hervorragend, interdisziplinär zu lernen und zu arbeiten. Sie integriert in ihren Projekten mit Leichtigkeit Mechatronik, Mathematik

und Programmierung. Sie kann dazu auch gut zuhören sowie helfen Probleme zu lösen. Ich wünschte, ich könnte das auch.

„Hallo ihr zwei! Was macht ihr gerade?“, frage ich und beide schauen überrascht zu mir auf.

„Na du …“, lächelt mich Ajola an. „Setz dich doch zu uns!“, fordert sie mich nach einer kurzen Pause auf.

Reyad rutscht wie selbstverständlich mit seinem Stuhl etwas zur Seite und nickt mir zu, dass ich mich dazwischen setzen kann. Ich bin dankbar dafür. Mein Bürostuhl passt gerade so in der Lücke. Ajola schaut mir schmunzelnd zu. Ich merke wie Freude in mir aufkommt. *›Ein sehr hübsches und unerwartetes Lächeln …‹*. Wir sitzen so eng beieinander, dass sich unsere Schulter und Oberschenkel berühren. Ajola zeigt mir etwas auf einem der Monitore.

„Wir arbeiten gerade an der Geschwindigkeit der Texterkennung des ScanBots. Reyad hat ein Messprotokoll geschrieben, das diesen extrem langsamen Datenfluss für die Analyse durchsichtiger gemacht hat.“ erklärt Ajola.

Ich schaue ihr in die Augen und verstehe kein Wort.

„Wir haben verschiedene Möglichkeiten gesucht, wo der Datenfluss verlangsamt, oder gar blockiert werden kann“, sagt Reyad und grinst dabei. „Es ist der Datenbus-Controller, der ist fehlerhaft. Wir haben gerade über das MultiNet einen neuen bestellt. Der wird übermorgen an unsere InterMod-Station geliefert.“

„Ich denke, wir haben zumindest eines der Probleme am ScanBot damit gelöst!“, meint Ajola und schaut dabei recht gewiss und etwas stolz aus.

„Dann seid ihr hier fertig?“, frage ich, um damit von der Tatsache abzulenken, dass ich nicht wirklich Ahnung habe, wovon die beiden reden.

„Ja, es scheint so, oder, Reyad?“, erwidert Ajola.

„Meine ich auch“, murmelt Reyad mit dem Blick in seine Unterlagen.

Ich möchte eigentlich nichts mehr davon wissen und stehe ungeduldig auf. Ich schaue Ajola an und gehe bereits einen Schritt Richtung Tür:

„Ajola, kommst du mit? Ich will mir eine neue Winterjacke besorgen, es wird bald kälter und die alte Jacke ist verschlissen“, frage ich. „Und Lust zum Arbeiten habe ich heute keine mehr“.

Meine Stimme klingt etwas ungeduldig. Reyad packt seinen Kommunikator in seine

Umhängetasche und will gehen.

„Danke dir, Reyad!“ stoppt ihn Ajola kurz.

Reyad zuckt mit den Schultern, winkt uns zu und verschwindet durch die Tür. Ajola packt ihre Sachen und kommt mir nach.

„Und, wie war das? Du schreibst Notizen? Auf Papier?“ fragt sie kopfschüttelnd.

Ich lache.

„Ja und nein. Ich habe heute viele handgeschriebene Notizbücher von meinem Urgroßvater Ethan gefunden, ich bin doch in Opa Norams Zimmer gezogen. Nun habe ich sie alle im ScanBot abgelegt, damit sie digitalisiert werden und ich sie über den Kommunikator immer zum Lesen zur Verfügung habe“.

„Ach, so ist das! Dann erfährst du wohl etwas über die Zeit vor der »Großen Transformation« und die letzten hundert Jahre“, meint sie und scheint über etwas nachzudenken. „Wie geht es Noram?“, fragt sie noch, als wir die lange, mit alten Bäumen gesäumte Allee entlanggehen.

Die Frage berührt mich. Ich schaue Ajola an, ohne wirklich zu wissen, was ich sagen soll. Mein Blick wandert über die Wiese, die von der Allee umkreist wird und auf der zu dieser Jahreszeit nicht mehr so viele Blumen zu sehen sind. *›Überall ist Herbst, auf der Wiese und in Opas Leben …‹* Es fröstelt mich plötzlich. Der Himmel ist gerade bewölkt und der Wind frischt auf.

„Er baut stark ab“, antworte ich leise. „Seine Krankheit schreitet leider fort und er ist froh, dass er von der Medizin in Ruhe gelassen wird und dank der Mittel, die er bekommt, schmerzfrei auf das schauen kann, was da auf ihn zukommen wird … das sagt er.“

Ajola bleibt kurz stehen und ihr Blick wird ernst. Ihre Stimme klingt auf einmal traurig.

„So stelle ich mir das Lebensende auch vor, sehen was da kommt, loslassen und dann …“

Sie spricht das letzte Wort nicht aus. Ich erinnere mich, dass sich Ajolas Großvater bereits vor einem Jahr von den Lebenden verabschiedet hatte. Ajola hat bisher noch nicht wirklich selbst darüber gesprochen. Mit mir auf jeden Fall noch nicht. Aber es wurde darüber gesprochen, dass er sich freiwillig dazu entschieden hat. Ajola schaut mich so an, als ob sie erwartet, dass ich noch etwas dazu sage. Ich möchte aber nichts mehr sagen. Zumindest nicht über Noram. Das Thema macht mich traurig und

ich will gerade jetzt nicht traurig sein.

„Ja, keine einfache Situation …“, sage ich, um die Stille zu unterbrechen. „Wollen wir?“

Jacke aus dem ClothBot

Wir gehen den schmalen gepflasterten Pfad zu einer der Seitentüren des Nebentraktes. Wir müssen uns unter den üppigen Holunderbüschen etwas bücken, um durchzukommen. Ich öffne die Tür und lasse Ajola zuerst hineingehen. Die ClothBot-Passage ist, trotz der vielen Fenster, ein relativ dunkler Verbindungsraum zwischen zwei Hauptgebäuden des Lern-Campus. Außer dem ClothBot ist hier rein gar nichts, nicht mal eine Sitzmöglichkeit. Ich frage mich immer wieder, warum dieser Raum so unfreundlich gestaltet wurde. Kein Wunder, dass niemand hier verweilen möchte. Nur rein, durch und raus. Das einzige, das mir noch einfällt und ein Grund für die karge Einrichtung sein könnte, ist die Privatsphäre, die eventuell notwendig ist, wenn die Scanfunktion des Bots mal verwendet werden sollte. Da sich die Leute hier nicht gerne aufhalten, ist diese implizit gewährleistet. Ich brauche die Scanfunktion gerade nicht. Meine Konfektionsdaten sind ja bereits in meinem MultiNet gespeichert und der Bot wird sie zusätzlich auch auf die Etikette der alten Jacke einscannen und sie mich bestätigen lassen.

„Du brauchst eine helle Jacke, die passt besser zu deinem dunklen Hautton und zu deinen anderen Klamotten“, höre ich Ajola. „Wo ist denn deine Alte?“

Ich ziehe die alte Jacke aus meinem Rucksack und zeige sie ihr. In der einen aufgenähten Tasche klafft ein Loch.

„Ok, die geht ja nun wirklich nicht mehr!“, schmunzelt Ajola und rollt amüsiert die Augen.

Wie immer habe ich bei ihr das Gefühl, dass sie mich nicht wirklich ernst nimmt. Ich deponiere die alte Jacke in den Recyclingschacht und logge mich am ClothBot ein. Auf dem Monitor erscheint eine Auswahl von stilisierten Bekleidungsstücken. Ich tippe auf das Jacken-Symbol und stelle mir aus verschiedenen Stoff-, Farb- und Modellvarianten meine neue Jacke zusammen.

„Nicht so schnell, Mika!“, raunt Ajola und schiebt mich zur Seite.

Sie geht in die Detail-Einstellungen und versucht verschiedene Kombinationen,

verwirft die eine, probiert eine andere und speichert schließlich drei als Favoriten ab, die sie mir stolz präsentiert.

„Was hältst du von meiner Auswahl?“, fragt sie und grinst erwartungsvoll.

Sie kennt sich mit Klamotten gut aus, das muss ich ihr lassen. Ich bin immer froh, wenn ich sie beim Sachen aussuchen dabeihabe.

„Ja, die mittlere der drei gefällt mir am besten, aber sie sollte etwas länger sein.“

Mit flinkem Finger auf dem Display des ClothBots verlängert Ajola die virtuelle Jacke und zieht sie meinem virtuellen Avatar über.

„Schick!“, lacht sie.

Ich habe auch nichts anderes erwartet, eigentlich. Ich umarme sie, so wie sie vor dem Automaten steht, halb gedreht zu mir und zufrieden lachend.

„Danke, sie ist echt sehr gelungen“, flüstere ich ihr ins Ohr und es fällt mir schwer sie wieder loszulassen.

Ajola scheint sich auch nicht losreißen zu wollen. Im Gegenteil, sie dreht sich zu mir und schmiegt sich an meiner Brust. Ich kann ihre Haare und ihre Haut riechen. Ich höre sie auf einmal kichern und, als sie ihr Kopf hebt, sehe ich ihre Augen kurz glitzern, bevor sie sich wieder dem Automaten zuwendet.

„Was machen wir in der nächsten Stunde?“, fragt sie verspielt und nimmt meine Hand in ihre.

In der Cafeteria

„Lass uns etwas Essen, bis die Jacke fertig ist.“ schlage ich vor.

Sie lächelt mich zustimmend an und befreit sich behutsam aus meiner immer noch festen Umarmung, die ich nur widerwillig löse. Ich schaue ihr einen Augenblick nach, wie sie zur Tür geht. Ihr Gang ist anmutig und leicht. In der Tür dreht sie sich noch mal um und lächelt mich an, bevor sie rausgeht. Ich schüttele kurz den Kopf. *›Ist irgendwie wie im Traum …‹* Ich prüfe noch, dass mein Kommunikator die Fertigstellung der Jacke mit dem ClothBot synchronisiert hat und beeile mich. Wir gehen zur Cafeteria des Campus zurück. Es ist schon nach achtzehn Uhr und die Cafeteria ist gut besucht. Ein paar von unseren Mentoren sitzen an einem Tisch in der Ecke und diskutieren. Boris Aalbach winkt uns zu sich herüber.

„Ihr habt das Problem gelöst, höre ich?“, fragt er und freut sich offensichtlich Ajola zu sehen.

„Ja wir sind wohl weitergekommen, aber ohne die Hilfe von Reyad wären wir dem Problem nicht so schnell auf die Schliche gekommen“, antwortet Ajola.

„Habt ihr auch für die fehlerhafte Komponente Ersatz bestellen können?“

„Ja, das konnten wir. Glücklicherweise gab es noch ein Teil auf Lager, das schnell geliefert werden kann.“

Wir verabschieden uns und suchen einen gemütlichen Platz an einem weniger stark besetzten Tisch.

„Die Speisekarte ist schon etwas ausgedünnt“, stelle ich fest.

„Die Küche wird nur einmal am Tag versorgt und nur für eine geschätzte Anzahl von Besuchern“, erinnert Ajola.

„Ja, ich habe vorhin die heutige Lieferung beobachtet, als ich vom ScanBot rauskam“, stimme ich ihr zu. „Es hat mich überrascht, dass die Kisten mit Lastenrädern gebracht wurden. Gibt es neue Gärten, die so nah sind, dass das geht? Ich erinnere mich, dass zu der Zeit als ich in der Mensa mitgeholfen hatte, die Gemüselieferungen mit einem Kleinbus durchgeführt wurden. Ich habe beim Abladen mitgemacht.“

„Ja, neue Gärten, in der Nähe … Reorganisation der Versorgung …“, murmelt Ajola, etwas abwesend wie mir scheint.

Wir lauschen einige Minuten der Geräuschkulisse des Speisesaals. An der Holztheke der Essensausgabe ist gerade niemand. Hinter der Theke kümmern sich zwei unserer jüngeren Kommilitonen, die Küchendienst haben, dass das Essensangebot sauber erreichbar ist und Tabletts, Geschirr und Besteck vorhanden sind. Die Einrichtung ist alt. Das Gebäude hatte schon vor der Transformation als Kantine gedient und vieles hat bis heute überdauert. Nur das Geschirr musste teilweise erneuert werden. Gerade gibt es nur zwei warme Gerichte, aber dazu viel Obst und Salat. Ich nehme mir nur einen Apfel mit. Das ist mir gerade genug an Essen. Ich weiß, dass Leyla etwas Leckeres gekocht hat.

Die tiefliegende Sonne erhellt den Raum. Die alten laminierten Tische reflektieren das orangefarbene Licht an die Decke. Die neuen Holztische sind matt, aber dafür strahlt das polierte Eichenholz viel wärmer. Um uns herum sehe ich nur zufriedene Gesichter. *›Warum fühle ich mich hier immer so gut …?‹* Es ist wahr. Hier ist es für mich wie Zuhause. *›Vielleicht auch wegen der vielen schönen Stunden, die ich hier*

verbracht habe …?‹

Aus der Küche sind noch metallische Geräusche zu hören. Es wird sehr wahrscheinlich bereits sauber gemacht. Vor mir würzt Ajola ihren Salat nach. Ich finde sie verwendet zu viele Gewürze für meinen Geschmack. Ich beobachte ihre Bewegungen und Haltung. Sie sitzt immer sehr gerade am Tisch und scheint ihr Essen mit allen Sinnen zu genießen.

„Was machen wir in drei Monaten, wenn unsere Zeit am Campus zu Ende geht?“, fragt sie plötzlich und lässt ihre Gabel im Salat stecken. „Ich habe überlegt, hier vor Ort, auf dem Campus, Teile der Instandhaltung der Technik zu übernehmen. Es gibt allerdings auch einen Austausch mit anderen Gemeinschaften, bei dem sich mehrere Projekte entwickeln könnten.“

Ich verstehe Ajolas Frage und ihre Überlegungen gut. Meine Projekte hier am Campus neigen sich auch dem Ende zu und es wird Zeit mich neu zu orientieren. Ich hatte auch überlegt, noch einige Zeit an meinem Geburtsort zu verbringen, um mich nützlich zu machen.

„Ich habe mich mit der Frage noch nicht wirklich beschäftigt.“, antworte ich. „Aber ich denke, ich sollte bald mal prüfen, was das TransSocietyBoard im MultiNet an weiteren Möglichkeiten anbietet. Ein Ortswechsel würde mir gut tun und helfen meinen Durst nach Erfahrungen zu stillen.“

„Ja, das braucht eine gute Vorbereitung.“, meint Ajola und schaut auf die Uhr ihres Kommunikators. „Ich weiß wirklich noch nicht, wie es werden soll. Aber jetzt ist erst mal deine Jacke abholbereit!“, stellt sie fest und will aufstehen, obwohl sie mit dem Essen noch nicht ganz fertig ist.

„Und dein Essen? Willst du alles so stehen lassen?“, frage ich etwas überrumpelt, als auch in meinem Kommunikator der Alarm losgeht.

Mir wird gerade bewusst, wie schnell die Zeit vergeht. Ajola steht schon vor mir, nimmt mich bei der Hand und fordert mich mit dem Blick ihr zu folgen. Ich möchte ihr in diesem Moment nicht widersprechen. Ich schultere meinen Rucksack und wir geben unsere benutzten Tabletts an der Geschirrrückgabe ab. An der Tür blendet mich kurzzeitig noch ein reflektierter Sonnenstrahl. Ajola schaut in den Himmel und lächelt mir zu. Eine wohlige Wärme breitet sich in meiner Brust aus. *›Was ist das wohl …?‹*

Wir gehen langsam, ohne jegliche Hast, die Hauptallee entlang. Die untergehende Sonne lässt unsere Schatten über die Wiese wandern und den Eingang der Cloth-

Bot-Passage lange vor uns erreichen. Ich hab kein Bedürfnis etwas zu sagen. Ich sehe ihr Gesicht von der Seite an. Sie schaut nach vorne, nachdenklich wie ich vermute. Sie hält meine Hand fest in ihrer und das fühlt sich sehr angenehm an.

Die alten Gebäude, in den sich die Chemie- und Physik-Laboratorien befinden, werden langsam hinter den alten Bäumen sichtbar. Wegen ihrer Stuckatur werden sie von den Studierenden liebevoll »Oma und Opa« genannt. Die dazwischen gebaute ClothBot-Passage mit ihrer kargen, funktionalen Architektur, erscheint eher wie ein Fremdkörper, der aber schon lange vollkommen integriert wurde. Der ClothBot an sich befindet sich in speziellen Räumen, die an der Hinterseite der Passage angebaut wurden. In der Passage selbst befindet sich nur das Terminal des Bots und die Ein- und Ausgabeklappe sowie die kleine Nische der Scanner-Vorrichtung.

Angekommen logge ich mich am Terminal des ClothBots wieder ein. Die Ausgabeklappe öffnet sich und meine neue Winterjacke liegt zur Abholung bereit.

„Los, zieh die mal an!“, fordert Ajola.

Ich streife die Jacke über und schaue in den Spiegel an der Seite des Automaten.

„Sitzt perfekt!“, freue ich mich.

„Klasse, tolle Farbe, aber insgesamt ein bisschen zu lang.“

Unsere Blicke treffen sich und das warme Gefühl verbreitet sich unkontrolliert in meinem Inneren. Ich mag Ajola und habe irgendwie den Eindruck, dass ihr das sehr bewusst ist. Ich weiß allerdings nicht, ob ich mich gerade jetzt darüber freuen sollte. *›Ich stehe vor einer Entscheidung, die mich eventuell weit weg von ihr bringen wird.‹,* denke ich unwillkürlich, *›Ist das der richtige Zeitpunkt mich in sie zu verlieben? …‹*. Nur, das, was ich in mir spüre, spricht nicht die Sprache der Vernunft. *›… habe ich überhaupt die Wahl, mich jetzt nicht zu verlieben? Ich glaube ich will es gar nicht wissen!‹*

„Du solltest nicht darüber lachen“, ermahne ich sie verschmitzt, „du hast schließlich die Farben und das Modell ausgewählt, nicht ich! Und die Länge ist genau richtig.“

Es ist mir schon klar, dass ihr meine Augen etwas anderes erzählen und, dass sie eher deren Geschichte hören mag, als die meiner Worte. Es ist mir aber egal.

Eine Veränderung bahnt sich an

Erntevorbereitungen

„Der Wetterbericht sagt, dass nächste Woche bestes Erntewetter sein wird. Wir brauchen dann aber ein paar Erntehelfer um das Pflückgetreide einzuholen.“ verkündet Leyla aus dem Arbeitszimmer.

Ich kann durch die offene Tür nur ihren Rücken sehen. Lares sitzt am Küchentisch und scheint sich das Essen wirklich gut schmecken zu lassen. Ich wundere mich immer wieder, wie mein Bruder beim Essen alles um sich herum vergisst.

„Hey, Mika! Was hast du nächste Woche vor? Du kannst doch ganz geschickt mit dem Pflückdrescher umgehen!“, höre ich Leyla unvermittelt fragen.

›Pflückdrescher fahren‹, denke ich, *›ja, es macht mir Spaß die Kraft der Maschine so dosiert einzusetzen, dass fast keine Geräusche entstehen.‹* Es ist schon eine große Herausforderung mit dem spinnenartigen Pflückdrescher so schonend über die Wiesen zu manövrieren, dass die Pflanzen so wenig wie möglich beeinträchtigt werden. Ich merke, dass ich mich richtig darauf freue.

„Ich bin dabei, und du Lares? Du hast zwar keinen grünen Daumen …“

„Lares ist schon anders verplant“, weiß Leyla.

Lares verschluckt sich am Essen, will protestieren, aber sein Protest erstickt im Hustenanfall.

„Lares hilft mir bei der Kanalsanierung im Ort, der Regenwassersammler ist undicht und muss erneuert beziehungsweise repariert werden“, sagt Simon.

Unsere Gemeinschaft verteilt die anstehenden Aufgaben auf alle Mitbewohner, die mithelfen können. Genaugenommen koordiniert meine Mutter die Aufteilung der Aufgaben. Sie hat für zwei Jahre die Organisation für die Gemeinschaft übernommen. Ich finde, sie macht den Job besser, als mein Vater zuvor und sie weiß dabei überzeugend aufzutreten, was bestimmt nicht einfach ist, wenn so viele Leute nur spontan und für kurze Zeit involviert werden müssen.

Klar ist ihr das Verwaltungsprogramm, das standardmäßig auf alle Kommunikatoren installiert wird, eine große Hilfe. Trotzdem muss sie erst mal alle tatsächlich benötig-

ten Arbeiten sammeln, die notwendigen Aufgaben identifizieren und für die Planungsversammlung einen Entwurf der Prioritätenliste erstellen, der dann mit allen besprochen und abgestimmt werden kann. Das ist aber gerade das, was meiner Mutter offensichtlich am meisten Spaß macht. Die daraus folgende Organisation der Arbeiten läuft sowieso fast automatisch, über die App im Kommunikator, nach dem alle daran Beteiligten sich entsprechend der eigenen Fähigkeiten als »Verfügbar« gemeldet haben.

„Vor der Ernte," werfe ich noch ein, „würde ich mir den Pflückdrescher nochmal genauer anschauen wollen, damit wir unterbrechungsfrei arbeiten können und nicht wie letztes Jahr mehr Schrauben als Ernten!"

„Das ist eine gute Idee." Meint Lares, noch immer rot im Gesicht von seinem Hustenanfall. „Ich werde dir dabei helfen."

„Ich sehe schon, das läuft mit euch! Ich werde noch ein paar Leute ansprechen, die uns beim Einsatz unterstützen können." tönt Leylas Stimme aus dem Arbeitszimmer.

Simon kommt aus dem Bad raus und nickt mir kurz zu. Er füllt Wasser in den Wasserkocher, schaltet ihn ein und schaut abwesend durchs Fenster. Leyla kommt auch in die Küche, mit einem Notizblock in der Hand. Sie sieht Simon fragend an.

„Und? …", meint sie, anscheinend auf die Antwort auf eine mir unbekannte Frage wartend.

Simon dreht sich zu ihr und sagt mit trockener Stimme:

„Nichts, zumindest bis jetzt …"

Lares guckt mich verwirrt an. Ich weiß auch nicht, um was es eigentlich gerade geht. Meine Mutter schaut in ihre Notizen und legt sie dann auf dem Tisch.

„Das ist doch nicht deren ernst, oder?", meint sie und setzt sich auf einen der Küchenstühle. „Wissen sie nicht, dass wir das eigentlich bereits seit gestern erwarten?"

„Doch, aber einige haben es noch nicht geschafft", entgegnet Simon ruhig. „Sie wollen aber alle, spätestens bis zur nächsten Versammlung nächste Woche, alles erhoben und gemeldet haben."

„Und wie soll ich bitte schön die Planung fertig machen, wenn mir die aktuellen Bedarfsdaten fehlen? Meinen die alle, dass das Wetter so lange auf uns wartet, bis wir wissen, was wir tatsächlich brauchen?"

Die Stimme meiner Mutter klingt auch ruhig, aber eher wie die Stille vor dem Sturm. Ich fange an die Situation zu begreifen. So weit ich den Planungsprozess kenne, müssen alle Familien, ja, alle Gemeinschaftsmitglieder ihren tatsächlichen Bedarf an Nahrung für die nächste Planungsperiode so einschätzen, dass die Erntearbeiten sinnvoll organisiert werden können. Das bedeutet, dass sie so organisiert werden, dass nicht mehr in das Leben anderer Wesen eingegriffen werden muss, als es unbedingt notwendig ist. *›Anscheinend gibt es mal wieder Leute, die zu spät sind …‹*

„Ich fürchte, ich werde eine Sonderversammlung einberufen müssen …“, fängt Leyla mit ernster Miene an.

„Bist du dir sicher, dass du diese Spannung erzeugen möchtest?“, fällt ihr Simon ins Wort. „Eigentlich hast du schon die statistischen Werte der letzten Jahre parat und die müssen für eine grobe Planung erst mal reichen.“

„Ja, für eine grobe Planung reichen sie aus, aber wir wissen alle, dass eine solche Planung unter Umständen mehr Schaden anrichten kann, als wir wirklich anrichten müssen“, lässt sich Leyla nicht beschwichtigen. „Wir müssen mit allen reden! Alle müssen verinnerlichen, dass wenn sie sich so gehen lassen, dies auch Auswirkungen haben kann, die wir uns alle nicht wünschen …“

„Ja, in Ordnung. Die Planung ist deine Verantwortung und es läuft nicht wie abgestimmt. Vielleicht ist ein Sondergespräch nicht verkehrt“, meint Simon und gießt das kochende Wasser in die Teekanne.

Das Gesicht meiner Mutter zeigt hohe Spannung. Sie sagt aber nichts mehr, sondern steht nur auf und verschwindet ins Arbeitszimmer. Kurz danach höre ich sie leise mit jemanden telefonieren. Lares guckt mich fragend an. Ich zucke mit den Schultern. Simon steht weiterhin mit seiner Teetasse vorm Fenster und schaut abwesend hinaus.

Mein Kommunikator piepst. Eine Sondersitzung der Gemeinschaft wurde einberufen. *›Das war aber schnell …‹* Die Situation scheint im Moment unter Kontrolle zu sein. Ich schaue fragend meinen Vater an. Mich beschäftigt gerade etwa anderes.

„Du warst noch bei Opa, oder? Wie geht’s ihm?“

„Es geht ihm momentan besser, aber er baut, wie ich finde, stetig ab“, antwortet Simon nachdenklich. „Zu den Notizbüchern von Ethan wusste er allerdings Interessantes zu berichten. Viele Dinge, die sein Vater während der Metamorphose notiert hatte, sind ihm selbst noch gut in Erinnerung. Ich glaube, ihn hat schon die Erwähnung der Notizbücher sehr berührt. Er hatte diese Zeiten teils selbst erlebt und

meint, dass wir es heute ungleich einfacher haben, als zu den damaligen Zeiten. Wir sollten dankbar sein, meint er, dass die Menschen sich eines Besseren besonnen haben und nun weitestgehend friedlich koexistieren.“

Das, was mein Vater erzählt, macht mich nur neugieriger. *›Es wird Zeit, dass mir die Notizbücher im MultiNet zur Verfügung stehen. Ich brauche ein paar Antworten zu dem Berg von Fragen, der sich mittlerweile auftürmt.‹*

„Ich würde morgen, wenn ich Opa besuche, auch ein paar Fragen zu den Notizbüchern haben. Meint Ihr, dass das eine gute Idee ist?“.

„Ich denke Opa wird dir gerne deine Fragen beantworten, Mika, aber wenn du siehst, dass es ihn zu stark belastet, bist du bitte umsichtig, ja?“, mahnt Vater.

„Ja, natürlich …“.

Ich merke, dass ich mir Sorgen um meinen Opa mache. Insgesamt bin ich gerade ziemlich unruhig innerlich. Norams Gesundheit bereitet mir Bauchschmerzen, das Gespräch über die nahe Zukunft, das ich mit Ajola hatte, ist genauso präsent, und dazu noch die Neugier wegen der Notizbücher. Das alles, habe ich das Gefühl, hängt irgendwie miteinander zusammen. Vielleicht auch deswegen, weil die Notizen meines Urgroßvaters offensichtlich aus einer bewegten Zeit stammen, in der die ganze Menschheit eine Reise unternehmen musste, dessen Ergebnis ich heute erleben darf.

„Ach übrigens, ich spiele mit dem Gedanken, nach der Zeit am Campus, endlich meinem Wunsch nach einer langen Reise und dem Austausch mit anderen Menschen nachzugehen …“, werfe ich in den Raum.

„Hast du schon ein bestimmtes Ziel im Auge?“, fragt Leyla, als ob sie darauf gewartet hätte. „Was hältst du davon, unsere Familie in Burkina Faso zu besuchen?“

„Daran hatte ich noch gar nicht gedacht“, sage ich etwas überrascht und schaue meine Mutter neugierig an. „Stimmt, ich würde Opa Jitu und Oma Kyara gerne persönlich kennenlernen. Du hast zwar viel von den beiden erzählt, aber gesehen haben wir uns bisher nur auf dem Display bei den Videoanrufen.“

„Da, in der Nähe des Ortes wo sie leben, gibt es doch dieses Projekt zur Feld-Bewässerung“, meint Simon so beiläufig dazu, als ob er nur darauf gewartet hätte es endlich loszuwerden. „Das solltest du dir mal im TransSocietyBoard genauer anschauen. Aber es ist ein weiter Weg und eine beschwerliche Reise nach Burkina Faso …“, warnt er und schaut mich direkt an.

„Das würde mich nicht davon abhalten, auch wenn ich eigentlich nicht unbedingt gleich so weit reisen wollte“, antworte ich etwas genervt, dass meine Eltern schon Pläne für mich haben. „Oma und Opa und auch Burkina Faso möchte ich schon sehen, aber ich wollte mit einer kürzeren Reiseroute anfangen, zum Beispiel bis zur Schwarzmeerküste, durch die osteuropäischen Gebiete. Ich wollte nicht so lange von Zuhause weg sein, wisst ihr?“, meine ich noch und es ist mir bewusst, dass meine Stimme etwas trotzig klingt.

Simon und Leyla schauen sich kurz an und tun dann so, als ob sie meinen etwas verärgerten Ton nicht bemerkt hätten.

„Klar, Mika, es ist alleine deine Entscheidung, ob und wohin du eine Reise unternehmen wirst …“, fängt Leyla nach einer kurzen Pause an. „Ich spreche das nur deswegen an, da meine Eltern schon lange den Wunsch geäußert hatten, dich mal persönlich kennenzulernen … und, da sie nicht mehr so jung sind, selbst so eine lange Reise auf sich nehmen zu können, ist es nur natürlich, dass sie sich wünschen, dass du sie dort, in Koti, besuchen kommst.“

Leyla schaut mich ruhig an. Simon dagegen scheint sich eher für einen Suppenlöffel zu interessieren. *›Sie scheinen schon lange darüber gesprochen zu haben …‹*

„Das heißt, dass du bereits mit Opa und Oma darüber gesprochen hast, dass ich dorthin fahren werde?“, frage ich meine Mutter direkt.

„Ja, wir haben darüber gesprochen, aber das …“

„Hättest du nicht vorher mit mir sprechen können? Mich fragen, was ich vorhabe?“, halte ich ihr vor.

„Mika, warum regst du dich so auf? Wir haben nur prinzipiell darüber gesprochen, dass du irgendwann bestimmt auch mal nach Burkina Faso reisen wirst, um unsere Familie dort kennenzulernen. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Ja, klar, aber jetzt warten sie auf mich und ich kann selbst gar nicht mehr entscheiden … denn, wenn ich nicht dahin fahre, dann enttäusche ich sie schon, bevor sie mich jemals persönlich kennenlernen konnten …“

Ich bin sehr aufgewühlt und wütend gerade und kann meinen Eltern gar nicht in die Augen schauen. Es ist nicht so, dass es mich nicht reizen würde, eine so lange Reise zu unternehmen. Es ist nur, dass ich mich von meinen Eltern etwas bevormundet fühle.

„Ich wollte selbst entscheiden, wohin ich eine Reise unternehme“, werfe ich noch

ein, diesmal den Blickkontakt suchend.

Simon hebt seinen Kopf und hält meinem Blick stand. Leyla steht auf und kommt einen Schritt in meine Richtung. Simon hält sie fest und spricht mit sehr ernster Stimme.

„Mika, du bist nach wie vor derjenige, der die tatsächliche Entscheidung treffen kann und sogar muss. Wir können dir nur Vorschläge unterbreiten, die dich bei deinen Überlegungen inspirieren können, oder auch nicht. Schließlich wirst du auf der Reise sein, nicht wir. Und, übrigens, du hast bisher auch noch niemals mit uns über deine Reisepläne gesprochen … was in deinem Alter normal ist.“, fügt er noch schmunzelnd hinzu.

›Aha, diese Masche wieder …‹ tröpfelt ein Gedanke und ich muss selbst schmunzeln. Mein Vater hat so seine Art, der ich noch nie wirklich widerstehen konnte.

„Was hattest du genau für andere Pläne, Mika?“, fragt Leyla und setzt sich wieder hin.

›Da hat sie mich …‹.

„Darum geht es hier nicht …“, versuche ich auszuweichen.

„Ja, das ist wahr“, lässt sie nicht locker, „aber wenn du so einen Aufstand machst, dann ist die Frage berechtigt und ich bin wirklich neugierig.“

„Es ist jetzt egal!“, wiegele ich ab. „Wie schon erwähnt, es reizt mich schon Oma und Opa zu besuchen … bin allerdings von den bereits geführten Gesprächen und bestimmt entstandenen Erwartungen etwas überrascht.“

Ich fühle, wie ich mich beruhige. Simon lächelt mich an und Leylas Blick umhüllt mich förmlich. Ich bin froh, dass mich keiner von meinen Freunden gerade sehen kann. Es wäre mir etwas peinlich. *›So eine Familienplörre …‹* Denke ich und es tut mir sofort leid. Eigentlich freue mich, dass Leyla und Simon so sind, wie sie sind. *›Aber das kann ich ihnen so nicht sagen, oder?‹* Ich reiße mich zusammen und frage noch mal.

„Warum warnst du mich wegen des weiten Wegs, Papa? Hättet ihr Bedenken wegen der Entfernung? Offensichtlich scheint ihr beide damit gerechnet zu haben, dass ich bald auf die Reise gehen werde und sogar, dass diese Reise sehr lang sein wird …“

„Nein, nein, keine Bedenken. Klar rechnen wir schon eine Weile damit, dass du demnächst von zuhause weggehen wirst. Das tun doch die meisten jungen Men-

schen irgendwann, oft gleich nach dem Erreichen der Volljährigkeit. In so einem Zusammenhang haben auch wir uns kennengelernt …“, lächelt er Leyla an. „Ich meine nur, dass du noch niemals so eine weite Reise unternommen hast“, schmunzelt er weiter. „In deinem Alter allerdings ist das eine lohnenswerte Erfahrung, die ich dir nur empfehlen kann.“

„Das weiß ich und ich weiß auch, dass du so eine Reise schon mal unternommen hattest und, wie ich sehe, bist du auch gesund zurückgekommen“, flunkere ich mit und schaue meinem Vater tief in die Augen.

Mein Vater hatte damals die Reise gemeinsam mit meiner Mutter unternommen, um bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Davon hatten uns die beiden mehrmals erzählt, aber bis jetzt schien mir die ganze Geschichte ohne große Bedeutung. Vor allem, weil der angebliche Grund für die Reise mir nicht wirklich glaubhaft erscheint.

„Wenn ich mich dafür entscheiden sollte, dann musst du mir unbedingt bei den Vorbereitungen helfen“, schaue ich erneut meinen Vater direkt an. „Ich habe nämlich noch keine Vorstellung davon, wie ich dahin kommen könnte.“

Ich merke schon, dass, trotz der etwas überraschenden Wendung durch meine Reiseentscheidung, mich die Idee packt und tief in mir eine unbekannte Sehnsucht Gestalt annimmt. Ich sehe in meiner Vorstellung bereits Bilder von Landschaften, die ich nur aus Dokumentarfilmen kenne. Ich möchte reisen und ich bin auf das Neue sehr neugierig. Ich weiß nur noch nicht, ob es so weit weg sein muss. Irgendwie habe ich auch ein bisschen Angst davor. Oder vielleicht ist es nur die Aufregung?

Neues Zimmer

›Wo bin ich?‹ Alles um mich herum ist irgendwie anders, als ich es erwarte. Ich kann noch nicht sehr klar sehen, meine Augen schlafen noch. *›Ach so, ich bin ja umgezogen … das Zimmer ist neu …‹* Die Tür ist nur angelehnt und in der Küche klimpert es laut. Ich kann nur vermuten, dass Lares sich Frühstück macht. Ich hab noch keine Lust aufzustehen.

„Hey du!“, höre ich meine Stimme, leise sagend.

Das Klimpern hört auf und Lares blickt durch den Türspalt.

„Auch schon wach?“

In der Hand hat er einen Frühstücksteller und verschwindet gleich wieder. *›Der Kerl*

ist ununterbrochen nur am Essen, oder?‹ Sage ich mir und versuche mich auf der Bettkante aufzurichten.

„Na, Mika, gut geschlafen im neuen Zimmer?“, höre ich Lares Stimme irgendwo in der Küche.

„Ja, schon, war nur beim Wachwerden etwas verwirrt, weil ich nicht sofort wusste, wo ich eigentlich war …“, sagt eine noch leisere Stimme.

Lares schaut mich wieder durch den Türspalt fragend an.

„Was sagst du?“

Ich räuspere mich und winke ab. Lares lächelt und verschwindet wieder. Ich stehe auf, aber die Füße sind noch sehr ungelenkig und ich stolpere über die Hausschuhe. *›Ach ja, guter Anfang …‹* Lares schaut mich mit vollem Mund an und schweigt. Ich brauche einen Tee. Ich setze noch mal Teewasser auf und gehe zum offenen Küchenfenster. Die Amseln in der Umgebung stecken ihr Revier lautstark ab. Die Luft ist frisch und riecht nach reifen Früchten. Langsam komme ich ins Hier und Jetzt. Ich höre meinen Kommunikator leise in meinem Zimmer ertönen. Ich hole ihn mir in die Küche. Der ScanBot ist fertig. Alle Notizbücher sind nun in meinem MultiNet. *›Endlich, wurde auch Zeit!‹*. Das Wasser kocht. Ich setze einen Alarm für den Tee. Der muss noch ziehen. Ich schaue durchs Fenster in den Garten. Ich habe das Gefühl, dass sich alles sehr langsam bewegt. Auch Lares ist gerade außergewöhnlich ruhig, finde ich. Ich durchstöbere das neue Inhaltsverzeichnis und die Scanner-Logs. Es scheint alles problemlos funktioniert zu haben. *›Gut so!‹* Ich setze mich an den Küchentisch, trinke einen Schluck Tee und öffne den ersten Eintrag.

> *18. März 2009*
>
> *Adina war heute in meinem Seminar! Ich hatte keine Ahnung, dass sie auch Schwerpunkte in Soziologie hat? Ich dachte, sie studiert BWL … haben die im BWL-Studium auch Sozialkunde? Ich muss mich unbedingt erkundigen. DAS wäre ja toll, wenn wir auch noch gemeinsame Interessen hätten. Vielleicht möchte sie auch bei unserem Blatt mitmachen. Vielleicht kommt sie auch zur Demo? Wie auch immer, ich muss schon sagen, dass Herr Professor Welzer gegen sie keine Chance hatte – seitdem ich SIE gesehen habe, konnte ich kein Wort mehr verstehen, von dem, was er uns über sein*

FUTUR ZWEI Projekt erzählte. Und das ist gar nicht gut – wenn ich bei dem keinen Schein mache, dann sieht es düster aus. Adina war jedoch eine Augenweide im Vergleich zum alten Harry, das lässt sich auch nicht bestreiten.

›BWL?‹ Der Kommunikator meint dazu, dass die Betriebswirtschaftslehre eine Einzelwissenschaft innerhalb der Wirtschaftswissenschaften war, die sich mit dem Wirtschaften in Unternehmen befasste. *›OK? Aber was sind nun Unternehmen?‹* Ein Unternehmen war eine wirtschaftlich selbständige Organisationseinheit, die mit Hilfe von Planungs- und Entscheidungsinstrumenten Markt- und Kapitalrisiken einging und sich zur Verfolgung des Unternehmenszweckes und der Unternehmensziele eines oder mehrerer Betriebe bediente. *›Aha!‹* Und FUTUR ZWEI war eine gemeinnützige Stiftung, die sich für das Projekt einer zukunftsfähigen, enkeltauglichen, offenen Gesellschaft einsetzte. *›Na, das bleibt spannend und wirft gerade mehr Fragen auf, als es beantworten kann …‹*

Im Suchindex der Notizbücher gebe ich Burkina Faso ein, mal sehen, was Uropa dazu zu schreiben hatte. Es sind viele Einträge angezeigt.

22. April 2009

Ich bin bestürzt … ich habe gerade den Film von Miki Mistrati über die Kindersklaven auf den Kakaoplantagen in der Elfenbeinküste gesehen. Mir fehlen einfach die Worte. Wir haben 2009, ein Jahr nachdem das Harkin-Engel Protokoll, das diese Arschlöcher selbst ausgehandelt und unterzeichnet haben, in Kraft getreten ist und dann diese Bilder, diese erdrückenden Beweise. Es ist damit klar, dass es den Mächtigen Nestlé, Cargill und Co. einfach schnurzegal ist wie die Kakaobohnen geerntet werden, solange der Preis stimmt und sie ihren Profit einfahren können.

Ich bin einfach sprachlos und traurig. Was müssen wir, die wir hier im Westen leben, für Menschen sein, wenn wir uns trotz dieser Beweise, immer noch an billiger Schokolade laben, die von diesen Monster-Konzernen produziert wird? Es sind Kinder ab 7 Jahren, die umsonst gearbeitet haben, um uns diese Spottpreise zu ermöglichen.

Ich mag keine Schokolade mehr essen! Woher kann ich sicher wis-

sen, dass die Kakaobohnen ohne Kinderarbeit geerntet worden sind? Und ich werde auch keine Schokolade mehr verschenken!

Es ist schon verrückt – ich weiß aktuell gar nicht welche Informationen wirklich wichtig sind und welche nicht. Über Kindesmissbrauch wird, wenn schon, nur von Aktivisten berichtet, während die internationalen Organisationen es gerade für viel wichtiger erachten, das die »Schweinegrippe« als »Pandemie« betrachtet wird. Nicht, dass so eine Seuche nicht gefährlich wäre, aber eine »Pandemie« ist meines Erachtens was anderes. Ich gebe zu, ich kann nicht anders, als andere Interessen dahinter zu vermuten.

›Und was hat das mit Burkina Faso zu tun? War das mit der Kinderarbeit in Burkina Faso. Wachsen dort Kakaobohnen?‹ Der Suchalgorithmus hat einfach alles, was mit Afrika zu tun hat markiert. Ich stelle die Tasse auf den Tisch und lehne mich zurück. Ich finde die letzten Aussagen etwas krass. Nicht, dass ich viel Schokolade essen würde. Ich kann mich auch kaum daran erinnern, wann ich zuletzt Schokolade gegessen habe. Aber ich verspüre auch nicht, dass sie mir fehlen würde. *›Wir haben doch Honig und so leckere Marmeladen hier …‹* Aber offensichtlich wurde damals sehr viel Schokolade gegessen und wir haben im Chemiestudium gelernt, dass die Zuckerproduktion ein aufwendiger Prozess ist, der eine schwere Auswirkung auf die Umgebung hat. Heute wird Schokolade nur aus Kakaobohnen hergestellt und die Marmeladen und Fruchtaufstriche, wenn überhaupt notwendig, mit Apfelpektin eingekocht. Alles ganz ohne raffinierten Zucker. *›Na ja, damals waren wohl andere Zeiten …‹*

1. Mai 2009

Das war mal wieder ein Tag voller Mist! Echt! Warum verstehen diese Antifa-Leute nicht, dass Gewalt niemals etwas anderes als nur Gegengewalt bringen kann? Warum eigentlich die ganzen Krawalle gegen die Polizei, warum sich schwarz verkleiden und vermummen und Autos anzünden, egal wie teuer sie sind? Dass sie nicht merken, wie viel Schaden sie gerade dem Gedankengut antun, von dem sie meinen, dass sie »dafür kämpfen« müssten… 1. Mai, als Tag der Arbeit, sollte eigentlich ein Tag der Freude und Besinnung zueinander sein, nicht des Kampfes gegeneinander!

Egal, ich kann diese Menschen nicht ändern. Ich muss akzeptieren, dass auch sie versuchen das System zu verändern und dass die Krawalle ihre »Stimme« ist. Schade, dass sie sich selbst dessen nicht bewusst sind, was sie damit einrichten.

Erfreuliches: Ich habe heute bei der Demo einen jungen Afrikaner kennengelernt, der hier anscheinend an der TU studiert, oder so – ich habe nicht ganz verstanden was er sagte, vor lauter Lärm um uns herum. Er trug ein selbstgebasteltes Plakat mit: »NO slavery for chocolate!« Er heißt Zanga Kaboré, wie er mir auf einem Zettel geschrieben hat und kommt aus Burkina Faso. Wir haben über den Film »Schmutzige Schokolade« von Miki Mistrati geredet. Er meint, dass dieser Film die Zustände dort auch nicht wirklich zeigt. Leider haben wir uns in der Menge verloren, als die von der Antifa randaliert haben und die Polizei intervenieren musste. Ein interessanter Mensch dieser Zanga.

Adina war leider nicht dabei :-(Ich habe sie gesucht, sie war aber nicht zu finden. Ans Telefon ging sie auch nicht.

Ich lege den Kommunikator weg und schaue nach draußen. Die Blätter der Buchen bewegen sich mit dem schwachen Morgenwind. Lares merkt, dass ich rausschaue und tut es mir nach.

„Ist was?“, meint er und schiebt sich eine Ecke Brot mit Butter in den Mund.

Ich antworte ihm nicht. Die Notiz über unseren anderen, afrikanischen Uropa hat mich unvorbereitet erwischt. Etwas hat sich in mir stark bewegt, als ich den Namen Kaboré gelesen habe. Es ist auch der Name meines Opas. Ich bin zur Hälfte auch ein Kaboré. Lares auch. *›Ob Lares sich auch bewusst ist, dass wir zur Hälfte auf einem anderen Kontinent Wurzeln haben?‹* Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ihm all das auch etwas bedeutet. Auf jeden Fall hat er sich bisher noch nie dazu geäußert. Er isst weiter, als ob er nie wieder was kriegen würde.

Ich stehe auf und gieße mir noch eine Tasse Tee nach. Mit dem Kommunikator neben dem Teller schmiere ich mir Zwiebelschmalz auf eine Scheibe Knäckebrot und lese weiter.

10. Oktober 2013

Wie kann das sein? Es wird berichtet, dass in Bangladesch 10 Prozent aller Kinder zwischen 5 und 14 Jahren arbeiten müssen, ansonsten würden ihre Familien sie und sich selbst nicht ernähren können. Ich meine: Noram ist jetzt zweieinhalb Jahre alt – das würde bedeuten, dass er, wenn wir in Bangladesch, in einer der schlechten Gegenden leben würden, in 3 Jahren arbeiten gehen würde! Könnte ich so was zulassen? Hätte ich überhaupt eine Chance es nicht zuzulassen? Ich guck mir den kleinen Kerl an, wie er hier in der Wohnung, trotz Adinas »autoritärem Regime«, glücklich und zufrieden und vor allem SATT, alles umkrempelt und ich kann mir nicht vorstellen, wie es sein muss, wenn wir in so einer Lebenslage wären. Allein der Versuch mir vorzustellen was in den Eltern in Bangladesch vorgeht, wenn sie ihre Kinder zum Arbeiten schicken müssen, lässt mich schaudern.

Ich bin jetzt arbeitssuchend, wie es heißt, und trotzdem mache ich mir keine Sorgen darum, dass ich meinem Kind nichts zu essen geben kann. Und das Schlimme daran ist, dass es mir stets bewusster wird, dass meine Sorglosigkeit mit dem Elend dieser Menschen finanziert wird. Es muss was geschehen, dass das nicht mehr so sein muss. Es muss sich was verändern und ich, als diplomierter Soziologe müsste auch wissen was … müsste ich? Die Wahrheit ist, dass ich es mir gut vorstellen kann, wie es sein sollte. Nur der Weg dahin ist mir nicht klar … noch nicht. Und, dass dieser Weg eigentlich auch denen bekannt ist, die sich, wie Snowden uns allen gerade gezeigt hat, mit aller zur Verfügung stehenden Macht dagegen wehren, macht eine Umsetzung nicht wirklich leichter. Ich habe auch meine ziemlich starken Zweifel, ob die Occupy-Bewegung, die bereits seit zwei Jahren in den Mainstream-Nachrichten präsent ist, einen real nützlichen Ansatz für eine Veränderung darstellt. Meinem Gefühl nach erzeugt dieser Widerstand nur noch mehr Gegenwiderstand beziehungsweise weitere Einschränkungen und Kontrolle. Eine etwaige Verbesserung konnte ich bisher nicht wahrnehmen.

Es ist unangenehm darüber nachzudenken – ich fühle mich ziemlich

ohnmächtig.

Ja klar, die Geschichte meiner Mutter und ihrer Eltern geht dann wohl auf die Zeit von Uropa und Zanga zurück. Ja, klar, und weiter? Ich würde gerne weiterlesen, aber das braucht definitiv viel mehr Zeit und Konzentration als ich im Moment aufbringen kann. Lares ist mit seinem Frühstück fertig und will offensichtlich das Haus verlassen. Ich kaue noch an meinem Knäckebrot.

„Lares, wollen wir heute Nachmittag nach dem Pflückdrescher schauen?“, werfe ich in den Raum, um Zeit zu gewinnen.

„Geht klar, bin etwa um zwei am Nachmittag am Gerätehaus“, antwortet Lares, der schon auf dem Sprung ist. „Den kriegen wir schon zum Laufen! Tschüss, bis später Mika!“ höre ich nur noch.

„Ja, bis später“, rufe ich ihm mit halber Stimme hinterher.

›Der hat es immer so eilig.‹ Ich würde lieber gleich wieder ins Bett steigen. Allerdings ist das keine Option.

Ich suche meine Sachen zusammen und gehe auch raus. Unterwegs zur InterMod-Station logge ich meine Fahrt nach »Blankenloch« ein. Ich habe Glück. Die nächste Verbindung in meine Richtung fährt in circa fünfzehn Minuten. Gut, da kann ich noch etwas in Ethans Notizbüchern schmökern. Ich lass mal in dem Archiv nach Einträgen suchen, in denen Norams Namen vorkommt. *›Wenn ich schon mal zu ihm fahre …‹* Die Suche dauert eine Weile und liefert eine ziemlich lange Liste. *›Ach du … was habe ich erwartet? Klar schreibt der Vater über seinen Sohn nicht nur einmal.‹* Ich klicke einfach auf einen der ersten aufgelisteten Verweise.

23. Februar 2017

Ich bin sehr froh, dass wir in Europa leben und nicht irgendwo in Asien. Und, dass ich mir keine Gedanken machen muss, dass meine Kinder irgendwann vom Hunger dazu gezwungen werden in einer der Fabriken von H&M oder Primark zu arbeiten. Noram ist zwar ein Junge, aber das macht keinen Unterschied für mich. Kinderarbeit sollte es nicht geben. Kinder sollten nur dann arbeiten, wenn sie selbst Spaß daran haben, als Spiel zum Lernen.

Wenn ich das lese, was die europäische Textilindustrie für den Profit und wir Europäer alles für einen Billigpreis in Kauf nehmen, dann

schäme ich mich, dass ich mich auch mal gefreut habe, als ich mir ein spottbilliges T-Shirt gekauft hatte.

Noram wird bald sechs und wird demnächst allerlei für die Schule brauchen. Gut, dass Adina und ich uns darauf geeinigt hatten: Keine billigen Sachen bei diesen Textilkonzernen zu kaufen.

Zanga hat das Problem in Burkina Faso nicht – ich frage mich, ob die Sachen, die wir ihm für Jitu geschickt hatten, bei ihm und seinen Kindern angekommen sind? In der aktuell aus deutscher Sicht permanenten »Flüchtlingskrise« ist unsere Hilfe, wie Zanga stets betont, immer sehr willkommen. Sollte mir das ein gutes Gefühl verschaffen? Ich weiß es nicht. Vor allem jetzt nicht, wenn in den USA ein Mensch zum Präsidenten gewählt wurde, der alle »illegalen Migranten« aus dem Land »deportieren« will. Ich hatte den Amerikanern dies echt nicht zugetraut … aber, wie es scheint, in der heutigen Zeit ist nichts mehr unmöglich!

Es ist komisch über meinen sterbenskranken Opa als Kleinkind zu lesen. Es ist allerdings die Geschichte meiner Familie. *›Die haben sich zwischenzeitlich nicht nur gefunden, nein, Opa ist nun seit sechs Jahren auf der Welt!‹*

Im InterMod-Bus setze ich ganz hinten. Alle Plätze sind besetzt, wie erwartet. Die Welt da draußen liegt friedlich in der Morgenluft. Die Menschen beginnen ihr Tagwerk. Es ist viel los zu dieser frühen Stunde und ich finde das Beobachten der Menschen, die ihren Tätigkeiten nachgehen, normalerweise faszinierend. Aber jetzt beschäftigt mich eine andere Welt. Eine Welt, die lange vor meiner Geburt aufgehört hat zu existieren.

Besuch bei Opa im Krankenhaus

Das Zimmer von Opa Noram wird von der Sonne erhellt. Opa sitzt in einem alten Ohrensessel, der fast genauso aussieht wie der in meinem neuen Zimmer zuhause. Er merkt nicht, dass ich bereits neben ihm stehe. Sein Gesicht strahlt Ruhe aus und seine Augen blicken irgendwohin in die Ferne. Ich tippe ihm sanft auf die Schulter.

„Hallo Opa! Wie geht’s dir heute?“

Opa zuckt leicht, allerdings ohne sich zu erschrecken und freut sich. Er lacht und

strahlt, als ob er ein Wunder gesehen hätte. Sein Blick umfasst mich und ich spüre sehr deutlich die Wärme der Verbindung, die schon immer zwischen uns existiert.

„Schön, dass du kommst, Mika! Du hast nun mein altes Zimmer bezogen? Wie gefällt es dir?“

„Ich bin total glücklich, jetzt deutlich mehr Platz zu haben. Aber an die neue Umgebung muss ich mich noch gewöhnen. Heute Morgen beim Wachwerden kam mir alles noch etwas fremd vor.“

„Das ändert sich, mein lieber Mika!“, weiß Opa „In einigen Tagen wirst du dich eingewöhnt haben und es wird dir vorkommen, als ob es schon immer dein Zimmer gewesen wäre.“

Ich setze mich auf den Bettrand. Opa steht auf und geht zum offenen Fenster.

„Ja, das glaube ich auch“, flüstere ich. „Aber wie geht es dir? Hast du hier alles was du brauchst? Ich habe im Gebäude niemanden gesehen. Wer hilft dir, wenn du etwas brauchst?“

Opa Noram steht vor dem Fenster und scheint nichts gehört zu haben. Ich gehe zu ihm und frage noch mal.

„Opa? Alles klar bei dir?“

Opa dreht sich zu mir um, als ob er mich gerade erst sehen würde.

„Hast du was gesagt?“ Fragt er „Bist du schon lange hier?“

Mir wird mulmig im Magen. Ich hatte nicht erwartet, dass Opa bereits so abwesend sein würde. Er scheint sich von der unmittelbaren Realität zu entfernen und in einer eigenen Welt zu leben. Das verwirrt mich und ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll.

„Erinnerst du dich noch an deinen Vater, meinen Uropa Ethan?“, versuche ich eine andere Annäherung.

„Meinen Vater? Wie kommst du darauf?“

Er scheint sich an etwas zu erinnern und in seinen Augen flackern kurz helle Lichter einer Vorstellung aus sehr alten Zeiten auf. Er schaut mich an und legt seine Hand auf meine Schulter. Die Hand ist unglaublich leicht und warm. Ich wage eine direkte Äußerung:

„Ich habe die vielen Notizbücher von Uropa Ethan in deinem Bücherschrank gefunden und, weißt du was? Ich habe sie alle letzte Nacht eingescannt und kann nun

immer in meinem MultiNet auf sie zugreifen.“

„Ah ja, das war eine gute Idee. Ich habe sie zwar schon jahrelang, aber ich hatte es bis heute nicht geschafft wirklich viel darin zu lesen. Mein Vater hat sie mir überlassen, aber das ist schon lange her. Weißt du, er war nicht oft zuhause, als ich klein war. War immer mit seiner Arbeit und mit seinem Aktivismus für eine bessere Welt beschäftigt. Bis zum Beginn der Krise, die dann die Transformation eingeleitet hat, haben wir uns praktisch nicht gekannt …“

Opa hustet leise und räuspert sich. Seine Augen scheinen tief in seine Erinnerungen hineinzuschauen. Er spricht auf einmal mit kräftigerer Stimme.

„Erst in den Zeiten der Not haben wir uns wirklich kennengelernt. Da war ich schon Anfang zwanzig und studierte in Darmstadt, an der Technischen Universität. In der danach folgenden Zeit mussten wir beide, auch mit meiner Mutter zusammen, oft gemeinsam nach Lösungen suchen, um überleben zu können. Aber auch während dieser sehr bewegten Zeit konnte er mit jedem Menschen besser und leichter reden, als mit mir. Komisch, dass ich jetzt das sage, nicht wahr? Wir haben uns stets nur mit wenigen Worten verständigen können. Wie waren, sozusagen, auf derselben Wellenlänge. Aber persönliche Worte hatte er nur sehr selten für mich. Umarmt hat er mich sehr oft. Ohne ein Wort zu sagen, aber mit strahlenden Augen. Meine Mutter meinte damals zu mir, dass er einfach nicht weiß, was er mir sagen soll, da alles zwischen uns schon klar wäre … war es aber nicht, niemals … ich habe vieles erahnen müssen. Aber auch ich habe ihn selbst niemals danach gefragt, ihn zur Rede gestellt, das Gespräch gesucht. Zum Glück war ich immer sehr gut darin, seine Absichten nachvollziehen zu können. Als er so alt war, wie ich jetzt bin, hat er mir seine Notizbücher gegeben und mir gesagt, dass er sie für mich geschrieben hat … das, denke ich, war sein Versuch einer Wiedergutmachung, weil er mich so wenig an seinem inneren Leben hat teilnehmen lassen. Er hat damals gemeint …“

Opas Worte versiegen und sein Blick starrt ins Leere, als ob er sich gerade einen Film anschauen würde, der nur in seinem Kopf abläuft.

„Was hat er gemeint, Opa? Kannst du dich noch daran erinnern?“

„Was?“, zuckt er, wie aus einem Traum gerissen. „Wen meinst du, Mika?“

„Dein Vater, du sagtest, dass er damals etwas zu dir gesagt hat, aber du hast deinen Satz nicht zu Ende gesprochen.“

„Ach ja, mein Vater … er meinte zu mir, dass ich sehr stolz auf mich sein sollte.

Denn das, was wir auch gemeinsam erreicht haben, käme einem Wunder schon sehr nahe. Und, dass es viele Menschen gegeben hat, die dafür große Opfer bringen mussten. Ich glaube aber auch, dass er auch sich selbst in meiner Jugend damit gemeint hat, denn die Metamorphose hatte ich miterlebt und mitgestaltet … Bin mir echt nicht sicher wie er es gemeint hat …“

Seine Augen werden feucht und er stützt sich schwer auf meiner Schulter.

„Ich habe damals seine Notizbücher nicht für so wichtig gehalten, um sie auch zu lesen. Irgendwann war er weg und ich habe mich dann nicht mehr getraut sie anzufassen … ich hatte Angst, dass das, was ich lesen würde, mir wehtun könnte …“

Er nimmt meinen Arm und zieht mich zu sich. Seine Umarmung sagt mehr, als er wahrscheinlich imstande wäre mir zu sagen.

„Ach Mika, wenn ich noch mal diese Zeit erleben dürfte … Ich würde heute den Mut aufbringen, von mir aus das Gespräch mit ihm zu suchen. Kannst du verstehen, was ich meine?“

Mir fehlen die Worte und auch seine Umarmung ist mir etwas zu viel. Ich schiebe ihn sanft zur Seite und setze mich wieder aufs Bett. Er schaut mich so an, als ob er mir noch etwas sagen möchte, aber er zögert es zu tun. Einige Augenblicke lange ist Stille im Raum. Eine Stille, die uns verbindet, eine Stille die uns beiden guttut. Ich stehe wieder auf und nehme ihn in den Arm.

„Was hältst du davon, wenn ich alle Notizbücher auf dein MultiNet kopiere, dann kannst du sie mit deinem Kommunikator jederzeit durchblättern!“

Noram versucht seine Tränen zu unterdrücken und schluchzt.

„Danke, das wäre eine sehr gute Idee! Und es würde mir hier das Warten verkürzen …“

Er findet langsam seine innere Ruhe wieder.

„Ich hatte während der Fahrt gerade einen Eintrag von 2017 gelesen, da warst du sechs Jahre alt!“

„Ja, ich kann mich an diese Zeit noch stellenweise erinnern. Wie ich schon sagte, meine Kindheit verlief friedlich, nicht so, wie in anderen Teilen der Welt. Und Adina und Ethan waren liebevolle Eltern, die sich nicht nur um mich, sondern um unser aller Zukunft zu kümmern wussten. Für mein Empfinden jedoch, etwas zu viel um die Zukunft aller und zu wenig um meine. Später hatte ich bei alledem was verändert

und erarbeitet werden sollte, mitwirken können und auch müssen. Damals hat sich mein Unverständnis aufgelöst. Ich wurde selbst einer der Vielen, die sich um das Große, das Vorankommen der Menschheit gekümmert hatten. Wir haben damals vieles für alle zurückgestellt. Deine Oma hätte dir viel darüber erzählen können, hätte sie dich noch erlebt. Es waren turbulente Zeiten gewesen, damals, als auch ich in die Welt hinausgezogen war."

Opa lächelt und seine Augen blicken etwas an, was nur er sehen kann.

„Wie war meine Oma eigentlich? Ich weiß wirklich nur wenig von ihr. Weder du noch meine Eltern haben viel über Oma gesprochen. Sie war schon einige Jahre von uns gegangen bevor ich geboren wurde."

„Rachida, deine Oma, war ein besonderer Mensch. Sie ist bei einem Unfall gestorben, während wir in der arabischen Wüste gemeinsam auf Reisen waren. Wir waren damals oft in der Wüste Libyens mit den Beduinenstämmen auf Wanderschaft gewesen. Sie ist von einem Sandsturm überrascht und begraben worden. Wir haben fast eine Woche nach ihr gesucht, bis wir sie endlich gefunden haben."

Opas Augen werden wieder feucht, als er offensichtlich im Inneren das Gesicht von Rachida betrachtet. Ich hingegen spüre da nichts. Ich hatte ja nie die Gelegenheit sie kennenzulernen.

„Hast du sie vermisst? Entschuldige, ist eine blöde Frage …".

„Nein, nein, ist verständlich, dass du fragst. Ja! Sehr sogar. Wir waren wie füreinander geschaffen. Seitdem wir uns kannten, sind wir niemals länger als einige Tage getrennt gewesen. An dem Tag, als sie vom Sturm überrascht wurde, wollte sie alleine eine Quelle aufsuchen, die Erzählungen nach in der Nähe war. Das Wetter war gut. Wie hatten unser Lager neben einigen Felsen aufgeschlagen und keiner von unseren erfahrenen Begleitern sah den Sturm kommen. Der kam wie aus dem Nichts. In dem Sturm zu suchen machte keinen Sinn. Wir wären selbst dabei umgekommen. Rachida kannte sich gut mit der Wüste aus. Wir alle hatten gehofft, dass sie geeigneten Schutz finden wird. Dem war leider nicht so. Alles ist jetzt schon so lange her, aber für mich fühlt es sich wie gestern an … ja, um deiner Frage zuvorzukommen, es tut noch heute weh, dass sie nicht mehr bei mir ist."

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. So schweige ich und drücke meine Hand auf seine Schulter. Opa Noram weint zwar nicht, aber ich kann die tiefe Traurigkeit in seinem Herzen so deutlich spüren, dass es mir Tränen in die Augen treibt.

„Aber Junge, lass uns nicht mehr über diese alten traurigen Sachen reden, die wir sowieso nicht mehr ändern können. Eins nur noch. Du hast sie nicht gekannt, deine Oma Rachida, aber ich bin mir sicher, dass ihr euch sehr gemocht hättet. Du hast etwas von ihr, und zwar diese Neugierde auf alles was ist und lebt. Das hat sie dir vererbt, das kann ich in dir erkennen."

Die Stimmung erhellt sich wieder. Opa lächelt mich an und diesmal bin ich mir sicher, dass er mich ansieht und nicht nur seine Erinnerungen. Mir ist warm ums Herz und doch bin ich jetzt irgendwie unruhig. Als ob ich wüsste, dass etwas passieren könnte, das ich nicht wirklich beeinflussen kann.

Reparaturen im Gerätehaus

Ich steige in Walzbachtal aus und schaue nachdenklich dem kleinen InterMod-Bus nach. Nach einigen Augenblicken ist er schon hinter der ersten Kurve verschwunden. Die Verbindungsstraße verläuft hier auf einer kleinen Anhöhe. Von hier aus kann ich unsere Gemeinschaftssiedlung ganz gut überblicken. Ich sehe sogar das Dach des Gerätehauses, am anderen Ende der Siedlung, und auch unser kleines Haus, etwas weiter rechts davon, am Waldrand. Davor liegen einige der anderen Häuser und das Gemeinschaftshaus, das die ursprüngliche Gemeinschaft in der Zeit der Transformation beherbergt hat, der Versammlungsplatz und dann noch die restlichen Häuser. Insgesamt kann ich von hier ungefähr vierzig von den dreiundfünfzig kleinen Häusern sehen, die fast kreisförmig um die große Linde in der Mitte der Siedlung verteilt sind. Am nächsten von hier aus ist das Haus in dem Ajola und ihre Eltern wohnen. Ich sehe gerade ihre Mutter im Garten, vor ihrer Staffelei. *›Was sie jetzt wohl noch imaginiert?‹,* frage ich mich reflexartig. Ajolas Mutter ist eine begnadete Malerin, sagen viele. Ihre Bilder erzählen phantastische Geschichten und Märchen, die von Fabelwesen bevölkert sind. Fast alle in unserer Gemeinschaft haben ein solches Bild in ihrem Wohnzimmer. *›Wir zum Glück nicht …‹,* muss ich schmunzeln.

Ich laufe los, dem schmalen Waldpfad folgend, den wir alle als Abkürzung von der InterMod-Station zum Versammlungsplatz verwenden. Es ist früher Nachmittag und ich höre einige Leute, die sich vermutlich bei der Arbeit im Permakulturgarten unterhalten. Ich verstehe nicht, was sie sagen. Sie sind noch zu weit weg und die Stimmen werden von dem Dickicht dazwischen gedämpft. Es sind aber auf jeden Fall mehr als diese zwei Leute da. Vor mir ist schon die kleine Holzbrücke, die der »alte Hans«

über den kleinen Bach gebaut hat. Ich weiß nicht, warum Hans den Zusatz »alter« bekommen hat, denn er ist eigentlich im selben Alter wie Simon. Der Bach hat viel Wasser und rauscht fröhlich über die abgerundeten Steine. Ich meine sogar einige kleine Fische zu sehen.

Der Pfad mündet in eine Quergasse zwischen den Häusern, die direkt zum Versammlungsplatz führt. *›Ach, da sind sie schon am Arbeiten …‹* Denke ich, als ich mehrere Leute die Pflasterung erneuern sehe. Als ich heute morgen hier vorbeiging, hatten sie damit noch nicht angefangen. Der Nachteil, wenn man das so sehen möchte, der die absichtlich wasserdurchlässige Pflasterung unserer Gassen mit sich bringt, ist, dass sie ab und an erneuert werden muss. Mit der Nutzung verschieben sich die locker aufgestellten flachen Steine und so können Pfützen und Schlamm dazwischen entstehen. Markus, Paul und Ibrahim sind jetzt dabei dies zu verbessern.

„Na, schwer am Arbeiten heute?“, necke ich sie kurz in Vorbeigehen.

Sie arbeiten sehr konzentriert, sodass ich nur kurz grüßen möchte. Außerdem wartet Lares bestimmt schon auf mich, wie ich ihn kenne. Die drei schauen nur kurz hoch und ich höre Paul hinter mir her rufen.

„Ja, ja, manche haben es gut, nicht wahr? Und du, nur spaziergehen heute?“

„Willst du nicht lieber mithelfen?“, wirft auch Ibrahim hinzu.

Ich höre wie sie sich etwas zuflüstern und dann schallt ihr Lachen durch die Gasse.

„Na klar, ich habe mir das heute wohl verdient … und habe außerdem was anderes vor!“, rufe ich über die Schulter zurück und eile weiter.

Ich weiß, dass sie es nicht ernst meinen. Wir alle haben unsere Aufgaben zu erledigen, für die wir uns freiwillig melden und die gemeinschaftlich abgestimmt und geplant werden. Ich kriege das mittlerweile sehr nah mit, denn meine Mutter legt viel Wert auf Transparenz bei ihrer Arbeit.

Ich überquere den Versammlungsplatz und laufe an Benny und Marias neu renoviertem Haus vorbei, das noch nicht ganz fertig ist. Sie haben im Frühjahr damit angefangen und wir haben alle mitgeholfen. Das Dach ist schon repariert, die Solaranlage bereits montiert, das Haus ist schon mit neuem Lehm verputzt. Benny und Maria sind jetzt mit der Inneneinrichtung beschäftigt. Da hat jeder seine eigenen Vorstellungen. Wir sind alle neugierig wie es innen fertig aussehen wird, wenn wir sie bei der Einweihungsfeier besuchen werden.

›Gleich bin ich da …‹, denke ich, als ich an unserem Haus vorbei schreite. Ich merke, dass das Fenster meines Zimmers offen ist. *›Egal, es wird nicht regnen …‹* Das Gerätehaus, eigentlich eine große, weiß gestrichene Scheune, profiliert sich klar vor dem dunkelgrünen Hintergrund des Waldes. Davor steht noch der Traktor. *›Warum noch draußen?‹*, frage ich mich und und öffne die schmale Zugangstür, die im großen Scheunentor eingelassen ist. Lares ist schon drin und hantiert bereits mit einem Schraubenschlüssel in den Innereien des Pflückdreschers herum. Er hat offensichtlich auch Max als Helfer organisiert und der versucht gerade einige Teile mit einem Lappen sauber zu bekommen.

„Hallo Männer!“, grüße ich beim Reingehen und meine dann zu Lares „Ich soll dir von Opa liebe Grüße ausrichten. Bin gerade von ihm zurück. Es geht ihm gut, meint er, ich mache mir jedoch Sorgen um ihn.“

Ich hänge meine Jacke an einem rostigen Haken in der Wand auf und versuche mir erstmal einen Überblick zu verschaffen.

„Ja, danke!“, schnauft Lares. „Das wundert mich nicht. Opa Noram würde niemals zugeben, dass es ihm schlecht geht, oder?“, meint er und hebt seinen Kopf über den Rand der Maschine.

Ich kann in seinen Augen sehen, dass auch er sich Gedanken macht.

„Wie auch immer“, folgt er, „wir haben den Pflückbalken schon mal zerlegt. Konnten aber nichts Auffälliges entdecken.“

Max ist mit dem Säubern der Teile fertig und schraubt sie jetzt wieder zusammen. Soweit ich es beurteilen kann, sitzt alles an seinem Platz, so wie ich es gelernt hatte.

„Ich denke, wir sollten uns mal den Hydraulikzylinder anschauen, der steuert ja den Dreschvorgang. Ich erinnere mich noch, dass letzten Spätsommer der Pflückbalken oft stehengeblieben war und wir immer wieder Öl nachfüllen mussten.“

Lares blickt mich ungläubig an, beugt sich jedoch, öffnet das Hydraulikölgefäß und späht hinein.

„Da haben wir das Problem, da fehlt es an Hydrauliköl!“, verkündet er.

„Und warum sagst du das denn nicht gleich? Und warum fehlt das Öl? Es muss dann doch irgendwo ein Leck geben, oder? Gefunden haben wir bisher aber nichts. Oder wir haben, wie letztes Jahr, einfach an der falschen Stelle nachgeschaut! Und wenn der Hydraulikbehälter nicht so verschmutzt gewesene wäre, hätten wir das

Fehlen des Öls wohl früher bemerkt …“, lacht Max.

Er wischt mit einem alten Lappen den Hydrauliktank sauber und die ablesbare Skala, die den Füllstand anzeigt, wird wieder sichtbar.

„Das Symptom ist behoben, das Problem haben wir aber noch nicht gelöst“, flüstere ich ohne die beiden anzuschauen. „Lass uns erstmal einen Probelauf machen und dabei herausfinden, ob irgendwo Öl heraustropft. Die Sache gefällt mir gar nicht.“

„Gute Idee, dann schmeiß die Kiste mal an“, meint Lares und zieht sich vorsichtig zurück.

Ich klettere in den Führerstand des Fahrzeuges. Die Batterie und der Ladestand der Akkus sehen gut aus. Einschalten. Maschine läuft. Ich lege den Hebel für den Pflückbalken um. *›Läuft wie geschmiert!‹,* denke ich. *›Dieses Geräusch der Dreschlamellen ist fast wie Musik in meinen Ohren.‹*

„Alles funktioniert wie gewünscht. Der Weizenernte nächste Woche steht nun wohl nichts mehr im Weg“, reibt sich Max die Hände.

„Nee, nee, so wie wir es jetzt repariert haben, sind wir nicht weiter als letztes Jahr“, entgegne ich Max Feierabendfreude. „Ich lass mal laufen und wir schauen uns mal gemeinsam gründlich alle Verbindungen der Hydraulik an. Jetzt, da alles sauber ist, müssten wir doch imstande sein etwas zu sehen, falls es irgendwo leckt. Kommt, runter mit Euch!“

Wir kriechen alle unter den laufenden Pflückbalken als Lares Stimme ertönt:

„Ich hab’s! Hier ist die undichte Stelle, an der Rückverbindung zum Tank! Eindeutig!“

Wir sammeln uns um Lares und beobachten, wie sich eine feine Ölspur entlang an der jetzt sauberen Tankseite ihren Weg bahnt.

„Entweder nicht festgezogen, oder die Dichtung des Rücklaufventils ist hin“, diagnostiziert Max mit ernster Stimme. „Ich hol mal den Schraubenschlüssel. Ist doch ein Fünfzehner?“

Einige Drehungen mit dem Schraubenschlüssel und die Undichtigkeit an der Schelle ist beseitigt. Ich stoppe den Motor. Lares und Max strahlen wie Honigkuchenpferde und putzen sich die Hände mit dem jetzt ziemlich verbrauchten Lappen. Ich grinse innerlich. *›Wie kleine Jungs …‹*

„So, sind wir jetzt endlich fertig? Kann ich wieder gehen?“, frage ich rhetorisch und suche meine Sachen zusammen. Die beiden lächeln und winken mir unmissverständlich zu, dass ich nicht mehr gebraucht werde.

Ich verabschiede mich kurz und schaue nach, wann ich mit der InterMod wieder zum Campus fahren könnte. Boris Aalbach scheint auf dem Campus zu sein und auch Sprechstunde zu haben. Der InterMod-Bus soll in einer Stunde noch eine Tour fahren. Ich könnte also die Sprechstunde noch erreichen. *›Bis dahin habe ich noch Zeit etwas zu lesen …‹*

Ich setze mich auf die Holzbank im Haltestellenhäuschen, in den Schatten. Ich habe das Gefühl, einen Moment innehalten zu müssen. Die Verbindungsstraße ähnelt einem grünen Tunnel, der grade von Sonnenstrahlen durchflutet wird. Die Fahrbahn erscheint samtig gesäumt und ihre Ränder verlieren sich allmählich in dem grün bedeckten Waldboden. Zwischen den gelöcherten Pflastersteinen sind überall Grashalme gewachsen. Nur die Fahrspuren sind etwas frei davon. Der InterMod-Bus fährt auch an den sehr vollen Tagen, maximal vier-, fünfmal am Tag. In den meisten Tagen aber nur ein- oder zweimal. Manchmal gar nicht. In der restlichen Zeit ist die Straße leer und ruhig, wie jetzt.

Es weht ein leichter Wind und zu hören sind nur Vogelstimmen. Ich fühle mich angespannt und aufgeregt und diese Ruhe tut mir gut. Es raschelt kurz zur rechten Seite. Ein Eichhörnchen beobachtet mich für einen Augenblick. In der Ferne meine ich ein Reh zu sehen, das die Fahrbahn überquert. Das passiert eigentlich selten. Sie sind so scheu und die Bereiche, die von keiner Straße durchquert werden, sind sehr groß.

Ich suche mal nach Informationen über die Landwirtschaft zur Zeit meines Uropas.

> *8. November 2023*
>
> *Ich lese gerade eine spannende Artikelzusammenfassung, glaube aus »Oya«, die mir Adina heute weitergeleitet hat.*
>
> *Die Natur macht es uns ja vor, sie bringt immer wieder neu früchtetragende Pflanzen in einer vielfältigen Mischkultur hervor. Was wir Menschen in der Vergangenheit bis heute hingegen anbauen, sind einjährige Pflanzen in Reinkulturen. Diesen Grundfehler haben wir nun korrigiert und pflücken stattdessen unseren Weizen, Roggen, Soja und Mais immer wieder vom Halm bzw. Kolben, ganz so, als wenn es sich um Äpfel, Oliven oder Nüsse handeln würde. Das Getreide wächst dann einfach nach, muss nicht neu gesät werden und die Böden werden nicht mehr durch die schweren Maschinen verdichtet.*

Das ist ja ein vielversprechender Ansatz, gerade für eine Subsistenzwirtschaft, die fast keine Auswirkung auf die Umwelt haben soll. Nur werden die Saat-Hersteller wie Monsanto, Corteva oder Syngenta diese alternativen Getreidesorten nie anbieten. Ja, sie werden sogar alles daran setzen, dass so ein Ansatz nie in der Breite der Bevölkerung der Erde wirklich bekannt wird, ganz zu schweigen angewendet werden darf. Das wäre für diese Blutsauger ja sonst wie das eigene Geschäftsmodell zu torpedieren, wenn der jährliche Umsatz wegfiele.

Pflanzen können gut miteinander leben, egal wie unterschiedlich sie zu sein scheinen. Wir Menschen dagegen noch nicht. Das sehen wir, aktuell fast im Stundentakt, im Internet, wie es aus Nahost live berichtet wird. Menschen unterdrücken Menschen über Jahrzehnte, und, wenn die Unterdrückten mal aufstehen und Widerstand leisten, werden sie als »Terroristen« beschimpft und ohne Zögern zu Tausenden im Bombenhagel ermordet. Statt sich für Frieden einzusetzen, ermuntern sich Menschen gegenseitig zur Aufrüstung und zum Krieg. Der Ukraine-Krieg alleine hat ja nicht gereicht, jetzt führt Israel den Krieg im Gaza noch dazu … Pflanzen führen keinen Krieg gegen andere Pflanzen, oder? Ja, ich vermute, dass manche traditionelle Gärtner mir hier etwas über Nutzpflanzen und Unkraut erzählen wollen würden. Aber das sehe ich nicht so. Ich kann spüren, allein wenn ich mir die Vielfalt der Pflanzenwelt in einem Permakulturgarten anschaue, dass jede Pflanze dort wächst, wo sie sich am Besten in den lokalen Lebenskreislauf einfügen kann. Und, dass jede Pflanze ihre Rolle im Ganzen spielt, auch wenn ich vielleicht nicht im Stande bin, diese ihre Rolle überhaupt zu begreifen.

Wie arrogant sind wir Menschen, uns anzumaßen über das Leben anderer Wesen bestimmen zu wollen, nach unserem Gutdünken deren und unseren Lebensraum so gründlich zu zerstören, dass dann jahrzehntelang dort kein Leben mehr gedeihen kann …

›Aha! Erst zu der Zeit hatte sich die Idee etabliert, die Getreide so anzubauen?‹ Es ist mir klar, dass damals vieles am menschlichen Verhalten recht schädlich gegenüber den anderen Lebewesen war und es auch noch keine Einsicht gab, dass es die

Menschen sind, die sich verändern und Rücksicht nehmen müssen. Aber es fällt mir sehr schwer, gerade bei dem Nahrungsmittelanbau, mir vorzustellen, warum diese Einsicht damals noch nicht vorhanden war, aber heute die Normalität darstellt. Das leise Geräusch der Reifen auf den Pflastersteinen kündigt den InterMod-Bus an. Die Busfahrerin lächelt mir zu.

„Hallo junger Mann! Alles in Ordnung?“

Ich muss wohl sehr beschäftigt aussehen.

„Ja, alles gut. Ich lese gerade was sehr Interessantes“, winke ich ihr mit dem Kommunikator zu und setze mich direkt neben der Tür hin.

TransSocietyBoard

„Hallo Mika! Wie geht’s dir? Schön dich zu sehen!“ empfängt er mich.

Boris Aalbach ist ein alter Kollege meines Vaters. Sie haben als Studenten viel Zeit gemeinsam verbracht und sind gut befreundet. Trotzdem habe ich immer wieder Schwierigkeiten ihn nur mit Vornamen anzusprechen. Ich weiß, dass keiner von denen es tun, die von ihm betreut werden. Er ist immerhin unser Professor und Mentor.

„Grüße dich, mhm … Boris …“, fange ich zögerlich an. „Ja, gut geht es mir, danke. Allerdings gehen mir gerade so viele unterschiedliche Dinge durch den Kopf, dass mir fast schwindelig davon wird. Es verändert sich gerade so viel um mich herum, dass es schwer wird, den Überblick zu behalten.“

„Ach Mika, das bringt dein Alter so mit sich“, lacht er. „Ich denke, dass du deswegen auch meine Sprechstunde aufsuchst. Ich hätte eigentlich erwartet, dass du viel früher hier erscheinst.“

„Ja, ich wollte schon viel früher zu … dir kommen. Ich habe es immer wieder vor mich her geschoben. Aber gestern hatte ich ein interessantes Gespräch mit meiner Familie gehabt und das gab mir endlich den Impuls … dich nun aufzusuchen.“

„Wie geht es deiner Familie?“

„Gut, so weit, warum auch nicht? Ich möchte eine Reise unternehmen und andere Länder und Gemeinschaften kennenlernen. Vielleicht werde ich auch eine Zeit lang mit anderen Menschen leben wollen. Mein Vater wusste von einem Bewässerungsprojekt in Burkina Faso zu berichten.“

„Das hört sich ja sehr spannend an, Mika! Du weißt sicherlich, dass die Reise

nach Afrika einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Und gewisse Vorbereitungen müssen getroffen werden, damit du während der Reise eine adäquate Unterkunft an den Zwischenstationen findest.“

„Mir ist durchaus klar, dass eine so weite Reise viel Zeit braucht, aber ich würde gerade diese Erfahrung gerne machen wollen. Aber, wie kann ich die Reiseroute und die Unterkunft auf den unterschiedlichen Stationen so planen, dass es auch sinnvoll ist? Ich weiß natürlich vom TransSocietyBoard, habe aber bisher damit noch keine Erfahrungen gemacht … und weil meine erste Reise gleich so eine lange Reise werden wird, würde ich mir gerne von … dir helfen lassen, falls du Zeit dafür hast …“

„Na klar, da bist du bei mir an der richtigen Stelle. Reisen sind mit dem TransSocietyBoard ja relativ einfach zu planen. Aber eins nach dem anderen: Du sprachst von einem Projekt. Weißt du schon mehr darüber?“

„Nein. Mein Vater hatte es gerade gestern erst erwähnt. Bisher bin ich noch nicht dazu gekommen weiter zu recherchieren.“

„Also gut, dann schlage ich vor, dass wir einfach mal damit anfangen! Zuerst brauchen wir ein paar Infos zu dem Projekt, um herauszufinden, wo du genau hin musst. Danach suchen wir eine optionale Reiseroute und abschließend klären wir die Unterbringungsmöglichkeiten.“

Die Stimme von Boris Aalbach klingt so, als ob er für solche Gelegenheiten bereits eine Routine entwickelt hätte. Ich bin bestimmt nicht der Einzige, der diesen Menschen genau dafür sehr schätzt. Er ist wirklich immer sehr hilfsbereit, egal worum es geht.

„Ja, das klingt nach einem Plan“, meine ich etwas verunsichert von seiner Schnelligkeit. „Hast … du noch einen Moment Zeit, mit mir die Recherche nach dem Bewässerungsprojekt in Burkina Faso vorzunehmen? Ich weiß nicht ganz recht wo ich anfangen sollte …“

Boris Aalbach tippt auf seinem Kommunikator und lächelt.

„Klar. Komm her und schau mit“, fordert er mich auf. „Ich öffne mal das TransSocietyBoard und suche nach »Burkina Faso« … gefunden. Und nun »Offene Projekte« und darunter den Menüpunkt »Mit überregionaler Unterstützung«.“

„Das ist ja ganz übersichtlich strukturiert“, murmle ich, *›… da ich hätte auch selbst drauf kommen können …‹* „Und »Mit überregionaler Unterstützung« bedeutet dann, dass die Projekte Hilfe aus der ganzen Welt benötigen und einbinden?“

„Ja, exakt, einfach und intuitiv, wie vieles im MultiNet!“, betont Boris Aalbach. „Ich schicke dir eine Verknüpfung zu der Projektliste, die kannst du dann selbst durchforsten. So kannst du ja nebenbei auch die ersten eigenen Erfahrungen mit dem TransSocietyBoard sammeln.“

„Prima, ist schon da!“, freue ich mich.

„Sollen wir uns noch kurz das MultiMod ansehen? Es ist fast so einfach, wie das InterMod, nur die Fahrzeiten und Umstiege sind anders gelöst. Wenn MultiMod heute eine Wartezeit von ein paar Tagen bis zur nächsten Weiterfahrt angibt, können es morgen schon wenige Stunden sein! Oder eine Woche, wenn in der Zeit niemand sonst unterwegs sein muss. Das überregionale Reisen braucht eine sinnvolle Auslastung, um verträglich sein zu können.“

„Wieso ist da so eine riesige Zeitungenauigkeit drin?“, frage ich neugierig. „Beim InterMod kommt es nur sehr selten zu Abweichungen. Höchstens Wetter, Störungen oder Unfälle führen zu längeren Wartezeiten.“

„Na, siehe mal, das System MultiMod ist wie das InterMod auch für Echtzeitabfragen gebaut. Wenn jetzt von A nach B mehr Waren transportiert werden müssen, dann ergeben sich andere Möglichkeiten und Prioritäten. Die Reise kann dann durchaus beschleunigt werden, was für mitreisende Menschen kürzere Reisezeiten bedeutet. Andersrum, wenn eine Fahrt nicht ausgelastet wird, weil beispielsweise die Rohstoffe nicht mehr rechtzeitig eintreffen, oder eine Gruppe Menschen es sich anders überlegt, dann wird gewartet, bis die Passage energieeffizient und die Natur schonend durchgeführt werden kann.“

„Das klingt sehr vernünftig, da hat mal jemand wirklich bis zu Ende gedacht“, lache ich.

„Genau, aber das war nicht von Anfang an so. Das MultiMod setzt ja voraus, dass alle, überall mitmachen und sich ähnlich verhalten. Du darfst nicht vergessen, dass sich die Transportwege über viele Regionen erstrecken können und viele Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, die zum Teil sehr unterschiedliche Gewohnheiten und Traditionen haben, miteinander kooperieren müssen. Nur so ist die Durchführbarkeit gewährleistet. Lange bevor du geboren wurdest, in meiner Kindheit, waren die Menschen noch nicht überall bereit, die Vorteile der Kooperation, die uns heute selbstverständlich erscheint, anzuerkennen und zusammenzuarbeiten. Es hat fast ein Jahrzehnt gedauert, bis sich das System, das heute als MultiMod bekannt ist, überall durchgesetzt hatte. Daran haben, neben vielen anderen auf der ganzen Welt,

auch dein Vater und ich gearbeitet. Wir sind in unserer Studienzeit viel gereist und hatten mit vielen Menschen gesprochen … um das zu erreichen, was für dich heute normal ist. Auch das System an sich hat sich seitdem sehr vereinfacht, vor allem weil heute die Menschen einander selbstverständlich mehr Vertrauen entgegenbringen. Das macht die Abstimmungen um vieles einfacher und damit auch das System. Na ja, aber das müsstest du im Geschichtsunterricht schon gehabt haben, oder?“

„Ja, schon, aber wirklich bewusst hatte ich das nicht wahrgenommen, um ehrlich zu sein. Wie … du schon sagst, für mich ist das selbstverständlich“, rechtfertige ich meine Frage.

„Nicht schlimm. Genau das haben wir ja auch damit gewollt: Dass für euch alles anders wird“, lächelt mich Boris Aalbach wieder an und fährt dann fort. „Also, suchen wir mal im MultiMod eine Verbindung von … Mika du kommst aus Walzbachtal? Oder?“

„Ja genau. Und meine Großeltern, die Eltern meiner Mama, leben in dem Ort Koti. Etwa in der Mitte von Burkina Faso.“

„Aha. Jetzt wird mir klar, Mika, warum du so weit weg reisen willst!“, schmunzelt Boris Aalbach. „Wie schreibt sich der Ort?“

„K-O-T-I“, buchstabiere ich und muss auch lachen. „Was ist dir klar geworden?“

„Na, es ist offensichtlich, dass du nicht nur arbeiten willst. Aber so eine lange Reise würde für einen Familienbesuch nicht jeder auf sich nehmen …“

„Tja, gerade die Kombination ist aber für mich die Herausforderung!“, pruste ich heraus. „Reisen, Neues, andere Regionen kennenlernen, interessante Arbeit und dann auch zufällig noch enge Verwandtschaft, die ich bis heute nur beim Videoanruf gesehen habe, zum ersten Mal begegnen.“

„Eine schöne Herausforderung, nicht wahr? Das braucht viel Zielstrebigkeit und Klarheit, um sie zu meistern. So habe ich dich hier am Campus kennen und schätzen gelernt, Mika!“

Ich bin jetzt etwas verlegen. *›Warum schmiert er mir jetzt so viel Honig um den Mund.‹* Frage ich mich. Aber Boris Aalbach hat ja genaugenommen recht. Wenn ich mir etwas in den Kopf setze, dann mache ich auch alles, dass ich es hinbekomme. Aber mit so einer direkten Anerkennung kann ich nicht wirklich gut umgehen.

Boris Aalbach tippt sehr geschickt in seinen Kommunikator und ich staune darüber, wie schnell er es schafft, die benötigten Informationen und Bedingungen miteinander

zu verknüpfen, sodass die Abfrage gestartet werden kann. *›Ah ja …‹,* denke ich, *›Meine Reise nimmt langsam Konturen an. Mal sehen was noch alles dabei rauskommt.‹*

„So“, verkündet Boris Aalbach nach wenigen Sekunden, „hier steht »Reisedauer Walzbachtal bis Koti«“ Er schaut nochmal genauer auf das Display und liest es mir vor „»Geschätzte Ankunft in Koti in 68d07h45m43s«. Das heißt, wenn du sofort aufbrechen würdest“, ergänzt er.

„Was? Achtundsechzig Tage? Das ist verflucht lang!“, entfährt es mir. „Mit so einer langen Reisedauer hätte ich nie gerechnet!“

„Dafür ist es ein interessanter abwechslungsreicher Trip“, weiß Boris Aalbach „Du hast wohl fast jedes existierende Fortbewegungsmittel der menschlichen Lebensweise für die Reise dabei. Und das nicht, weil ich es für dich so gewählt hätte. Das war das MultiMod selbst. Es sucht die möglichst zeitsparendste Strecke und verknüpft dann die geschätzten Zeiten der zur Verfügung stehenden Transportmittel so, dass die Umstiege so gering ausfallen, wie nur möglich. Das kannst du allerdings einstellen wie du möchtest, die Abfrage ist parametrisierbar.“

„Oh, ja?“, entgegne ich verwirrt. „Könntest du mir bitte auch eine Verknüpfung zu dieser Monster-Reise zukommen lassen? Das wäre sehr hilfreich. Ich fürchte, ich muss mich eingehend damit beschäftigen und versuchen sie etwas zu verkürzen, falls es möglich ist.“

„Geht klar, Mika, ist schon unterwegs“, meldet prompt Boris Aalbach. „Und übrigens, wenn du in den Verbindungen auf die Zwischenstationen tippst, dann gibt es eine Suchoption für Unterbringung in Gemeinschaftshäusern oder privat bei Familien. Such dir einfach aus, was am besten für dich passt.“

Das ist mir langsam zu viel, merke ich. Mein Kopf kann die Informationsflut fast nicht mehr verarbeiten. Ich stehe auf.

„Vielen, vielen Dank für die tolle Unterstützung … mhm … Boris!“

›… Mann!‹, Ich will mich auf den Weg machen und das Erfahrene erstmal verdauen. Aber die Neugierde ist stärker. *›Jetzt aber!‹*

„Sag mal, hast … du …, auch schon mal eine solche Reise unternommen?“

„Du meinst mit dem MultiMod geplant? Ja, aber bei weitem nicht so eine riesige Entfernung! Ich persönlich bin nur am Mittelmeer herumgereist, meist um die vielen kleinen Siedlungen zu besuchen, mit denen wir in unserer Region in Kontakt sind.

Das hat mir gereicht.“ Er schaut nachdenklich in sich hinein „Ich war allerdings, vor nicht allzu langer Zeit, in Italien und wollte unbedingt die Ruinen von den alten Metropolen Mailand, Venedig und Rom sehen. Das ist meine bisher letzte Reise gewesen. Ich hatte in alten Aufzeichnungen viel über diese … Städte, ja Städte nannte man diese riesigen Gemeinschaften früher, gelesen. Ich musste mir aber unbedingt ein eigenes Bild davon machen! Wollte mal mittendrin sein … es ist ein beeindruckendes Erlebnis gewesen, muss ich schon sagen.“

„Wie lange dauerte die Reise damals?“

„Es waren etwas über fünf Wochen und schuld daran war eine Gruppe von Menschen, die wegen eines Streits ihre Reise letztlich abgesagt hatte. Diese Hornochsen! Bitte entschuldige die Ausdrucksweise. Normalerweise hätte ich in weniger als sieben Tagen in Mailand sein können“, schüttelt Boris Aalbach seinen Kopf, „aber es läuft nicht immer alles so geschmeidig und rund, wie wir es uns wünschen … wir sind alle nur Menschen, nicht wahr?“, sagt er mit sanfter Stimme und steht auf. Ein klares Zeichen, dass das Gespräch beendet ist.

„Verstehe …“, murmle ich leise. „Nochmals vielen Dank für die Zeit und deine Unterstützung, Boris.“

„Das habe ich gerne gemacht. Und wenn du noch Fragen hast, du kennst ja meine Sprechstunde“, lächelt er mich an.

Ich bin platt. *›Ich habe es geschafft Boris Aalbach zu duzen!‹*, lächele ich vor mich hin. Dazu habe ich in dem Crash-Kurs TransSocietyBoard gerade eine Menge gelernt und es tauchen, wieder mal, mehr Fragen auf, als eben beantwortet wurden. Ich brauche aber jetzt eine Pause. Ich muss mal abschalten. Die Tür am Haupteingang des Technologietraktes klemmt etwas. Einmal draußen atme ich tief ein und aus. Ich brauche Luft und sie ist gerade sehr wohltuend frisch. Wie es scheint, hat es ein paar Tropfen geregnet. Der Boden ist feucht und von den Blättern der alten Kastanien kommen vereinzelt noch Tropfen runter. Ich hab Lust mal auf einer der Bänke auf der Hauptallee zu verweilen.

Das, was der Boris Aalbach erzählt hat, wirkt noch kräftig in mir. *›So viele Gedanken …‹* Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wird mir bewusst, wie komplex und doch wie einfach die heutige Kommunikation unter den Menschen geworden sein muss. *›Vielleicht gerade, weil miteinander zu kooperieren eine Selbstverständlichkeit geworden ist?‹* Wenn ich mich richtig erinnere, hatte ich mal in Ethans Notizen gelesen, dass ganz früher die Kommunikation nicht so einfach war, wie heute. Ich suche

nach dem Stichwort. Zwei Einträge sind gelistet.

22. April 2039

Das hat gefühlt lange gedauert, aber jetzt fängt langsam wieder an einiges zu funktionieren. Auf jeden Fall haben wir gerade ein lokales Telefon und Internetnetzwerk zwischen unseren Gemeinschaften im Odenwald und Schwarzwald in Betrieb genommen. Noram hat viel lernen müssen und Besorgungsgruppen aus vielen Gemeinschaften haben sich an der Suche nach den benötigten Teilen beteiligt. Noram ist weiterhin ständig unterwegs und Jitu folgt ihm wie ein Schatten. Er will auch alles lernen, was nötig ist und was er kann, um in Burkina Faso die lokale Vernetzung voranzutreiben.

Da wir jetzt neben der Photovoltaik auch noch eine selbstgebastelte Wind-Strom-Anlage in der Gemeinschaft betreiben, können wir uns sogar das Betreiben eines Servers erlauben, den wir für das neue Internet brauchen.

Ich bin auch viel unterwegs, um mit den Menschen zu sprechen und mit ihnen in Kontakt zu bleiben. Durch das ständige Reisen wird mir auch immer deutlicher, dass inzwischen nur noch sehr wenige Menschen übrig geblieben sind und, dass sich die meisten der einen oder der anderen Gemeinschaft angeschlossen haben. Ich konnte sogar behaupten, dass Menschen, die nicht in einer Gemeinschaft leben – ich meine in einer Gemeinschaft, die mit uns vernetzt ist und für die Transformation arbeitet – sehr selten geworden sind. Wir versuchen auch bewusst die Menschen, die wir zufällig treffen, anzusprechen und sie einzuladen, sich uns anzuschließen. Es gibt so viel zu tun und jeder Mensch ist wertvoll.

Auch im Funktreff wird deutlich, dass die Kommunikation, zwischen den in allen Teilen der Welt organisierten Gemeinschaften, immer stabiler wird. Überall wird tatsächlich versucht, ein stabiles Kommunikationsnetz auszubauen und zu erhalten. Es ist auch allen klar, dass es ein komplett dezentrales Netz sein muss, mit Verantwortungsübernahme bei den jeweils teilnehmenden Gemeinschaften.

Es wurde sogar versucht, einige von den vorhandenen Kabelverbindungen zwischen den Kontinenten für eine telefonische Kommunikation wieder in Betrieb zu nehmen. Viele dieser Versuche sind bisher gescheitert, denn diese Telekommunikationsknotenpunkte sind meist noch in der Gewalt von Bewaffneten unterschiedlicher Couleur, die sich damit einen Vorteil für eine Machtergreifung erhoffen.

Aus dem Grund wird die globale interkontinentale Kommunikation der neuen Gemeinschaftsbewegung überwiegend und weiterhin mit Hilfe der Funkübertragung durchgeführt. Die weiterhin betriebenen Radiostationen dienen hauptsächlich der Verbreitung von Informationen und Terminen.

Insbesondere auch für die Termine der ersten globalen Funk-Konferenzen, an denen Teilnehmer aus allen Regionen der Welt partizipieren, um einen ersten Entwurf der gemeinsamen globalen Prinzipien zu erarbeiten und zu verbreiten. Der Unterschied zu den lokalen Funktreffs ist vor allem, dass die Globalen immer zu einer anderen Zeit innerhalb der vierundzwanzig Stundenspanne stattfinden, sodass abwechselnd nur wenige Teilnehmer mitten in der Nacht wach sein müssen. Es soll unterstreichen, dass sich alle Gemeinschaften gegenseitig als gleichwertig betrachten und keine Region einen Führungsanspruch erhebt, wie zum Beispiel früher »der Westen« gegenüber der ganzen Welt …

Ich finde das sehr gut und ich habe mitgewirkt, um die Konferenz zu organisieren. Vor allem bei dem Moderationsprotokoll, denn es ist nicht leicht eine unidirektionale Kommunikation zu moderieren. Jede teilnehmende Person muss warten, um das Wort zu bekommen und die vielen Menschen können sich nicht sehen. Aber das hat wunderbar funktioniert. Ich merke wie dadurch auch der Ton in den gemeinsamen Dialogrunden viel entspannter geworden ist.

Es ist wirklich ein Vergnügen zu erleben, wie Menschen auf natürliche Weise auf das vorhandene Wissen und Erfahrung der jeweils Anwesenden zurückgreifen, um eine gemeinsame Überlegung zur Reife zu bringen. Etwas, ich kann es spüren, ist anders in der Wahrnehmung der Menschen, mit denen ich gerade kommuniziere.

30. Oktober 2039

Heute ist unser zweiundzwanzigster Reisetag und wir erholen uns in der Gemeinschaft Alella, kurz vor Barcelona. Ich habe schon einige Zeit nicht mehr geschrieben, da ich teilweise zu müde war, oder mich lieber mit den Leuten und der Orga des Treffens beschäftigt habe. Wir haben nicht mehr so viel Zeit um nach Casablanca zu kommen, denn das Präsenztreffen soll im Januar 2040 stattfinden. Jitu meint, dass alles klappen wird. Er müht sich sehr mit dem Schleppen des Funkgeräts ab, aber beklagt sich nicht und lässt sich auch nicht helfen. Er muss das relativ schwere Gerät noch bis Gibraltar tragen, dann geht es aufs Schiff und nach Casablanca.

Bis hierher sind wir praktisch von vernetzter Gemeinschaft zur nächsten vernetzten Gemeinschaft weitergereicht worden. In Frankreich sind die Kommunikations- und Transportwege zwischen den vernetzten Gemeinschaften gefühlt besser organisiert als bei uns. Der Austausch ist lebhaft und es ist merklich, dass die Menschen viel enger zusammenhalten, als wir es gewohnt sind. Das ist sehr erfreulich. Das zeigt, dass wir alle damit auf einem sehr guten Weg sind.

Zu unserer Freude und Norams Begeisterung haben wir auch feststellen müssen, dass die Anstrengungen, die analogen Telefonleitungen für die Telefonie und das Internet wiederzuverwenden, mittlerweile sehr erfolgreich waren. Alle Gemeinschaften, die wir unterwegs besucht haben, hatten bereits mindestens eine stabile Telefonleitung, die komplett separat von den digitalen Vermittlungsknoten in Betrieb genommen wurde. Noram hat mir erklärt, dass das überregionale Internet-Team bewusst entschieden hat, dass das dezentrale Gemeinschaftsnetz die alten Kommunikationsknoten vermeidet und nur auf analoge Leitungen und Vermittlungsstellen setzt, die direkte Verbindungen zwischen der vernetzten Gemeinschaften erstellen. Grund dafür ist natürlich, dass die großen Internetknoten zum Teil immer noch in der Gewalt von Bewaffneten sind, die nicht kooperieren wollen, weil sie sich davon noch Vorteile versprechen.

Die für das rudimentäre Internet benötigte Versorgung mit Strom

wird wie erwartet lokal organisiert und ist leider noch sehr instabil. Auch die Datentransferraten sind noch extrem niedrig, aber sie erlauben jedoch die Übermittlung von wichtigen Dokumenten und ermöglichen die übergreifende Abstimmung, die auf überregionaler Ebene benötigt wird.

Wie auch immer, die vorhandene Vernetzung bedeutet für uns, dass wir aus jeder besuchten Gemeinschaft mit Adina kommunizieren können, um sie und unsere Leute in Walzbachtal auf dem Laufenden zu halten. Noram hat sogar Adina ein Bild von uns via eMail schicken können, das er mit seinem Smartphone geschossen hat. An sich eine Kleinigkeit, aber in dieser Zeit ein großer Schritt.

Interessant aus meiner Perspektive ist vor allem, dass die Erkenntnis, dass der Mensch als bewusstseinsfähiges Lebewesen eine wichtige Verantwortung zum Erhalt des Lebenskontextes auf dem Planeten Erde übernehmen muss, gleichzeitig an vielen Orten und von vielen Individuen auf dem Planeten erlangt und öffentlich besprochen wird. Ich habe in allen Gemeinschaften mit Menschen gesprochen, die in unterschiedlicher Weise über ein tiefes Empfinden darüber berichtet haben. Es wird zum Beispiel auch offen darüber diskutiert, dass die Menschheit sich gut überlegen muss, wieviele Menschen der Planet wirklich »verträgt«, wenn auch alle anderen Lebewesen als gleichwertig betrachtet werden. Eine wichtige Erkenntnis, die viel Mut braucht, um ausgesprochen zu werden.

Noram und ich sind sehr gespannt auf das Treffen in Casablanca. Ich kann mir im Moment gar nicht vorstellen, wie die Atmosphäre dort sein wird …

Es ist nicht ganz das, was ich erwartet habe. Der Eintrag von Ethan über die digitale Kommunikation, den ich gelesen habe, war ein anderer. Sein Ton war nicht sehr zuversichtlich. *›Diese weiteren Einträge betrachten jedoch auch eine andere Zeitperiode, wenn ich das jetzt richtig verstehe …‹,* denke ich flüchtig. Das Thema interessiert mich, merke aber, dass mein Kopf gerade mit anderen Geschichten beschäftigt ist.

Unausgesprochenes

Ich schreibe Ajola und Reyad, dass ich sie gerne zum Essen in der Cafeteria treffen möchte. Ich gehe zügig dahin. Es ist schon relativ spät geworden. Vom Eingang aus sehe ich, dass beide schon drinnen warten.

„Hey, seid ihr auch so hungrig, wie ich es gerade bin? Ich könnte ein riesiges…“, weiter komme ich nicht.

„Ja, ja“, entgegnet mir Ajola. „Du kannst immer essen und dein Hunger ist immer unbändig!“, lacht sie. „Du bist aber immer so spät in der Cafeteria, dass die wirklich leckeren Sachen schon von der Essenskarte gestrichen wurden. Dein riesiges Etwas ist sicherlich nicht mehr verfügbar …“

„Ich schau mal, was es noch gibt …“, erwidere ich kleinlaut und bestelle mir eine Pizza mit allem drauf, was an Zutaten noch verfügbar ist.

„Was hast du heute nur getrieben?“, fragt Reyad, „Irgendwie siehst du ziemlich fertig und müde aus?“

„Oh ja, heute war ein super anstrengender Tag …“, höre ich mich sagen. „Erst Besuch bei Opa, dann die Reparatur des Pflückdreschers mit Lares und seinem Kumpel Max …“

„Max Holitzki? Der ist ein bisschen zu arrogant, finde ich.“, fällt Reyad mir ins Wort. „Der weiß immer alles besser und hat am Ende meistens Unrecht!“

„Na ja, heute war er fleißig und hat die Klappe gehalten“, werfe ich ein. „Und dann war ich bis vorhin bei Boris Aalbach und er hat mir das TransSocietyBoard im Crash-Kurs erklärt! Echt, Kopfweh verdächtig schnell“, lache ich. „Deswegen sehe ich auch so müde aus …“

Reyad schüttelt lächelnd den Kopf, aber Ajola schaut mich überrascht an. Das belustigte Lächeln auf ihren Lippen ist einem sehr ernsten Gesichtsausdruck gewichen.

„Das TransSocietyBoard und Boris Aalbach?“, fragt sie, „Also werden deine Pläne nun doch sehr schnell konkret?“

„Habt ihr denn auch schon was bestellt?“, frage ich etwas verlegen und vermeide absichtlich Ajolas Blick.

Ich wusste gerade nicht, wie ich ihr beibringen soll, dass ich mich eigentlich in einigen Wochen bereits unterwegs sehe. Es ist mir klar, was sie meint, aber ihre Frage kommt mir etwas zu unvermittelt.

„Mika?“

Ajolas Stimme klingt etwas hart, finde ich.

„Ja, ja, ich bin da“, flüstere ich und schaue mich um, als ob ich etwas suchen würde, das gerade irgendwo anders ist und nicht auf dem Tisch.

„Magst du dieses Theater vielleicht mal lassen und meine Frage beantworten? Was hast du entschieden? Hast du bereits etwas Konkretes vor, oder noch nicht?“

›Sie ist genervt …‹, denke ich und fühle gerade, wie mir das Blut in die Wangen schießt.

„Eh, ja, klar, deswegen bin ich auch bei Boris Aalbach gewesen“, fange ich stotternd an. „Wir haben uns nach einem möglichen Projekt umgesehen, bei dem ich mitmachen könnte“, sage ich endlich und stopfe mir ein Stück Pizza in den Mund.

„… Und?“

Ajola und Reyad schauen mich gerade an, als ob sie erwarten würden, dass ich gleich eine große Sache auf den Tisch bringen würde. Das ist mir unangenehm, aber ich kann nicht wirklich sagen warum. Vor allem was interessiert es Reyad?

„Und wir haben etwas gefunden …“, erzähle ich und versuche dabei cool auszusehen. Offensichtlich gelingt mir das überhaupt nicht, denn Ajola zieht mir mit einer energischen Geste den Teller weg und fasst meine Hand mit ihrer in klarer Erwartung.

„Sprich!“, befiehlt sie mir in einem solchen Ton, dass Reyad vom Lachen fast unter den Tisch fällt.

„Lass mich los!“, empöre ich mich wenig überzeugend und schaue ihr endlich in die Augen. „Was willst du eigentlich? Ich werde es euch schon erzählen! Lass mich bitte erstmal essen, okay?“

„Nee, nee, so leicht kommst du mir nicht davon“, schmunzelt Ajola. „Sage es uns jetzt! Du bist ja ganz schön vermessen in deiner Arroganz, findest du nicht? Los, ich will es jetzt hören: Um was für ein Projekt handelt es sich und wann hast du vor abzuhauen? Und vor allem, wann hattest du vor mir das zu sagen?“

Reyad kriegt gerade einen Hustenanfall und macht Anstalten sich zu erheben.

„Leute, ich glaube, ich habe noch was zu tun …“, sagt er ganz leise und wird prompt von Ajola zurechtgestutzt:

„Setz dich bitte und unterbrich mich nicht, wenn ich mit Mika rede. Es interessiert

dich doch auch, oder?“

Reyad setzt sich wieder und Ajola schaut mich so intensiv an, dass ich nur an eins denken kann *›Sie hat so schöne Augen, Mann! Und ich will gerade wegfahren?‹* Ich sammle alle meine Kräfte und versuche zusammenhängend zu sprechen.

„Mhm, ähm, ja, klar wollte ich dir das sagen, ich meine, das tue ich gerade, nicht wahr, dir, euch, meine ich, du verstehst doch …“

„Mika! Erzähl endlich, um was es hier geht … ich platze fast vor Neugierde! Spanne uns bitte nicht so auf die Folterbank!“

›Jetzt müsste ich sie küssen, oder?‹

„Okay, okay. Ich fahre demnächst für sechs Monate nach Burkina Faso. Dort gibt es ein Bewässerungsprojekt, bei dem ich mitmachen möchte und dabei werde ich auch meine Verwandtschaft dort besuchen. Ihr wisst doch, dass meine Mama ursprünglich von dort stammt, oder?“

Die Stille könnte nicht fassbarer sein. Ajolas Augen werden immer größer und größer und dann immer matter und feuchter.

„Wann genau wirst du aufbrechen?“, fragt sie mit einer so leisen Stimme, dass ich sie kaum verstehe.

Ich schau diesmal Reyad mit einer ernsten Miene an und er versteht sofort. Nach einigen Sekunden sind Ajola und ich alleine. Reyad ist verschwunden und Ajola sitzt still vor mir und starrt mich mit bohrendem Blick an.

„Was ist los?“, wage ich, nach einigen Augenblicken, zu sagen.

Ich traue es mir nicht zu, aber am liebsten würde ich sie sofort umarmen und … Ajola hebt ihre Augen hoch und unsere Blicke treffen sich im Niemandsland, zwischen meinem Herzen, das pumpt wie verrückt … und ihrem. Ich könnte schwören, dass ihres das Gleiche tut.

„Naja“, sagt sie leise, „du hast recht … was will ich eigentlich?“

„Das habe ich nicht so gemeint“, versuche ich die Situation wieder in den Griff zu bekommen. „Ich hätte es euch, dir, schon gesagt. Ich bin etwas überrascht, dass du jetzt so darauf bestehst und …“

„Mika, wie lange kennst du mich?“

„Was soll die Frage? Genauso lange wie du mich auch kennst …“

„Ach vergiss es! Ich dachte, wir sind gute Freunde und haben keine Geheimnisse

voreinander …“

›Hä? Ich versteh nur Bahnhof …‹

„Ajola, was soll das? Ich habe keine Ahnung was du meinst. Klar sind wir Freunde und ich habe auch keine Geheimnisse vor dir. Ich bin halt noch nicht dazu gekommen dir alles zu erzählen. Das ist ja alles erst heute passiert!“

›Wer hat mir mal gesagt, dass ein Mann nicht versuchen soll die Frauen zu verstehen?‹, denke ich und bin wegen Ajolas Verhalten komplett durcheinander. Ajola schaut nicht mehr mich an, sondern den Boden und ich merke, dass sie sehr traurig ist. Nur warum weiß ich nicht. Ich wüsste nicht, was ich falsch gemacht haben sollte. Ich sage erstmal nichts. Fast ohne mein Wollen lege ich meine Hand auf ihre Schulter und wir zucken beide gleichzeitig erschreckt zurück.

„Nein, bitte nicht!“

Ajolas Stimme ist eisig. Sie schaut mich wieder an und folgt mit einer Ernsthaftigkeit, die mich völlig blockiert:

„Du hast tatsächlich keine Ahnung wovon ich spreche, nicht wahr? Du sagst, du bist mein Freund und doch hast du keinen Schimmer wovon ich jetzt spreche? Ist das so?“

„Mhm, ja …“

„Du, dann lass uns jetzt mal nach Hause gehen, oder ich werde jetzt nach Hause gehen. Ich bin müde.“

Sie steht auf und in diesem Moment kann ich einfach nicht mehr und halte sie an.

„Nein! So lasse ich dich diesmal nicht gehen! Du musst mir jetzt sagen was los ist! Und ja, ich verstehe dich nicht … vielleicht doch, aber ich würde es lieber von dir hören … wie auch immer, mir fällt es jetzt auch nicht leicht dieses Gespräch mit dir zu führen und ich weiß gar nicht warum. Da ist mehr dahinter, das kann ich in mir spüren und ich bin mir aber nicht sicher, ob ich das jetzt mit dir besprechen will und …“

Dann ist sie plötzlich in meinen Armen, presst ihren Kopf gegen meine Brust, schlägt mich mit ihren Fäusten und schreit:

„Mann, halt doch mal die Klappe! Wenn du schon von nichts eine Ahnung hast …“

›Und jetzt?‹

Ihre Stimme höre ich wie im Traum. Wie in einem Traum den ich niemals zu träumen

gewagt hätte.

„Wenn du so lange weg bist, dann werde ich dich sehr vermissen …“

Ich will was sagen. Kann ich aber nicht. Das wären eigentlich auch meine Worte gewesen. *›Warum habe ich das eigentlich bisher nicht gemerkt?‹*

„Es ist doch nicht für immer. Ich komme wieder zurück. Können wir diese Zeit überstehen?“, frage ich.

„Weiß nicht … es fühlt sich wie eine Ewigkeit an“, schluchzt sie. „Ich weiß ja auch noch nicht, was ich als Nächstes tun werde …“

Sie beruhigt sich etwas und löst sich aus der Umarmung.

„Wann hast du denn vor abzureisen?“, fragt sie leise.

„Ich weiß noch nicht genug über das Vorhaben. Aber ich denke in ein paar Wochen könnte es losgehen.“

„Hast du schon eine Idee, wie du nach Burkina Faso kommst?“

„Bisher noch nicht konkret. Boris Aalbach hat mal versuchsweise eine Verbindung im TransSocietyBoard gesucht. Dauert etwa siebzig Tage, wenn alles gut geht, vielleicht geht’s ja auch schneller.“

„Was weißt du denn über das Projekt?“

„Ich habe zwar die Projektbeschreibung, habe aber noch nicht reinschauen können. Wollen wir uns das mal gemeinsam ansehen?“

„Das machen wir irgendwann später. Ich würde gerne raus an die frische Luft. Begleitest du mich noch?“, schlägt Ajola vor und nimmt mich an der Hand.

Reisepläne

Gespräch mit der Familie

„Leyla? Hast du mal einen Moment?“, frage ich meine Mutter, die im Arbeitszimmer am Werkeln ist.

„Was gibt’s denn, Mika?“

„Ich habe jetzt grob die Reise vor Augen und doch noch tausende Fragen. Ich würde, zum Beispiel, gerne wissen, wie ich meinen Besuch bei Oma Kyara und Opa Jitu vorbereiten könnte. Soll ich den beiden etwas mitbringen? Wie gehen die Menschen in Burkina Faso miteinander um? Was soll ich im Umgang mit den Menschen dort berücksichtigen?“

„Ach, Mika“, lacht meine Mutter, „das ist gar nicht so kompliziert. Ich würde an deiner Stelle bei meinen Eltern erstmal ankündigen, dass du sie zuhause besuchen willst. Dann kannst du auch gleich selbst klären, ob etwas mitzubringen gewünscht ist.“

„Okay, das ist einfach. Und der Umgang in Burkina Faso generell?“

„Du kennst die meisten Gepflogenheiten schon, wir praktizieren sie ja auch hier miteinander. Wenn du aber in kurzen Hosen und oberkörperfrei rumläufst, wirst du dir sicher keine Freunde machen …“, lacht Leyla.

„Sind die Sitten so streng dort? Na gut, dann werde ich auch eine lange Hose im Gepäck haben“, spiele ich mit und setze mich neben meine Mutter.

„ClothBots werden deinen Weg begleiten!“, meint Simon, der neugierig im Türrahmen erschienen ist. „Übrigens sind die so programmiert, dass du landestypische und klimagerechte Kleidung finden kannst … sogar auf einem Schiff oder im Zug geht das. Aber denke daran, dass du ein paar Klamotten mitnimmst, denn die ClothBots recyceln gerne und üblicherweise wollen sie mit Altmaterial gefüttert werden.“

„Gut, dass du es erwähnst, ich hätte an die recyclebaren Klamotten sehr wahrscheinlich nicht gedacht. Was brauche ich denn sonst noch für die Reise?“, frage ich weiter.

„Deinen Kommunikator hast du ja immer bei dir. Wenn du deine

Reiseimpressionen festhalten willst, was ich dir nur wärmstens empfehlen kann, nutze ihn reichlich und versorge uns damit über das MultiNet“, schmunzelt Simon. „Ein paar persönliche Dinge solltest du vielleicht einpacken, die eine Heimweh Attacke abmildern können.“

„Ähm, ja, da werde ich dran denken“, sage ich mit einem Lächeln.

„Boris und ich hatten einige Reisen zu Studienzeiten unternommen, da war das MultiMod-System ja noch im Entstehen. Wir hatten unsere Reiseerfahrungen damals immer gut dokumentiert und diese Erkenntnisse in die Verbesserung des MultiMods einfließen lassen. Damals sind wir noch mit großem Gepäck gereist, weil die Versorgung unterwegs noch lückenhaft war. Aber ohne unsere Fotoausrüstung waren wir nie unterwegs. Es sind einfach hunderte interessanter Videos mit Interviews der Menschen aus anderen Ländern entstanden und atemberaubende Landschaftsaufnahmen ganz nebenbei. Diese Qualität haben die alten Kommunikatoren noch nicht abbilden können.“ Simon platzt fast vor Stolz „Meine schönste Reise endete vor der Haustür von Leylas Wohngemeinschaft in einer Siedlung in der ehemaligen Schweiz. Ohne diese Begegnung würdest du wohl nicht hier sitzen und solche Fragen stellen können …“

Ich bin platt. So plastisch hatte ich die Geschichte des Zusammenkommens meiner Eltern noch nicht zu hören bekommen.

„Wie jetzt“, wage ich zu fragen, „gleich dort an Ort und Stelle? Ich dachte, dass ich …“

Meine Mutter, die von der Erinnerung an diese alten Zeiten offensichtlich sehr bewegt ist, unterbricht unser Gespräch ungeduldig.

„So Simon, es wird Zeit, dass du dich mal ums Essen kümmerst. Ich muss noch ein paar Sachen für die Ernte des Sommerweizens organisieren.“ Dann dreht sie sich zu mir, „Ähm, Mika? Wie steht es übrigens um den Pflückdrescher, der soll ja am Wochenende zum Einsatz kommen?“, fragt sie. „Konntet ihr das so reparieren, dass er nicht wieder ausfällt?“

„Wir haben die Fehlerstelle gefunden und diesmal so beseitigt, dass er einsatzfähig ist“, antworte ich. „Wann soll es tatsächlich losgehen?“

„Am Samstag um sieben Uhr treffen sich alle am Geräteschuppen, sei bitte pünktlich!“

„Ja, klar, werde da sein. Aber jetzt noch mal zu mir …“, lasse ich nicht locker.

„Gerade interessiert mich mehr, wie ich meine Reise vorbereiten kann. Ich habe zwar eine vage Idee von dem, was ich mitnehmen könnte und sollte, aber noch keine Ahnung, was mich überhaupt unterwegs erwarten wird … da braucht ihr gar nicht mit Panik wegen Essen und Ernte und so was anfangen. Könnt Ihr nicht mal ruhig erklären, wie das tatsächlich vonstattengeht? Ich meine, ihr seid beide sehr früh von Zuhause weggegangen und seid dabei auch sehr weit herumgekommen. Ich dagegen habe bisher unsere Umgebung kaum verlassen. Ihr werdet doch imstande sein mir zu erzählen, was mich alles dort draußen erwarten kann, oder?“

„Na, na, junger Mann, was ist das für ein Ton bitte!“, empört sich mein Vater mit einem Lächeln im Gesicht. „Aber essen müssen wir doch auch, oder? Und wenn ich das jetzt nicht vorbereite, dann kriegen wir wohl nichts auf den Tisch. Am besten kommst du mal mit mir in die Küche, schnippelst mit und ich kann dir vielleicht das eine oder andere dabei erzählen. Oder? Was meinst du?“

Das Angebot kann ich natürlich nicht ablehnen, auch wenn ich zum Schnippeln überhaupt keine Lust habe. *›Mist …‹,* denke ich, *›ich kann mir immer die besten Situationen aussuchen, um meine Fragen zu stellen …‹.*

„Kommst du jetzt noch?“, höre ich die Stimme meines Vaters aus der Küche und schlürfe langsam hinterher, begleitet von dem ausgelassenen Lachen meiner Mutter, die anscheinend auch mitkommt.

Ich liebe meine Eltern, aber manchmal finde ich, dass sie schon etwas zu viel Spaß dabei haben, mich auf die Schippe zu nehmen.

„Ja, bin schon unterwegs“, rufe ich und biege in mein Zimmer ab.

Ich will meinen Kommunikator abholen. Kaum habe ich ihn in der Hand, schon zeigt er die Projektliste an, die mir Boris Aalbach zugesendet hat. Ich werde die Liste brauchen, wenn ich Simon meine Fragen stelle, die, was für ein Wunder, mir gerade nicht mal einfallen wollen. Ich merke auch, dass mir die paar Erklärungen meiner Mutter lange nicht ausreichen, um mir vorstellen zu können was mich dort, bei meinen Großeltern, erwartet. Einige Klicks weiter und die Pivotsuche durch alle bekannten Dokumente zu Burkina Faso ist gestartet. Das kann der Kommunikator alleine machen. Ich muss jetzt in die Küche, schnippeln, aber der kommt jetzt mit auf den Tisch.

Mit uns dreien wird das Essen schnell vorbereitet sein. Meine Hände arbeiten reflexartig, während ich immer wieder auf das Display schiele. *›Die Suche dauert schon*

ganz lange …‹

„Mika? Bist du noch hier, am Tisch?“, höre ich Simon fragen.

„Lass ihn doch in Ruhe …“, lacht Leyla, „nicht, dass er sich in die Finger schnippelt vor lauter Schreck!“

„Ja, ja, aber er soll doch die Kartoffeln in die Pfanne schneiden, nicht die Schalen …“

Ich schaue entgeistert auf das, was ich tatsächlich tue und auf die Gesichter der beiden und muss mitlachen. Ich sammle vorsichtig die Schalen aus der Pfanne und die Kartoffeln aus der Biomüllschale und muss wohl sehr verwirrt aussehen.

„Mika, danke für deine Hilfe!“, schluchzt Simon vor Lachen. „Wie wäre es, wenn du dich nur mit deinem Kommunikator beschäftigst, und zwar in deinem Zimmer. Wir rufen dich, wenn das Essen fertig ist, okay?“

Ich vermute, dass ich sehr rot im Gesicht aussehen muss. Zumindest fühle ich mich so, beschämt, aber auch froh. Zwei, drei Schritte und die Tür ist zu. Was haben wir hier? Offensichtlich hatte ich auch die Notizbücher Ethans mit den Suchparametern verlinkt, denn das Erste, das kommt, ist ein sehr verstörender Eintrag.

> *1. Juni 2018*
>
> *Adina hatte mir heute einen Bericht der Deutschen Welle zu dem Thema Genitalverstümmelung mit einer Einschätzung von Terre des Femmes gesendet. Es werden die Praktiken in verschiedenen afrikanischen Staaten beschrieben. Während in Burkina Faso die Anzahl der Eingriffe bei Mädchen anscheinend rückläufig ist, ist in Sierra Leone kaum eine Veränderung zu spüren … in anderen Ländern, wie beispielsweise in Kenia, möchten Ärztinnen hingegen wieder die rechtliche Erlaubnis erlangen, um die Eingriffe »bestmöglich« unter hygienischen Bedingungen im Krankenhaus vornehmen zu dürfen. Ich bekomme das in meinem Gehirn nicht übereinander … wie können Ärztinnen überhaupt bei so etwas mitmachen? Auch wenn ich verstehe, dass ihnen die Hände gebunden sind und sie in der Situation versuchen das Beste für die betroffenen Mädchen zu erreichen, in dem sie zumindest für einen hygienischen Eingriff sorgen, trotzdem fällt es mir sehr schwer, sie mit guten Augen zu betrachten. Ja,*

ich muss mir eingestehen, dass ich nur schwer damit umgehen kann … dass die weibliche Genitalverstümmelung eine der extremsten Frauenrechtsverletzungen ist, die es auf der Welt gibt. Dies wird in einigen Teile Afrikas offensichtlich immer noch allzu gerne übersehen und gerne mit der sogenannten Tradition verwechselt. Grausig!

Ich freue mich umso mehr, dass wir dort nicht leben müssen. Auch wenn ich mir mittlerweile immer mehr Gedanken über Zangas Familie machen muss. Dort sind die Menschen schon glücklich, wenn sie sich wegen der nächsten Mahlzeit keine Sorgen machen müssen … und es ist mir auch klar, dass wir hier auch deswegen so gut leben können, weil sie dort so schlecht leben müssen … Ich mache mir aktuell wirklich weniger Gedanken über das Klima, auch wenn die Presse hier gerade den heißesten Sommer seit langem feststellt. Wer hungert, oder sich um sein Überleben Sorgen machen muss, der kann sich um unseren Planeten leider nicht auch noch kümmern.

Ich hoffe sehr, dass diese barbarischen Riten nicht bis heute Bestand haben. Ich kann mir nicht wirklich vorstellen, worum es dabei geht, beziehungsweise ging, aber etwas in mir weiß, dass was auch immer damals noch getan wurde, in der heutigen Welt, in der Welt so wie ich sie kenne, keinen Platz hätte, und zwar nirgendwo auf dem Planeten. Ich bin mir nicht sicher, dass ich wirklich noch weitere Details darüber wissen möchte. Eigentlich wollte ich wissen, wie die Leute heute in Burkina Faso leben. Das aber auch Notizbucheinträge in die Suche miteinbezogen werden, finde ich gut. So kann ich vielleicht meine Großeltern besser verstehen, denn sie sind den Erfahrungen von Ethan viel näher, als ich es je sein könnte.

„Mika, das Essen ist fertig!“, tönt Simons Stimme.

Reiseroute

Es ist gar nicht so einfach mit der Menge an Informationen zurechtzukommen. Mein Rücken schmerzt. Ich sitze etwas gekrümmt auf dem Bett, wie ich merke. Ich stehe auf und öffne das Fenster. Die Blätter der zwei Pappeln am Rande des Gartens rascheln im Wind. Die untergehende Sonne sorgt für einen rötlichen Abendhimmel. Ich fühle mich gerade müde, aber ich möchte meine Vorbereitungen unbedingt fortsetzen. Ich setze mich in den Ohrensessel und versuche den Rücken gerade zu halten.

Ein weiterer Notizbucheintrag zieht meine Aufmerksamkeit an.

> *18. September 2018*
>
> *Zanga sieht ziemlich fix und fertig aus. Die Ereignisse in Burkina Faso sind tatsächlich haarsträubend, auch wenn hier die Presse nur beiläufig und politisch gefärbt darüber berichtet. Zuerst putscht das Militär die korrupte Regierung aus dem Parlament. Damit wurde nun auch der Weg für den Islamistischen Staat bereitet. Eines der ärmsten und am wenigsten entwickelten Staaten der Erde kommt einfach nicht zur Ruhe. Zanga sorgt sich zu Recht um seine Familie. Jitu, sein Sohn, ist gerade mal zehn Jahre alt und, wenn ich Zanga richtig verstanden habe, nicht sein einziges Kind. Die Selbstversorgung mit Lebensmitteln steht wegen Wassermangel auf der Kippe. Die Menschen in der Region um Koti, wo Zangas Familie zuhause ist, betreiben traditionell Subsistenzwirtschaft. Ohne genügend Wasser können sie schlecht ausreichend Ertrag erwirtschaften, sodass alle satt werden können. Sie sind auf Hilfe angewiesen, wenn diese überhaupt bis zu den betroffenen Regionen ankommt. Vom Staat ist unter diesen politischen Umständen keine Hilfe zu erwarten und das, was die Vereinigten Staaten und Europa derzeit an Hilfe anbieten, hilft nur die Abhängigkeit zu vergrößern, aber nicht den Menschen dort vor Ort.*
>
> *Ich weiß zurzeit echt nicht, wie wir Zanga und seiner Familie am Besten helfen können. Ich würde mehr machen, aber es fehlen mir die Mittel … und auch wenn ich die Mittel hätte, das würde an den Ursachen nichts ändern, denn das Problem sitzt viel tiefer, als ein Hilfspaket aus Deutschland lösen könnte. Zanga sagt zwar immer wieder, dass wir uns keine Gedanken machen müssen, da seine Leute schon zurechtkommen werden, wie immer in der Vergangenheit … aber seine Unruhe spüre ich in mir, was auch immer er sagt …*

Die Information hilft zwar nicht zur Reisevorbereitung, gibt mir aber einen unerwarteten Einblick in die unterschiedlichen Perspektiven, aus der die Region Burkina Faso zur Zeit Ethans betrachtet wurde. Ethan sorgt sich wegen der Familie seines Freun-

des und doch ist seine Anmerkung irgendwie distanziert. Es ist für mich offensichtlich, dass sich Ethan innerlich nicht wirklich mit Zanga identifizieren kann. Er sorgt sich sozusagen von hier aus, aus einer sicheren Umgebung. *›Werde auch ich so dorthin reisen und ankommen, wie einer, der aus einer sicheren Umgebung kommt, in der das Leben leichter zu bewältigen ist?‹,* muss ich mich plötzlich fragen.

Der Gedankengang ist mir unangenehm. Ich schüttele mich kräftig und wische über den Bildschirm, wie um meine eigenen Gedanken loszuwerden. Noch einen Eintrag über die Situation und dann mache ich mit der tatsächlichen Vorbereitung weiter.

> *1. Februar 2022*
>
> *Oxfam hat einen interessanten Artikel veröffentlicht: »Streit ums Wasser – die entstehenden Konflikte und die Klimakrise machen die Trinkwasserversorgung in Burkina Faso zur Herausforderung«.*
>
> *Ich habe ihn an Zanga weitergeleitet. Bemerkenswert ist einerseits die Unterstützung zur Errichtung von Lagerkapazitäten, um für schlechte Ernten besser vorbereitet zu sein. Andererseits wird nun Abwasseraufbereitung betrieben, um der Wüstenbildung, die auch vor den Gärten keinen Halt macht, entgegenzuwirken.*
>
> *Mit europäischer Unterstützung werden nun auch vermehrt Zisternen gebaut, um Wasser zu bevorraten.*
>
> *Ich befürchte nur, dass das alles wieder an den Gegebenheiten in Afrika vorbei organisiert wird und am Ende mal wieder vergessen wird, die Menschen dort in die Instandhaltung der Anlagen zu unterweisen. Im Reparaturfall müssen die Ersatzteile dann aber aus Europa eingekauft werden, wofür das Geld schlicht nicht vorhanden ist und auch nicht sein kann … woher denn? Ich ärgere mich zunehmend, dass in den sogenannten »erste Welt« Ländern des Westens, sogar die Hilfe mit einem Hintergedanken versehen wird – auch sie muss letztendlich für die eigene Wirtschaft profitabel sein. Es wird aber radikal verschwiegen, dass die Hilfe eigentlich deswegen benötigt wird, weil die Länder des Westens sich an Afrika wie aus der eigenen Speisekammer bedienen.*
>
> *Hier bei uns gingen die vergleichsweise gut genährten Franzosen*

mit Gelbwesten für mehr Geld und Verteilungsgleichheit auf die Straße protestieren. Die Reaktion der französischen Regierung war hart. In den USA töten weiße Polizisten schwarze Mitbürger und die deklarierte »Corona-Pandemie« dauert immer noch an, obwohl dafür keine wissenschaftlichen Belege vorliegen. Das alles geht am Leben in Burkina Faso spurlos vorbei. Die Welt ist mehr darauf fokussiert, was Trump und die QAnon-Aktivisten veranstalten, als sich mit den wichtigen Themen des täglichen Lebens in den ärmsten Ländern der Welt zu beschäftigen.

Ach ja, dieser Eintrag bringt mich etwas näher an meine Reise. Aus dem Studium der Geschichte Afrikas ist mir bereits klar, dass die Wasserversorgung, gerade in der Sahelzone, auch schon vor hundert Jahren, ein lebensbedrohliches Problem war. Lösungen wurden also schon damals gesucht, aber leider nur wenige gefunden.

Ich wende mich der Projektliste im TransSocietyBoard zu. Ich hatte darin dieses Projekt in Burkina Faso schon gesehen. Es geht um Wassergewinnung in den Regionen, in der die Lebensgrundlage der Menschen durch die Wüstenbildung bedroht wird. Die Projektbeschreibung ist komplex. Mit verschiedenen kombinierten technischen Systemen soll Wasser gewonnen, gespeichert und verteilt werden. Zum Einsatz werden transparente Photovoltaik-Paneele benötigt, die vor Ort nicht hergestellt werden, aber in Südfrankreich in der Gemeinschaft Saintes-Maries-de-la-Mer bereitgestellt werden könnten. Der Transport soll in drei Wochen in Frankreich starten. *›Das könnte meine Mitfahrgelegenheit sein!‹,* leuchtet mir ein. *›Jetzt aber erst mal der Projektgruppe mitteilen, dass ich gerne teilnehmen möchte … so, versendet … bin gespannt, wann ich eine Rückmeldung bekomme.‹*

Im MultiMod finde ich auf Anhieb keine Reise von Saintes-Maries-de-la-Mer, in der die Fracht der Solarpaneele eingetragen wäre. Aber von Marseille aus scheint ein großer Transport Richtung Afrika geplant zu sein. Voraussichtliche Abfahrt in drei Wochen. *›Ach so …‹* Aufmerksames Lesen verrät mir nun, dass der Frachter zwar Marseille als Starthafen hat, aber auch in Saintes-Maries-de-la-Mer einen Stopp einlegt, um weitere Fracht an Bord zu nehmen.

›Aha, die Rückmeldung trudelt ein. Das war schnell … so, so, nur eine automatische Antwort …‹ Ich soll schon mal meine Qualifikationen beschreiben und mich auf einen längeren Aufenthalt vorbereiten. Die Unterbringung für diese Zeit soll auch bereits organisiert sein. Ich merke, wie meine Gedanken von der Vorstellung meiner bald

anstehenden Reise beflügelt werden. Es ist ein sehr schönes Gefühl, muss ich gestehen, auch wenn ich praktisch nicht genau weiß, worauf ich mich da einlasse.

Was mich am meisten beschäftigt ist, wie ich, ab jetzt, in nur drei Wochen bis nach Saintes-Maries-de-la-Mer kommen werde. Der MultiMod gibt mir bis dato nur Verbindungen die länger als drei Wochen dauern. Es scheint so zu sein, dass zu dieser Zeit, wahrscheinlich auch wegen der Erntezeit, die meisten Menschen eher zuhause bleiben und aus diesem Grund auch die Transportmöglichkeiten extrem begrenzt sind. Das kann zu einem Problem werden, wenn ich unbedingt sofort aufbrechen möchte, um ein Schiff nach Westafrika erreichen zu können. Wie auch immer, ich habe die Reiseplanung in den MultiMod eingetragen. Mal schauen, ob sich weitere Möglichkeiten ergeben.

„Na, sehr beschäftigt?“

Mein Vater schaut mich durch den Türspalt neugierig an. *›Sehr interessant, er ist irgendwie immer in der Nähe, wenn ich ihn unbewusst brauche‹*, denke ich.

„Gut, dass du fragst, ich versuche gerade eine Reiseverbindung nach Saintes-Maries-de-la-Mer zu finden, die es mir ermöglicht den Frachter zu erreichen, der in drei Wochen nach Afrika rübersegeln soll. Das Problem ist, ich finde keine und ich befürchte, dass ich die Passage verpassen werde. Hast du eine Idee wie ich noch dahin kommen kann?“

„Wie hast du die Reise angefragt?“

„Über Mailand natürlich, das ist doch die kürzeste Strecke, oder?“

„Eigentlich nicht, sie ist nur die am häufigsten verwendete in Richtung italienischer Halbinsel und, weil auf der Route relativ viele Möglichkeiten mitzureisen angeboten werden, kann sie zeitlich teilweise sogar kürzer erscheinen. Allerdings, um nach Südfrankreich zu gelangen, ist sie nicht wirklich geeignet“, meint Simon nachdenklich. „Aber du weißt in welchem Monat wir sind und, dass Verbindungen nur nach Bedarf zur Verfügung gestellt werden. Versuch mal über Frankreich zu reisen. Dazwischen sind nur Regionen, in denen zu dieser Jahreszeit relativ viel Güterverkehr herrscht, weil sie sich gegenseitig bei der Ernte helfen müssen. Die Strecke ist gefühlt viel länger, aber in Wirklichkeit von der tatsächlichen Entfernung kürzer und die Verbindungen sind relativ regelmäßig vorhanden.“

„Und du weißt das weil?“, frage ich ungläubig, denn für mich ist seine Logik nicht unbedingt nachvollziehbar.

„Na ja, ich habe es mal selbst ausprobiert, als ich damals unterwegs war. Es ist in der Tat nicht sehr bequem, da man stets am Umsteigen ist, aber es funktioniert. Und mir scheint es so zu sein, als ob es dir sehr wichtig wäre. Oder täusche ich mich?“

›Da ist was dran …‹, muss ich innerlich zugeben.

„Und was soll ich als Zwischenstopps eingeben, bitte schön?“

„Versuche es mal mit Strasbourg, Dijon, Lyon mit Ziel Saintes-Maries-de-la-Mer. Das müsste die richtigen Verbindungen hervorbringen.“

Ich gebe die Daten ein und warte. Mein Vater wartet geduldig in der Tür. Das geht mir auf die Nerven, wenn er so auf dem Sprung zu sein scheint.

„Magst du dich nicht hier zu mir setzen? Du kannst mir auch weiterhelfen, da bin ich mir sicher.“, lade ich ihn ein.

„Nein, nein, ich muss gleich los. Ich warte nur bis die ersten Vorschläge aufgelistet werden, sodass ich sicher bin, dass du die korrekte Route hast. Danach kommst du auch alleine klar. Du bist doch kein kleiner Junge mehr, oder?“, winkt mein Vater ab.

Ich sage nichts zu der „kleiner Junge“ Sache. Ich will ihm nicht in die Karten spielen. Es ist schon ein altes Spiel zwischen uns, seit damals, als ich mit nur fünf Jahren den Traktor alleine fahren wollte. Der kennt meine Schwachstellen, der Alte.

Die Ergebnissuche im MultiMod piepst und die Streckenvorschläge sehen tatsächlich so aus, wie er es vorausgesagt hatte. Ich würde Saintes-Maries-de-la-Mer in sechzehn Tage erreichen und dabei zweiundzwanzigmal umsteigen müssen. Die Reise hat sogar zwei Abschnitte von je zehn Kilometern, die ich mit dem Fahrrad zurücklegen müsste, wenn ich die nächste Verbindung rechtzeitig erreichen will. Aber es wäre möglich. Ich schau nach oben, aber mein Vater ist bereits verschwunden.

›Mit dem Fahrrad kann ich allerdings nicht viel mitnehmen … aber ich glaube, das will ich auch nicht. Mit leichtem Gepäck reist es sich viel angenehmer.‹ Ich trage meine Qualifikationen für das Projekt in das Onlineformular ein. Bedenken, dass ich nicht dazu passen würde, habe ich keine. Ich habe ja gerade Systemautomation und Maschinenbau absolviert, Kenntnisse, die dort gebraucht werden. Ein Klick und die Daten sind weggeschickt.

Ein Gedanke rumort noch in meinem Kopf herum. Er fängt mit »A« an und hört mit »a« auf. Nein, ist nicht lustig. Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ajola sagen könnte, dass wir uns so lange nicht sehen werden. Ich muss zugeben, es fällt mir im Moment

auch nicht leicht. Für sie scheint es allerdings eine sehr ernste Sache zu sein. Viel ernster als für mich. *›Zumindest aus meiner Perspektive …‹*

Erntearbeit

›Die Nacht war irgendwie zu kurz‹, denke ich und versuche mich aus dem Bett zu hieven. Eine Amsel kündigt vor meinem Fenster lautstark ihren Anspruch auf den ganzen Garten an. Die ersten Sonnenstrahlen lassen den alten Schaukelstuhl in unwirklichem Licht erscheinen. Bin noch müde, aber wie meine Mutter zu sagen pflegt, was getan werden muss, muss halt getan werden. Ich würde lieber noch liegen bleiben, kann mir aber gut vorstellen, dass dies heute keine gute Idee wäre, wenn deswegen so viele andere auf mich warten müssten. *›Wie war das? Erst die Hose und dann die Schuhe? …‹* Flackert ein Gedanke während ich mich etwas benommen auf die anstehende Arbeit vorbereite. Ich höre in der Küche, wie Teller und Gläser auf den Tisch gestellt werden und es riecht schon nach Frühstück. Bin wahrscheinlich der Letzte, der aufgestanden ist. Ich greife an die falsche Seite der Tür, finde aber keine Türklinke und lache dumpf vor mich hin. *›Mika, du musst heute offensichtlich sehr vorsichtig sein, nicht, dass …‹* Den Gedanken kann ich nicht mehr zu Ende denken. Die Stimme meines Bruders schallt durch den Flur:

„Mika! Kommst du endlich aus den Federn? Wir müssen langsam los!“

„Ja ja“, versuche ich eine Antwort aber meine Stimme macht allerdings nicht wirklich mit.

„Mika? Bist du wach?“

Ich schaffe es schließlich die Tür zu öffnen und stehe verdutzt vor Lares, der in voller Montur und mit vollem Mund gleich weg möchte.

„Ach, da ist er endlich! Na, du Prinz, kommst du mit, oder wie?“, mampft er mir mit voller Freude vor.

Irgendwie kann ich mich seinem Enthusiasmus nicht wirklich anschließen.

„Ja Mann, klar. Ich sehe, du hast schon gefrühstückt? Darf ich auch?“

Ich merke, dass ich langsam etwas genervt bin und weiß nicht recht warum. Lares bringt mir die erleuchtende Nachricht schonend bei:

„Wir sollten schon seit eine halbe Stunde am Gerätehaus sein, weißt du? Alle sind

schon weg und ich nehme sehr stark an, dass du mitkommen möchtest? Oder nicht?“

„Wie? So spät schon? Warum habt ihr mich nicht früher geweckt?“, versuche ich eine fahle Rechtfertigung. „Ich bin müde, Mann, ich hätte noch viel länger schlafen können.“

„Zählt nicht! Hier, nimm das Brötchen mit auf die Hand und lass uns gehen. Mama meint, dass im Wetterbericht ein Sturm angesagt wurde. Wir müssen heute den ganzen Acker vor der Mühle fertig pflücken und wir haben nur wenig Zeit dafür. Ich meine, wenn der Pflückdrescher keinen Ärger macht!“

›Wo er recht hat, hat er recht‹, muss ich mir eingestehen, während ich, mit dem Brötchen in einer Hand, meine Arbeitsschuhe anziehe. Mein Kopf ist noch vom Nachtnebel besetzt. Ich gebe auf, mich der Situation zu widersetzen und folge Lares ohne weiteres.

Das Gerätehaus ist nur wenige Minuten zu Fuß entfernt und ich hoffe, dass der schnelle Spaziergang meinen Kopf klärt. Wir gehen schnellen Schritts und ich bin einfach nur froh, dass Lares so geduldig ist. Darüber, dass er auch so gut trainiert ist, bin ich nicht so froh. Ich kann kaum mit ihm mithalten. Lares ist ein leidenschaftlicher Läufer und er bringt es immer fertig, mich aus der Puste zu bringen, wenn wir gemeinsam irgendwohin müssen. Auch diesmal muss ich ihn bremsen:

„Hey, hey, langsam du Wahnsinniger! Du willst doch, dass ich auch ganz dort ankomme, nicht? Ich muss dann noch fahren können, weißt du …“

„Mach jetzt nicht schlapp, du Prinz“, lacht er mich aus und verringert das Tempo keinesfalls.

Wie erwartet, kann ich kaum atmen und meine Knie zittern als wir ankommen. Aber wir sind offensichtlich nicht die Letzten. Unsere Nachbarn und einige Leute aus unserer Gemeinschaft stehen immer noch vor dem Gerätehaus und scheinen noch auf etwas, oder jemanden, zu warten. Alle haben Werkzeuge bei sich und uns wird keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. *›Gut so‹*, meine ich innerlich und schleiche hinein zum Pflückdrescher.

Der Motor ist reflexartig gestartet und Lares öffnet schon das Tor, sodass ich rausfahren kann. Der Nebel im Kopf ist zwar nicht komplett weg, aber was gelernt und geübt ist, führt sich wie von selbst aus. Ich fahre den Pflückdrescher raus, als ob ich schon seit Stunden da gewesen wäre und nichts anders tat, als auf alle andere

zu warten. Immer noch keine Reaktion. Alle machen Platz, aber es entsteht keine Aufbruchstimmung. Ich schaue zu Lares:

„Was'n hier los? Warum stehen alle rum?"

„Keine Ahnung", meint Lares, „ich frag mal. Ich sehe Mama überhaupt nicht, vielleicht warten alle auf sie …?"

Ich schaue in die Menge und versuche in den Gesichtern zu lesen, was die Menschen denken könnten. Sie warten anscheinend nur. Keine Angst, keine Unruhe. Ich stoppe den Motor und steige aus der Kabine. Es weht bereits ein leichter Wind aus dem Nord-Osten und am Horizont sind dunkle Wolken zu sehen.

„Hey Mika, ist vielleicht verfrüht den Pflückdrescher rauszufahren", sagt Oliver, ein Kollege aus der Werkstatt. „Leyla ist gerade zur Wetterstation und fragt die Wettervoraussage für heute noch mal ab. Die, die dort sein sollten, gehen an ihren Kommunikatoren nicht ran, oder haben mal wieder kein Netz … Es kann sein, dass wir heute noch nicht anfangen können. Wir brauchen mindestens zwei Tage Trockenwetter, wenn wir alles ernten und lagern wollen. Nur heute ist nicht genug. Es könnte noch viel auf'm Feld bleiben und die Nässe würde uns das Einlagern ziemlich vermasseln."

„Aha …", höre ich meine Stimme, etwas befremdlich, kann allerdings nicht fortfahren mit meiner Frage.

Eine Fahrradklingel ertönt und meine Mutter erscheint hinter dem Gerätehaus. Sie ist schweißgebadet und muss sich erstmal wieder fangen, bevor sie sprechen kann.

„Leute", fängt sie mit einem Lächeln an, als ihr Atem sich beruhigt hat. „Alles gut! Der angesagte Sturm soll kommen, wird aber an uns weit genug vorbeiziehen, dass wir keinen Tropfen abbekommen. Wir können loslegen, und zwar sofort!", verkündet sie mit strahlenden Augen. Sie dreht sich dann zu mir und zischt: „Du hast es also auch geschafft, Mika?", und dann ganz leise, sodass nur ich es höre, „Wäre nicht diese unklare Situation gewesen, dann hättest du uns das ganze Programm heute durcheinandergebracht … was ist mit dir los? So kenne ich dich gar nicht!"

„Äh …"

„Egal, starte den Motor und mach dich an die Arbeit! Wir alle sind von dem Pflückdrescher abhängig … Bitte!"

Meine Mutter ist schon eine ziemliche Erscheinung, muss ich immer wieder feststellen. Ich klettere wieder in die Kabine und, bevor ihre Stimme von dem Motorgeräusch

übertönt wird, höre ich sie noch sagen:

„Ich weiß, dass ihr euch alle der Wichtigkeit dieser Arbeit bewusst seid. Auch deswegen danke ich euch, dass ihr rechtzeitig da seid. Lasst uns anfangen und hoffen, dass der Sturm uns in der Tat verschont."

›Wenn eine organisieren kann, dann ist es meine Mutter!‹, denke ich schmunzelnd und fahre den Anfang des Ackers an. Hinter mir reihen sich alle anderen Menschen, die Folgearbeitsschritte durchführen werden. Ich muss schon gestehen, dass es mir Spaß macht, der Erste zu sein, der die Arbeit antreibt. Meine Mutter schaut mich kurz vom Rande des Feldes an. Ihre Augen strahlen mich an. Ich weiß, dass sie mir nicht böse ist.

Plötzlich merke ich, dass ich bei dieser ganzen Reihe von Feldarbeiten, die ab heute anstehen, ich nicht bis zum Ende dabei sein werde. In ungefähr fünf Tagen will ich meine Reise antreten. Ja, ich will. Ich muss wohl nicht. Aber etwas zieht mich dahin und das stärker, als ich es beim ersten Gedanken vermutet hätte. Mehr als ein Monat ist wie im Flug vergangen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann waren es sehr volle Wochen, in denen vieles passiert ist. All die Gespräche, die Überlegungen, die praktische Planung und Vorbereitungen sind wie Puzzleteile zusammengekommen und zu einem ziemlich konkreten Bild meiner zukünftigen Reise geworden. *›Wirklich bereit dafür fühle ich mich noch nicht … aber losgehen möchte ich schon!‹* Ich habe das Gefühl, dass ich vor der Reise noch einiges zu tun hätte, es fällt mir auf Anhieb jedoch nichts mehr ein, was noch zu erledigen sein könnte. *›Ich werde es bestimmt früh genug erfahren‹*, schmunzele ich vor mich hin.

Olivers Reiseerfahrung

Ich fahre die letzte Runde für heute, es wird gleich dunkel. Oliver freut sich, dass alle Dreschreste, ordentlich gepresst und verschnürt, in der Scheune neben dem Gerätehaus verstaut sind.

„Das ist ein prima Baustoff für unsere Stroh-Lehm-Bauten", meint er. „Jetzt liegen sie im Trockenen und können dann bald verarbeitet werden. Es stehen ja an einigen Häusern noch Reparaturen und Erweiterungen an."

„Ja, das ist richtig", stimme ich ihm zu, „und morgen werden wir noch mehr davon haben, wenn das Wetter anhält. Wir haben gut gearbeitet heute, nicht wahr?"

Ich bin sehr zufrieden und meine diese Stimmung bei allen, die dabei waren, zu spüren.

„Ich muss jetzt los“, werfe ich noch ein. „Ich bin gerade dabei mich für eine Reise vorzubereiten. Ich werde wohl nicht bis zum Ende der Ernte dabei sein können. Könntest du den Pflückdrescher für mich übernehmen, falls er noch gebraucht wird?“

Ich sehe die Verwirrung in Olivers Gesicht und füge hinzu:

„Ich bin mit dem Studium fertig und würde gerne die Welt etwas bereisen. Ich werde zu meinen Großeltern nach Burkina Faso fahren, sie besuchen und gleich dort bei einem Bewässerungsprojekt mitarbeiten.“

„Ach so, du bist also so weit uns zu verlassen … Ja, das ist eine gute Sache. Ich bin auch vor zwei Jahren unterwegs gewesen, allerdings nicht so weit, nur hier, im europäischen Raum, in Spanien, auch ein Projekt bei dem sich um Wasser handelte. Es ist echt ein Problem an manchen Orten genug Wasser so zu bekommen, dass alle Wesen und nicht nur wir, die Menschen, genug davon bekommen.“

Oliver schaut mich nachdenklich an. Er ist nur vier-fünf Jahren älter als ich und ich frage mich, warum ich bisher nicht wusste, dass er bereits unterwegs gewesen war. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass er weg war.

„Du warst schon weg? Mensch, hätte ich das gewusst, dann wäre ich zuerst zu dir gekommen. Ich war bei Boris Aalbach, habe mich von ihm beraten lassen. Er hat mich auf manche Details aufmerksam gemacht. Auch mit meinem Papa habe ich gesprochen. Nur nicht mit einem in unserem Alter. Klasse“, strahle ich ihn an, „wie war das, als du auf der Reise warst?“

„Gar nicht so anders als zuhause, ehrlich gesagt. Das Unbekannte machte mir am Anfang viel Angst, bis ich schließlich gemerkt hatte, dass die Menschen einem fast überall freundlich begegnen. Das Verbinden der Transportmöglichkeiten durch den MultiMod habe ich auch von Boris Aalbach gelernt. Ist wohl kein Hexenwerk. Nach einigen Tagen war ich so gut drin, dass ich meine Route mehrmals ohne Weiteres ändern und meinen Wünschen anpassen konnte. Ich meine von unterwegs aus. Du bekommst überall Tipps von den Leuten, bei denen du übernachtest. Wo was Interessantes zu sehen ist oder wo Hilfe gebraucht wird. Ich wollte ursprünglich direkt nach Sevilla, aber ich habe dadurch die Abkürzung über Stockholm genommen und einige Monate in der schwedischen Seenlandschaft mit den Fischern verbracht. Eins kann ich dir darüber sagen, wenn es dich interessiert. Es gibt dort milliardenfach

Mücken!“

Ich höre ihm gebannt zu. Es war mir gar nicht bewusst, dass Oliver so ein guter Erzähler ist. Wir hatten uns bisher nur über Schrauben und Motoren unterhalten und die längste Konversation, die wir hatten, handelte von einer Zylinderkopfdichtung.

„Ja, das glaube ich dir gerne, allerdings beabsichtige ich nicht nach Norden, sondern nach Süden zu fahren. Nichtsdestotrotz werden wohl auch dort Mücken zu finden sein, befürchte ich. Aber, sag mal, was hast du als Reisegepäck mitgenommen? Ich bin mir nicht sicher, wie viel ich mitschleppen soll. Was braucht man grundsätzlich und was kann ich sowieso überall finden?“

„Du wirst es kaum glauben, aber ich bin der Richtige um diese Frage zu beantworten. Ich bin nämlich mit einem schweren Rucksack aufgebrochen, nur um den nach zwei Tagen in den ClothBot zu werfen und mir ein kleines Zehn-Liter Säckchen zu besorgen, in dem ich nur die persönlichsten Sachen verstaut habe. Du brauchst praktisch fast nichts mitzunehmen, das du nicht unmittelbar am Körper trägst oder, aus welchem Grund auch immer, zu brauchen meinst. Alles andere kannst du überall bekommen. Ob vom ClothBot, oder von den Leuten bei denen du unterkommst, egal. Es findet sich immer genau das, was du brauchst. Die wichtigste Erfahrung für mich war, dass ich mich echt darauf verlassen konnte, dass mir geholfen wird. Trau dich einfach die Menschen danach zu fragen, die du unterwegs triffst“, meint Oliver und schaut mich lächelnd an. „Ja, ich weiß“, folgt er nach einer kurzen Pause, „es ist nicht einfach die Hilfsbereitschaft als selbstverständlich anzunehmen. Das ist allerdings meine Erfahrung. Ich kenne natürlich nur die Gepflogenheiten hier in Europa. Ich hatte damals viel im MultiNet dazu recherchiert, da ich nicht glauben wollte, dass diese Einstellung bei Menschen in allen Regionen der Welt zu finden wäre, aber ich habe keine Berichte gefunden, die das widerlegt hätten.“

„Das klingt ja sehr vielversprechend“, flüstere ich etwas eingeschüchtert von Olivers Erzählung. „Du hast so früh so viele Erfahrungen gesammelt … Ich muss sagen, ich bin beeindruckt!“

„Brauchst du nicht“, schmunzelt Oliver. „Ich erzähle gerne davon, aber selbst erlebt ist es doch was anderes. Ich finde es sehr schön, dass noch einer aus unserer Gemeinschaft auf die Reise geht. Ich bin in den letzten fünfzehn Jahren der einzige gewesen. Vor mir waren es unsere Eltern. Gut, ich bin in meinem Alter auch der einzige in unserer Gemeinschaft. Dein Jahrgang war bisher noch zu jung dafür … Ich

bin mal gespannt, wie du diese Reise erleben wirst und ob und wie sie dich verändern wird.“ Er lächelt mich an und klopft mir brüderlich auf die Schulter. „Ich wünsche dir alles Gute für unterwegs. Ich muss jetzt nach Hause, meine schwangere Anika wartet auf mich.“

Oliver entfernt sich schnell auf seinem Fahrrad und ich spüre meinen Atem stocken. *›Er ist verpartnert und wird bald auch schon Vater? … Wann zum Kuckuck hat er es so weit geschafft?‹* In meinem Inneren macht sich ein dumpfes Angstempfinden breit. Ich merke, dass ich gerade großen Respekt vor Oliver bekommen habe.

Ich schaue mir in Gedanken versunken den buntgefärbten Abendhimmel an und es wird mir bewusst, dass ich schon sehr bald unterwegs sein werde. Ich habe auch das Gefühl, dass diese Reise mich nicht nur nach Burkina Faso führen wird, sondern viel tiefer und weiter, als ich es mir jetzt vorstellen kann.

Olivers Erfahrungen sind sehr wertvoll, allerdings sagen sie mir nichts über das Reisen auf dem Seeweg und darüber werde ich wohl auch noch ein paar Informationen brauchen. Wie auch immer ich nach Burkina Faso reisen werde, ein Teil des Weges wird auf jeden Fall mit Schiffen zurückgelegt. Ich suche mal nach Reiseerfahrungen in TransSocietyBoard. Als Erstes werden komischerweise die Ergebnisse aus den Notizbüchern gelistet. *›Ich müsste das mal umkonfigurieren …‹*, merke ich mir kurz für später. Aber der erste Eintrag klingt ja sehr interessant und gleichzeitig irgendwie befremdlich.

> *9. Juni 2039*
>
> *Ich bin so froh, dass die Bienen und viele andere Insekten das schlechte Wetter der letzten Jahre überlebt haben. Ohne sie würden viele unserer Kulturpflanzen manuell von uns bestäubt werden müssen. So, mit der Hilfe der Bienen, entwickeln sich unsere Äcker und Gärten in diesem Sommer viel besser als wir es erwartet haben. Im Moment leben überwiegend Wildbienen und einige andere Insekten hier bei uns. Wir planen aber weitere Bienenvölker bei uns anzusiedeln, um auch Honig in unseren Speiseplan aufnehmen zu können. In der Gemeinschaft gab es mal einen Imker, der aber mittlerweile verstorben ist. Sein Zeug ist aber noch da und mich würde es reizen, mich mit den Bienen zu beschäftigen. Nur ist es nicht so leicht ein Bienenvolk zu finden und noch komplizierter ist es, es unversehrt*

nach Hause zu bringen.

Ein weiteres Kind ist in der Gemeinschaft geboren worden – ein Junge namens Walter. Gleichzeitig ist leider eine der jungen Frauen an einer Unterleibsentzündung verstorben. Unsere medizinische Versorgung ist, was beispielsweise Antibiotika betrifft, noch sehr schlecht. Medikamente sind schwer zu bekommen und nicht alles kann mit dem Wissen über medizinisch nutzbare Pflanzen geheilt werden, auch wenn Andrea, unsere Pflanzenfrau, alles versucht, um chemisch hergestellte Medikamente durch pflanzliche Mittel zu ersetzen.

Ich persönlich sehe im Geschehen um Tod und Geburt das natürliche Agieren des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens am Werk. Es ist mir sehr bewusst, dass wir Menschen uns mit medizinischem Einsatz dem Tod zu entziehen versuchen, aber wir setzen damit auch die natürlichen Regelmechanismen außer Kraft. Meinem Gefühl nach machen wir uns da etwas vor. Denn, auch wenn wir einzelne Menschen, die sonst verstorben wären, »heilen« und damit die natürliche Regelwirkung von Krankheiten aussetzen, verschieben wir das Ungleichgewicht nur auf eine höhere Ebene der natürlichen Veränderung hin, auf der die Reaktion noch gewaltiger ausfällt. Das erleben wir gerade auf planetarer Ebene und auf Ebene der Spezies. Deswegen ist es für mich zwar traurig, jedoch nicht schlecht, wenn ein Mensch auf natürliche Weise stirbt. Denn, wenn das Leben im Gleichgewicht ist, wird für jeden Menschen der stirbt, irgendwo auf dem Planeten ein neuer Mensch geboren …

Die Schwierigkeiten mit der Ernährung, die aktuell in manchen Regionen der Welt wegen des Wetters noch bestehen, gehören für mich auch zum Gesamtbild der menschlichen Spezies auf diesem Planeten. In meinem Empfinden müssen wir lernen, uns in diesem großen Kontext des Planeten zu sehen, um unsere Rolle und Pflichten als Spezies erkennen zu können.

Die Weltbevölkerung wird aktuell in der gemeinsamen globalen Funkkommunikation auf etwa 2,8 Milliarden Menschen geschätzt. Wobei die meisten Menschen bereits in subsistenzorientierten Ge-

meinschaften, überwiegend außerhalb der städtischen Gebiete leben. Unsere Besorgungsgruppe berichtet, dass in Karlsruhe nur eine Gemeinschaft sesshaft werden konnte, alle andere Menschen haben das Stadtgebiet verlassen.

Noram, Jitu und Frank sind in Heidelberg gewesen, um bei der Einrichtung eines weiteren dezentralen Internetknotens zu helfen. Dort haben sie in einem verlassenen Haus ein Funkgerät für Jitu gefunden, in dem wohl ein Amateurfunker gelebt hatte. Noram war anscheinend wegen der weithin sichtbaren Funkantenne auf das Haus aufmerksam geworden. Jitu bereitet seinerseits alles für seine Rückreise nach Burkina Faso vor. Wenn alles gut geht, werden wir ab nächstem Jahr, auch mit Jitu und der Gemeinschaft in Koti eine direkte und stabile Funkverbindung haben.

Das Reisen auf dem Seeweg wurde nach dem „großen Landgang" der militärischen Marine in vielen Regionen in Küstennähe wieder möglich, wenn auch meist nur mit kleinen Segelschiffen. Jitu hat damit bereits umfangreiche Erfahrungen gesammelt, wie auch mit dem Reisen auf dem Landweg, das mit viel Vorsicht wieder möglich ist. Wenn um die wenigen noch bestehenden „feudalen Enklaven" ein großer Umweg gemacht wird, sind Reisen wieder relativ sicher durchführbar.

Jitu wird uns bis nach Casablanca begleiten. Seine Erfahrung wird Noram und mir bestimmt sehr helfen, da wir in der letzten Zeit nicht außerhalb unserer Region gereist sind.

Die Organisation des ersten globalen Präsenztreffens der Gemeinschaften in Marokko ist fortgeschritten und ich bin teilweise bis in die Nacht damit beschäftigt. Es ist eine schwierige Kommunikation, aber es geht voran. Das Datum, oder, wegen der Reiseschwierigkeiten, besser die Zeitspanne, steht schon: Das Treffen soll während des Jahreswechsels 2039 auf 2040 stattfinden. Manche von den am weitesten weg lebenden Teilnehmern wollen jetzt schon die Reise antreten. Noram und ich werden wahrscheinlich im Herbst aufbrechen, sodass wir rechtzeitig dort ankommen können.

Ethan stellt ja fest, dass die damalige Weltbevölkerung, das heißt vor fünfzig Jahren, noch fast das Vierfache dessen betrug, was heute an Menschen auf der Erde lebt. Und er schreibt dies nach einer Zeit der profunden Transformation, in der mindestens die doppelte Anzahl an Menschen durch Naturkatastrophen und Kriege von der Erdoberfläche verschwunden war. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie das Leben von fast neun Milliarden Menschen damals ausgesehen haben muss … und vor allem nicht, wie sich Ethan, ja, alle verbliebenen Menschen, in dieser Zeit gefühlt haben. Immerhin, wie der Eintrag beschreibt, waren sie vor fünfzig Jahren bereits in der Phase des neuen Aufbaus angekommen.

Ich gehe langsam nach Hause. Es wird bald dunkel. Ich werde heute Abend nicht mehr weiter lesen und auch nichts mehr für meine Reise planen. *›Was bringt es mir so viel darüber zu wissen, was lange vor meiner Geburt passiert ist und wie sich das Leben der Menschen damals verändert hatte …‹* Es fühlt sich für mich schon sehr schwer an, über die ganze Komplexität der Transformation damals nachzudenken. Auf der anderen Seite bin ich neugierig und auch dankbar. Ich will doch wissen, wie die Menschen damals wirklich gelebt, gedacht und empfunden haben. *›Es ist vielleicht ein großes Glück, dass Opa Jitu und Oma Kyara noch leben. Vielleicht kann ich von ihnen mehr erfahren …‹*

Im Haus ist nur das Büro noch hell erleuchtet. Ich schleiche mich unbemerkt in die Küche. Die Kühlschranktür quietscht etwas, als ich mir etwas zum Essen mitnehme. Bin froh über mein Zimmer. Ich brauche jetzt Schlaf.

Klärungsgespräch mit Ajola

Ausgeschlafen. Heute fällt es mir nicht so schwer, aus den Federn zu kommen und das Hirn ist auch nicht vernebelt. In der Küche ist das Gemurmel rund ums Frühstück zu vernehmen. Ich setze mich an den gedeckten Tisch und schenke mir einen Tee ein. Leyla und Simon bereiten noch etwas vor. Lares kaut abwesend, mit einer angebissenen Scheibe Butterbrot in der Hand.

„Guten Morgen“, grüße ich leise. „Habt ihr auch so gut geschlafen, wie ich heute?“

„Morgen, Mika“, antwortet Leyla, ohne sich zu mir zu drehen. „Ich habe noch die halbe Nacht im Büro die Pläne für die nächsten Wochen vorbereitet. Der Einsatz der Helfer koordiniert sich eben nicht von selbst. Wirst du noch ein paar unserer Einsätze mit Rat und Tat begleiten? Oder bist du eigentlich schon weg?“

„Ach Mama, ich bin eigentlich schon weg“, höre ich mich sagen. „Ich muss noch einiges für die Reise organisieren und will mich auch noch von Opa und einigen Freunden hier verabschieden. Den Einsatz am Pflückdrescher übernimmt ab heute Oliver. Das hatte ich gestern so mit ihm verabredet.“

„Das war schlau, mein Lieber. Dachte schon, dass du uns jetzt vielleicht hängen lässt. Aber Oliver kann das bestimmt gut übernehmen. Der weiß, worauf es ankommt.“

„Mika, ich bin heute auch nochmal bei Opa Noram im Hospiz. Sollen wir noch zusammen nach Blankenloch fahren?“, fragt Simon und stellt eine kleine Schüssel mit Ostsalat auf dem Tisch. „Hier, für euch Jungs! Wir haben den Rest schon gegessen“, meint er beiläufig.

„Ich wollte gerade mit Ajola reden, ob wir uns kurz sehen können“, antworte ich und nehme mir ein paar Trauben. „Ich kläre das gleich und dann weiß ich, ob wir zusammen fahren können, OK?“, füge ich noch hinzu.

„Mach das. Ich will gegen Mittag los, habe am späten Nachmittag noch hier zu tun“, meint Simon und verschwindet ins Wohnzimmer.

Ich stecke mir noch einige Trauben in den Mund und gehe in mein Zimmer, um Ajola auf ihrem Kommunikator anzufunken. Ihre Stimme hört sich irgendwie genervt an.

„Hallo Mika, dass du dich doch noch meldest? Wann geht deine Reise los? Wie lange wird sie dauern? Warum erfahre ich so wenig?“, rattert sie los.

„So viele Fragen auf einmal? Ich habe keine schnellen Antworten. Ich würde vorschlagen, dass wir uns treffen und das unter vier Augen besprechen …“, antworte ich etwas verlegen.

›Wo soll das alles noch hinführen?‹ Ich will ihr nicht wehtun oder sie gar verletzen. So viel steht fest. Ich muss mir aber auch eingestehen, dass mir Ajola mit Ihrer Fragerei und ihrem genervt sein viel Aufmerksamkeit schenkt, was mir andererseits doch sehr gut gefällt.

„Ja gut, Mika. Ich bin fast schon auf dem Campus. Wenn du hier herkommst, dann können wir uns gerne an der InterMod-Station treffen und im Park etwas spazieren gehen.“

Ihre Stimme klingt etwas gestresst. Sie ist mal wieder sehr bestimmend.

„Ja, das lässt sich machen. Ich werde aber erst in zwei Stunden zum Campus fahren können. Der nächste InterMod-Bus fährt erst in einer Stunde. Bist du noch solan-

ge da?“

„Ja, kann ich einrichten! Aber bitte komm!“

Das Knackgeräusch sagt mir, dass sie aufgelegt hat und ich habe das Gefühl, dass unser Gespräch nicht so einfach werden wird.

„Simon, ich komme heute doch nicht mit zu Opa, ich treffe mich noch mit Ajola“, rufe ich meinem Vater durch den Flur zu.

„Du musst wissen, was du tust …“, schmunzelt mein Vater, der nun unerwartet wieder bei mir im Türrahmen steht. „Aber verrenne dich nicht. Das Verliebtsein kann uns auch üble Streiche spielen.“

„Verliebt? Ich weiß nicht“, entgegne ich, „aber ich habe das Gefühl mit ihr vorsichtig oder besser gesagt umsichtig sein zu müssen. Ich mag Ajola sehr, weiß aber momentan nicht, ob ich bereit bin, mich langfristig mit ihr zu verbinden. Ich bin ja schon fast weg. Das Reisefieber hat mich fest im Griff und ich spüre, dass mein anstehender Aufbruch mir aktuell sehr wichtig ist.“

„Ja, eben, und ganz verständlich in deinem, eurem Alter … und wenn Ajola ähnlich für dich empfindet, denke ich, sollte das dann von dir klar ausgesprochen werden. Gerade, wenn du umsichtig mit ihr sein möchtest.“

„Danke dir, ich werde versuchen, deinen Ratschlag zu befolgen. Mal sehen, wie es laufen wird.“

„Kannst ja mal berichten, bin nun auch neugierig“ lächelt Simon und ist dann weg.

Ich schaue ihm nachdenklich nach, wie die er durch den Garten zur Straße läuft und hinter den Holunderbüschen verschwindet. Ich sammle meine Siebensachen und gehe langsam zur InterMod-Station. Ich muss noch eine Weile warten, bis der Bus zum Campus kommt. Mein Kopf ist voller Gedanken, die ich im Moment gar nicht haben will.

Ich zücke den Kommunikator und stöbere abwesend in den Notizbucheinträgen meines Uropas. Ich bin mir bewusst, dass ich mich nur ablenken möchte, bin aber gleichzeitig auch neugierig. Ich suche mal nach »Bildung« und »Wissenschaft«. *›Irgendwie ziemlich kühl heute …‹* Meine ich und setze mich auf die Holzbank im Wartehäuschen. Hier bin ich im Windschatten.

27. Juni 2025

Ich bin mittlerweile sprachlos. Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass in Deutschland die international dokumentierte Wahrheit keine Rolle spielen würde, und dass Tatsachen zur subjektiven Interpretation und willkürlichen Manipulation in dieser eklatanten Art missbraucht werden. Ich schreibe es auf, sodass ich niemals vergesse, dass so etwas möglich ist:

Am 12. Juni 2025, während der Verhandlungen zwischen USA und Iran bezüglich des Nuklearprogramms Irans, greift Israel ohne jegliche Provokation den Iran an! Und torpediert so die Verhandlungen. Iran reagiert und bombt seinerseits Israels Staatsgebiet. Am 22. Juni 2025, auch ohne jegliche Provokation, greift die USA selbst die unterirdischen Nuklearanlagen Irans mit Bunker-Buster Bomben an. Iran bombt als Reaktion die US-Basis in Katar, die jedoch vorher evakuiert wurde und die nur kleine Schäden abbekommt. Kein US-Soldat wird verletzt. Am 25.06.2025 kündigt Trump das Ende des „12 Tage Kriegs" zwischen Israel und Iran an. Heute, 27. Juni 2025 wurde in den deutschen Onlinemedien das offizielle Narrativ »korrigiert« und zwar zu 180 Grad entgegen der Wahrheit: »Irans Krieg gegen Israel !!! hat das Machtgefüge in Teheran erschüttert.« melden alle offiziellen Kanäle – die tendenziöse Berichterstattung der westlichen Leitmedien kennt keine Grenzen !!! dabei spricht im Westen niemand mehr über den laufenden Völkermord an Palästinensern in Gaza …

Das ständige Aufregen über die unterschiedlichen Maßstäbe, die aktuell von westlichen Mächten verwendet werden, zermürbt mich. Ich habe ein massives Gefühl der Ohnmacht. Adina geht es auch nicht besser, auch wenn sie anscheinend etwas besser damit umgehen kann, oder zumindest behauptet sie das …

Die kritischen Menschen, die in Onlinemedien zu Wort kommen, wundern sich, dass der Aufschrei empörter Bürger, der in der aktuellen sozial-wirtschaftlichen Situation zu erwarten wäre, immer noch aus bleibt. Mich wundert das leider nicht mehr. Wer soll noch aufschreien? Die Generation meines Vaters wird durch die aktuelle politische und wirtschaftliche Situation am Rande des Geschehens ver-

trieben, praktisch aus dem aktiven Leben verdrängt. Meine Generation wurde in ihren Zwanzigern mit Smartphones und Tabletts verführt und die Generationen, die nach uns kommen, kennen die Welt nur aus Apps, da sie ihr ganzes Leben nur in den Smartphones verbringen und auch nur so leben sollen … die Schulen, wie alle Bereiche des Lebens überhaupt, werden gerade mit Zwang digitalisiert. Die »Künstliche Intelligenz« wird in Unternehmen bereits als ein »Werkzeug der Zukunft« angegeben, dessen Verbreitung »alternativlos« ist. Schon jetzt sind in großen Konzernen die menschlichen Kontakte zwischen den HR-Bereichen und Angestellten, oder Menschen, die sich für eine Stelle bewerben, praktisch komplett durch KI-Chat Bots und KI gesteuerte Onlineprozesse ersetzt worden. Die »Evangelisten« der KI Einführung erwidern den Kritikern der KI, die zur Vorsicht mahnen, dass sich auch die Angst, die während der industriellen Revolution bestand, dass Maschinen und Automatisierung viele menschliche Arbeitsplätze vernichten würden, als »unbegründet« erwiesen hat. Sie argumentieren, dass dadurch auch viele neue Arbeitsplätze entstanden sind, und dass die Krise auf dem Arbeitsmarkt, die im Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt vorausgesagt wurde, so nicht eingetreten wäre. Was sie dabei nicht erwähnen ist, dass die Anpassung an die neuen Technologien und Arbeitsplatzanforderungen mindestens eine Generation gebraucht hat. Nur wenige bis gar keine der Erwachsenen der ersten Generation, die wegen der Einführung der Maschinen arbeitslos wurden, konnten von den »neu generierten Arbeitsplätzen« profitieren. Die Zwangseinführung der KI, die allein aus Profitgier geschiet, denn die Minimierung der Personalkosten ist hier eines der Hauptziele, wird ähnliche Folgen haben. Ja, die Menschen werden sich anpassen müssen, aber mindestens eine Generation wird ihre Lebensgrundlage verlieren und darüber spricht in den Kreisen der Politik und auch der Gewerkschaften niemand.

Das Schlimmste ist allerdings die Situation im sogenannten »Bildungssystem«. Nicht nur, dass in den letzten 15 Jahren, durch das Bologna-Programm, das Studieren zum Auswendiglernen der Neoli-

beralen Wirtschaftsideologie wurde. Mittlerweile ist auch die »Digitalisierung der Schulen« im vollen Gange. Die KI soll das Unterrichten »unterstützen«, was dazu führt, dass Lehrer für die Konzeption und Umsetzung ihrer Unterrichtspläne sowie junge Menschen für die Erledigung ihrer Schulaufgaben »Hilfe« von ChatGPT und sonstigen Apps nutzen dürfen, oder in Wirklichkeit sogar müssen. Die in der Tat sehr wenigen kritischen Stimmen, die warnen, dass die unbedachte Nutzung der KI tatsächlich zur Verkümmerung der Denkfähigkeiten der jungen Menschen führt, werden im besten Fall einfach ignoriert. Im schlimmsten Fall werden die unbequemen Kritiker marginalisiert, als »fortschrittsfeindlich« diffamiert und letztendlich entfernt.

Die Auswirkung der künstlichen Intelligenz auf die Denk- und Lernfähigkeit des menschlichen Gehirns ist katastrophal. Was nicht verwendet wird, verkümmert. Die KI hat auch das Potential viel Gutes für den Menschen zu ermöglichen, wird dieses Potential aber nur dann entfalten können, wenn die Absicht, die hinter ihrer Entwicklung steht, nicht nur dem Profit und der Machtgier einiger weniger Menschen folgt … die heutigen Machthaber und Entscheider, die selbsternannte politische und wirtschaftliche Elite, scheinen es darauf abgesehen zu haben, für die Mehrheit der Menschen ein kritisches Hinterfragen unmöglich zu machen. Das funktioniert reibungslos, wenn schon die Kinder die KI für sich denken lassen lernen und das als »Normalität« verinnerlichen. Eine alte Generation geht verloren, aber eine neue Generation ist bereits durch KI abgerichtet …

30. August 2041

Heute hat uns im Funktreffen eine sehr freudige Nachricht erreicht: Die militärische Besatzung des ehemals deutschen Internetknotens in Frankfurt am Main legt die Waffen nieder und ermöglicht allen Gemeinschaften den Zugang zur Technik. Die Gemeinschaften im Kinzigtal sind die ersten, die von den Soldaten persönlich kontaktiert worden sind. Die Nachrichtenbringer haben erklärt, dass ihre Entscheidung eine Folge der Beobachtung der Entwicklung in der unmit-

telbaren Umgebung ist. Sie haben erzählt, dass sie nun sehen, dass sich die Menschen ein neues, gutes Leben eingerichtet haben und wollen auch selbst Teil dieses Lebens werden.

Unsere Kontakte betonten, dass, natürlicherweise, die erste Reaktion war, den Soldaten mit sehr viel Misstrauen zu begegnen. Aber sie kamen nur zur zu dritt, völlig unbewaffnet und brachten zudem auch einige Medikamente mit, die aktuell extrem schwer zu bekommen sind, die sie der Gemeinschaft einfach bedingungslos übergaben. Auf die vielen Fragen, die sich unmittelbar ergaben, hatten die Soldaten offensichtlich sehr ruhig und offen geantwortet. Sie gaben ehrlich zu, dass auch der Umstand, dass weltweit die militärischen Strukturen zusammengebrochen sind, sicherlich auch eine starke Motivation für diesen Schritt gewesen ist. Sie versicherten, dass die Kommandostrukturen aufgelöst und die Kommandoelite entmachtet wurde, zum Teil sogar aus eigener Überzeugung der Offiziere, wie einer der Besucher mehrmals wiederholte. Er war selbst einer der Offiziere. Anschließend an das Gespräch luden sie die Gemeinschaft in die technischen Anlagen ein und schlugen zwecks Integration und Kooperation einen permanenten Dialog mit den bereits etablierten Gemeinschaften in der Frankfurter Region vor. Sie baten darum, deren Angebot auf den existierenden Kanälen allen Beteiligten bekannt zu geben.

Das Fazit, das die Menschen aus Kinzigtal für sich zogen, war, dass sie von dem Verhalten der Soldaten zwar sehr beeindruckt sind, das Geschehen jedoch noch sehr vorsichtig betrachten. Ein Besuch der Anlagen in Frankfurt wird zurzeit geplant und sie laden gerne auch Repräsentanten aus weiteren benachbarten Gemeinschaften dazu ein, bei der Auswertung der neuen Situation mitzuwirken. Ich habe so ein Gefühl, dass deswegen auch für Noram eine Reise nach Frankfurt anstehen könnte. Ich mag mir noch gar nicht vorstellen, was die Inbetriebnahme dieses Internetknotens für die überregionale und sogar weltweite Kommunikation bedeuten wird.

Ich hoffe inständig, dass auch weitere militärisch bewachte Anlagen, in Australien, USA und China und sonst wo, diesem Beispiel folgen

werden. Mit Vorsicht und Umsicht könnten diese Veränderungen von den umliegenden Gemeinschaften beobachtet und unterstützt werden. Das wäre für die ganze Menschheit gut …

Das würde vor allem dem Verbreiten von notwendigem Wissen eine maßgebende Unterstützung leisten. Adina und ich machen uns mittlerweile sehr viele Gedanken über die Bildung der jungen Menschen, die ab jetzt in die Schule gehen müssten. Wie das alles so organisiert werden kann, dass die bereits gewonnen Erkenntnisse in sinnvoller Weise mit integriert werden könnten. Die Lernzentren, die zurzeit nur in unserer Vorstellung existieren, müssen, sogar von deren physikalischem Aufbau her, zu Orten werden, in denen sich junge Menschen gerne aufhalten und sich zum Selbststudium animiert fühlen. Orte die weltweit miteinander vernetzt sind und Austausch- sowie Kooperationsprogramme durchführen, die den jungen Menschen ermöglichen eigene praktische Erfahrungen zu machen und den natürlichen Erkenntnis- und Entwicklungsprozess unterstützen.

Wir müssen weg vom Auswendiglernen, mit nachgelagerten Prüfungen, Zertifikaten, Diplomen und Titeln, hin zu lebenslangem Lernen in eigener Regie, zum Zweck der Selbsterkenntnis und des bewussten Mitwirkens im eigenen sozialen Kontext.

Es ist mir klar, dass dies keine leichte Aufgabe sein wird, und dass viele Jahre vergehen müssen, bis Ergebnisse wirklich sichtbar werden können. Aber ich habe das tiefe Empfinden, dass gerade jetzt die Zeit ist, damit anzufangen eine geeignete Basis dafür zusammenzustellen. Ich habe noch keinen wirklich klaren Plan und Adina auch nicht. Aber wir sind zum Glück nicht allein. Es gibt noch so viele Menschen auf der Welt, die sich genauso wie wir darüber Gedanken machen. Dafür brauchen wir eine gute Vernetzung und, wie es ab heute scheint, werden die technischen Voraussetzungen für eine gute Kommunikation und Kooperation langsam besser.

Der zuletzt gelesene Satz stimmt mich nachdenklich. Wie eigentlich alles, was ich gerade gelesen habe. *›Was für ein Unterschied in Ethans Stimmung in nur, wie viele jetzt, sechzehn Jahren?…‹* Ich kann mir unmöglich vorstellen, wie die Welt in der damaligen Zeit, vor der Transformation gewesen sein muss, wenn mein Uropa so was

darüber schreibt. Die »Kriege«, die er erwähnt, sind für mich, wie für offensichtlich auch für ihn, sehr verstörend. Ich kann kaum darüber nachdenken, merke ich. Schließlich kann ich, aus meiner Perspektive, auch seine Gedanken und Sorgen wegen der Nutzung von digitalen Medien und künstlicher Intelligenz nicht wirklich nachvollziehen, denn für mich ist eine »böse Absicht«, aus der diese nützliche Funktionalität damals entwickelt worden ist, nicht vorstellbar.

Der Bus ruckelt etwas und ich schaue unwillkürlich nach draußen. *›Es ist nicht mehr weit, bis ich aussteigen muss …‹*. Links und rechts der Verbindungsstraße sehe ich nur den Wald, der in den letzten Jahren den Lerncampus fast komplett umschlossen hat. Die meisten Bäume sind noch vergleichsweise sehr jung und der Wald ist dadurch noch sehr dicht mit den schmalen Stämmen bevölkert. *›Es riecht nach Herbst …‹* Der Bus hält mit einem leichten Quietschen. *›Da müssten die in der Werkstatt noch mal nachschauen‹*, denke ich abwesend während ich aussteige. Die Tür schließt sich mit einem leisen Surren und der Bus entfernt sich. Der Wind weht hier nicht so stark. Ajola ist wohl noch nicht da, an der Station, so wie sie gesagt hat. Ich gehe ein paar Schritte weiter in die Hauptallee des Campus und setzte mich auf die erste Parkbank unter einer alten Eiche. Die Gedanken zur Reisevorbereitung nehmen mich schnell wieder in Anspruch. Es muss einige Zeit vergangen sein. Ajolas Stimme reißt mich aus meinen Überlegungen.

„Wo bist du mit deinen Gedanken, Mika? Ich stehe schon eine Weile hier und du bemerkst mich gar nicht …“

Sie klingt nicht verärgert, sondern eher traurig. Ihre Augen schauen mich fragend an und ich weiß nicht, was ich am besten sagen soll. Sie hat Recht, ich habe sie gar nicht bemerkt und doch spüre ich eine tiefe innere Freude, wenn ich sie ansehe.

„Entschuldige“, fange ich zögerlich an, „ich bin echt mit meinen Gedanken bereits auf der Reise … und gerade darüber wollte ich dir auch was erzählen.“

Ajolas Gesicht errötet und ihre Augen funkeln in einer Weise, die mich erschaudern lässt. Es ist ein Gefühl der Wärme, das sich in mir breit macht, aber die Worte bleiben mir aus. Ich weiß nicht, was ich mit ihr besprechen soll, denn mir ist ziemlich klar, dass ich ihr nicht das sagen kann, von dem ich ahne, dass sie von mir hören möchte.

„Hallo? Mika? Hat es dir die Sprache verschlagen?“, sagt sie mit einer Stimme, die so weich ist, dass ich mir nicht anders zu helfen weiß und sie ohne Vorwarnung um-

arme. „Hey“, folgt sie, ohne sich von mir loszureißen, „lass mich bitte los und sag mir endlich was du vorhast und wann du es vorhast, meinst du nicht auch?“

Ich lockere meine Umarmung etwas und versuche mit sicherer Stimme zu reden, wie ein erwachsener Mann, der ich offensichtlich noch nicht bin.

„Du, Ajola, ich hatte dir doch bereits alles erzählt, oder? Du erinnerst dich doch an unser letztes Gespräch …„

„Ja, das reicht mir aber nicht … ist das alles, was du zu mir zu sagen hast? Dass du für viele Monate nach Burkina Faso gehst? Ist das wirklich alles?“

Das ist mir plötzlich etwas zu eng in unserer Umarmung, in der so viele unausgesprochene Worte ihren Platz haben wollen. Ich lasse sie los und gehe einen Schritt zum Parkeingang.

„Was erwartest du von mir, was soll ich noch sagen?“, frage ich sie leise. „Nein, es ist nicht alles, aber ich weiß nicht was und wie ich es dir sagen soll. Wir kennen uns schon so lange und es kommt doch für mich etwas unerwartet, das du mich so fragst … es ist etwas da, das ich nicht eingeplant hatte … und ehrlich gesagt, ich kann nicht wirklich damit umgehen …“

Sie steht nach wie vor wie angewurzelt vor der alten Eiche und schaut mich einfach nur an. Ihre blau-grünen Augen funkeln und ihre Wangen scheinen Feuer gefangen zu haben. Meine irgendwie auch. *›Mann …!‹*

„Komm, bitte lass uns einige Schritte gehen“, flüstere ich. „Vielleicht können wir dann besser reden …“

Ich strecke meine Hand aus und sie nimmt sie so selbstverständlich in ihre, als ob sie nur darauf gewartet hätte.

„Ja“, höre ich sie auch flüstern, während sie den einen Schritt zu mir kommt, „lass uns spazieren gehen und vielleicht finden wir beide dann auch die richtigen Worte …“

Mein Blick wandert unruhig die Allee entlang und versucht sich an jedem Baum festzuhalten. Ich möchte kein Wort sagen müssen. Was ich in mir spüre, ist so widersprüchlich, dass ich das Bedürfnis habe in meiner Nähe etwas Festes zu finden. Etwas, das sich nicht bewegt. Die alten Eichen und Kastanien, die auf dem ganzen Campus die Alleen säumen, sind gerade meine besten Freunde. Wir umrunden gerade die riesige Blumenwiese, um die sich die alten Gebäude des Lern-Campus wie in

einem Kreis aneinander drängen. Es gibt die »kurze« und die »lange« Seite der Hauptallee. Die »lange« Seite führt zu fast allen Campus-Gebäuden und umrundet so die zentrale Wiese, bevor sie die Mensa erreicht. Die »kurze« Seite, die wir jetzt gehen, ist eine fast gerade Linie von der InterMod-Station, mitten durch das Feld, direkt in Richtung Mensa, und lässt die zentrale Blumenwiese rechts. Es ist die einsame Seite der Allee. Der Herbst ist in der Blumenwiese klar zu erkennen. Viele der Pflanzen sind alt und manche bereits vertrocknet. *›Wie die Zeit vergeht …‹*, denke ich und komme wieder in die Gegenwart.

Wir gehen noch eine Weile schweigend. Nur unsere Hände sind so fest umschlungen, dass es mir sogar zu viel zu sein scheint. Ich möchte aber nicht loslassen und ich weiß, dass sie das auch nicht möchte.

„Ich werde zurückkommen“, höre ich mich sagen.

„Wann?“, fragt sie.

„Danach, wenn ich damit fertig bin …“

„Ja, das weiß ich“, erwidert sie, „aber kommst du dann zurück zu mir?“

›Uff …‹ Genau diese Frage kann ich jetzt noch nicht beantworten, weil ich gar nicht wissen kann, was mich alles erwarten wird und ich mag keine Versprechen machen, die ich vielleicht nicht einhalten kann.

„Warum ist dir das so wichtig?“, frage ich, obwohl ich die Antwort schon erahne.

„Weil mir das wichtig ist“, flüstert sie leise. „Ist es dir denn gar nicht wichtig?“

„Doch“, entgegne ich, „aber offensichtlich anders als dir, oder? Ich merke schon, dass es etwas gibt, was dich dabei berührt … und mich gleichermaßen … aber ich möchte frei sein gehen zu können und ich habe das Gefühl, dass du mich nicht gehen lassen möchtest. Warum?“

Ajolas Augen sprechen Bände. Aus ihrem Mund kommt jedoch kein Ton. Sie schmiegt sich an mich und ich kann ihr Herz klopfen spüren. Ich weiß, was sie mir damit sagen möchte. Ich weiß allerdings nicht, ob ich es wirklich hören möchte. Wir gehen weiter, eng aneinander geschmiegt. Worte sind überflüssig geworden. Vor uns flattert hektisch eine Taube. *›So leicht müsste es eigentlich sein …‹* Ich habe keine Erfahrung mit Abschied nehmen. Ich bin noch nie von Zuhause weg gewesen. Ich musste mich noch nie von jemandem verabschieden. Alle meine Reisen waren nicht länger als einige Tage. *›Wie kann ich gehen, ohne ihr wehzutun?‹*, bröckelt ein Gedanke auf den steinernen Weg unter unseren Füßen.

„Ich halte dich nicht zurück …“, höre ich Ajolas Stimme. „Ich möchte nur, dass du weißt, dass ich auf dich warten möchte, solange ich es kann, … weißt du, ich bin auch soweit auf meine Reise zu gehen und es kann viel Zeit vergehen, bis wir uns wiedersehen …“

›Und warum bekomme ich diesen Kloß in den Hals?‹

„Du gehst auch weg? Wann denn? Davon hast du bisher gar nichts erzählt.“, höre ich eine unsichere Stimme fragen.

Ich spüre Panik, bleibe stehen und drehe mich zu ihr.

„Sage mal, ist das wahr? Oder willst du mich nur verunsichern?“

Ajolas Augen glitzern in der Mittagssonne und sie lächelt verschmitzt.

„Ach, jetzt bist du plötzlich wieder da! Hast du Angst bekommen, lieber Mika? Ist es dir doch wichtig, was mit mir passiert?“

Ihre Worte zerren etwas an meinem Selbstwertgefühl, aber ich spüre, dass sie mit mir nur ein altes Spielchen spielt, das wir schon als Kinder immer wieder gespielt hatten. Ich steige mit ein.

„Ach was, nee, ich frage nur, weil es so plötzlich kommt und gerade wo ich das auch vorhabe …“, versuche ich einen Gleichstand zu erreichen. Im Inneren weiß ich jedoch, dass mich meine Stimme verrät. „Schön, dass du auch weggehen wirst“, fange ich wieder an, die Worte bleiben mir jedoch im Hals stecken.

Ajola steht vor mir, schaut mir tief, tief in die Augen und lächelt. Ich muss auch lächeln und sie hebt ihre Arme und zieht mich zu sich runter bis unsere Gesichter sehr nah sind. Ihre Stimme spüre ich so klar in mir, als ob es meine eigene wäre.

„Wirst du zu mir zurückkommen, oder nicht?“

Ihr Atem berührt meine Wange und der Duft ihrer Haut betört mich. *›Odysseus …‹* Flackert ein schelmischer Gedanke und ich höre mich tief nach Luft schnappen. Ich verstecke mein Gesicht in der Beuge ihres Halses und schmecke das Salz auf ihrer leicht verschwitzten Haut. Ich vibriere. Sie auch. *›Und nun?‹* Sie löst sich von mir, presst ihren Mund auf meinen und geht dann zwei Schritte weg, meine Hände in ihren.

„Mika? Sag doch etwas!“

›Die Bestimmerin ist wieder da.‹ Diesen Ton hatte sie schon immer in ihrer Stimme, als wir Kinder waren und wenn sie daran glaubte, dass sie in einer Situation die

Kontrolle hatte. Jetzt ist das allerdings anders. Jetzt sind wir keine Kinder mehr und sie hat die Kontrolle nicht. Ich mag sie sehr, aber das, was sie von mir erwartet, ist mehr als ich bereit bin ... *›Zu geben? … Zu sein? … Zu werden?‹* Ich ziehe sie wieder zu mir und flüstere ihr ins Ohr:

„Ajola, ich werde zurückkommen und, wenn du da bist, dann werden wir sehen, was uns beide erwartet."

Ihr Atem stockt und ich spüre wie sich ihr Körper verhärtet. Sie bleibt an mir geschmiegt, ist aber kalt. Die Kälte, die ich schon früher bei ihr bemerkt hatte, wenn sie nicht genau das bekommen konnte, was sie wollte. Noch einen Atemzug und sie wendet sich ab. Ihre Augen sind matt. Sie schaut weg, nach unten. Ihre Stimme wirkt kühl.

„Du wirst wissen, was du tust. Ich habe dich nur gefragt, weil du mir etwas bedeutest und ich dich gerne habe. Bilde dir aber nichts darauf ein, dass ich dich geküsst habe. Das haben wir schon früher getan. Das bedeutet nichts."

Sie dreht sich weg und ihre Fäuste sind geballt. Ich gehe einen Schritt zu ihr.

„Ajola …"

„Nein, lass mich. Ich finde, es ist alles gesagt."

Ein Blick über die Schulter.

„Vielleicht kommst du noch mal bevor du gehst, um dich ordentlich zu verabschieden? So wie es sich zwischen alten Freunden gehört?"

Ich lege eine Hand auf ihre Schulter, aber sie dreht sich weiter zurück.

„Nein, habe ich gesagt. Ich muss jetzt gehen. Macht's gut!"

Ich bleibe stehen und schaue ihr nach, wie sie schnellen Schritts zum InterMod eilt. *›Was habe ich getan?‹*. Und doch, überraschend, fühle ich mich leichter, als ob eine große Last von meinen Schultern genommen wurde. *›War ich umsichtig mit ihr?‹*

Mein Kommunikator bimmelt leise in meiner Hosentasche. Meine Mutter meldet sich. Es muss etwas passiert sein, wenn sie mich anruft. Ich muss jetzt nach Hause. Und das kommt mir gerade gelegen. Ich bin leicht und das fühlt sich gut an. Irgendetwas wurde heute beendet und etwas anderes bekommt Kraft, um ins Leben zu sprießen.

Die Großeltern in Burkina Faso

Ich schließe das Fenster. Der Abendwind weht kühl herein und mich fröstelt es etwas. Der Himmel ist gerade grau und unfreundlich. Es sieht so aus, als ob es bald regnen würde. Ich setze mich wieder aufs Bett und wende mich erneut dem Kommunikator zu. Die Reiseplanung gelingt mir noch nicht so, wie ich es haben möchte. Jemand klopft kurz und die Tür geht einen Spalt auf.

„Na, Mika …“, höre ich Leylas Stimme. „Ich muss mal mit dir reden“, meint sie und stellt sich in den Türrahmen, wartend.

Ich habe eigentlich keine Lust mit ihr zu reden. Bin gerade ziemlich beschäftigt und genervt, dass sich die Details der Reise so schwer klären lassen. Ich schaue sie kurz an, ohne was zu sagen.

„Ich hatte heute einen Videoanruf von Oma Kyara und Opa Jitu“, fängt sie an. „Die wollen endlich wissen, wann du ungefähr ankommen wirst. Schließlich wollen sie planen, wie sie dich empfangen werden. Ich glaube, beide sind etwas aufgeregt deswegen.“

›Auch das noch …‹

„Ach Mama, ich weiß gerade nicht, wo mir der Kopf steht. Ich melde mich heute noch bei ihnen, wenn ich die Liste der Zwischenstopps und Umstiege beisammen habe“, sage ich etwas abweisend und versuche ungelenk das Thema zu wechseln. „Wie ist denn die … Ernte gelaufen? Habt ihr alles unter Dach und Fach?“

Meine Mutter schaut mich einen Moment ruhig an, als ob sie unsicher wäre, wie sie mit meiner Antwort umgehen soll. Sie geht jedoch auf meine Frage ein und ich bin ihr dankbar dafür. Ich kann gerade nicht darüber sprechen und merke, dass ich für mich noch einiges klären möchte, bevor ich dazu Fragen beantworten kann. Ich tue so, als ob ich dabei sehr konzentriert mit meinem Kommunikator arbeiten würde, bloß um ihr nicht in die Augen schauen zu müssen.

„Ja, Mika, alles ist sehr gut gelaufen“, höre ich ihre Stimme. Sie setzt sich hinter mir auf meinem Bürostuhl und spielt mein Spiel mit. „Das Wetter, die Maschinen und die Leute haben alle super zusammengearbeitet. Nur die Sonnenkollektoren auf dem Gerätehaus haben beim letzten Sturm was abbekommen. Oliver und Simon kümmern sich gerade darum.“

„Aber da kommt ihr ohne mich klar? Oder?“, werfe ich uninteressiert ein.

„Ja, ja … Kümmere du dich um deine Reisevorbereitung und, wenn's klappt, besuche Opa Noram nochmal vor deiner Abfahrt", schneidet sie mich diesmal entschieden ab und steht wieder auf.

So ist sie halt. Ich konnte sie noch niemals in die Irre führen. Ich habe gerade ein flaues Empfinden im Magen. Mein Verhalten kommt offensichtlich nicht sehr gut an bei ihr.

„Ja, das werde ich machen", murmele ich etwas verlegen und wende mich weiterhin hartnäckig meinem Kommunikator zu.

Nun ist sie weg und ich bin froh darüber. Ich atme erst mal tief ein und aus. Ich werde langsam unruhiger. Ob ich es mag, oder nicht, ich muss diese Reise irgendwie vernünftig konfigurieren können. *›Das ist doch zum Verrücktwerden‹*, denke ich nach weiteren Versuchen mit dem MultiMod. Der Reiseplaner berechnet aktuell zwei alternative Strecken von der afrikanischen Küste bis nach Burkina Faso. Mit zwei Wochen Differenz bei den beiden Ankunftstagen. *›Damit kann ich meinen Großeltern auch nichts Genaues mitteilen.‹* Ich weiß nicht, was ich machen soll. Leyla hat recht. Egal wie ich dahin komme und wann, ich sollte doch mal bei den beiden anklingeln und überhaupt ankündigen, dass es bald passieren wird.

Ich wähle und die Verbindung wird aufgebaut. Es dauert manchmal etwas länger in diese Region. Ich erinnere mich, dass die Tage Meldungen reinkamen, dass einige Relais ausgefallen wären. Das bedeutet, dass die Kommunikation umgeleitet wird und sich daraus natürlich Verzögerungen ergeben.

„Hallo, Oma Kyara, wie geht's dir, euch? Ist Opa Jitu auch da?" frage ich das etwas wackelige Videobild in meinem Kommunikator.

„Hallo, lieber Mika, schön, dass du dich mal meldest!"

Oma lächelt. Ihre Stimme ist durch den Universalübersetzer etwas blechern. Aber die Verständigung funktioniert besser, als ich es erwartet hatte.

„Jitu ist im Garten, warte, ich hole ihn dazu …", ist zu vernehmen.

Jetzt sehe ich auf meinem Monitor nur den großen Wandteppich in ihrem Wohnzimmer. Bin mal gespannt, wie sie sich eingerichtet haben und wie ich dort wohl untergebracht sein werde. Es raschelt und das Stimmengewirr wird langsam lauter. Beide strahlen mich an.

„Mika, wie dir geht?", strahlt mich Opa Jitu vom Bildschirm an. „Wie kommst du

endlich zu uns besuchen?“

Ich bin über Opa Jitus gute deutsche Aussprache immer wieder erstaunt. Er war damals nur wenige Jahre in Europa, hat trotzdem sehr viel von unserer Sprache erlernt und hat es bis heute erhalten können.

„Ach, es ist ja so schön euch beide zu sehen …“, fange ich zögerlich an. „Ihr wisst ja also bereits, dass ich euch besuchen will, … ich wollte euch meine Ankunftszeit mitteilen. Geht leider noch nicht so genau. Alles, was ich vom heutigen Zeitpunkt ausgehend sagen kann, ist, dass ich frühestens in sechs Wochen in Accra in Ghana, oder vielleicht auch später ankommen könnte. Danach brauche ich noch etwas bis zu euch nach Koti.“

„Das ist ja klar“, fängt Jitu an. „Habe Reisen viel gemacht, war nicht immer einfach.“

Er lacht laut über sich selbst.

„Egal wie lange es dauert, Hauptsache du kommst gesund bei uns an“, sagt Oma Kyara und legt ihre Arme zärtlich um Jitu.

„Ich sehe schon, ihr habt euch sehr lieb! Hoffentlich stört euch meine Anwesenheit nicht …“, meine ich berührt von deren Umarmung und kichere belustigt.

„Sag mal Mika, was macht ihr denn eigentlich in dem Projekt in Gorom-Gorom?“, will Jitu in einwandfreiem Deutsch wissen und mir wird klar, dass sie doch den Universalübersetzer eingeschaltet haben.

Ich erinnere mich, dass es in der Vergangenheit immer ein Thema gewesen ist, da Opa Jitu der Ansicht war, dass der Universalübersetzer seine Gedanken nicht so weitergeben würde, wie sie tatsächlich von ihm gemeint wären.

„Und kannst du mir etwas von dem besonderen Stoff mitbringen, Leyla weiß, wovon ich spreche. Unser ClothBot kann den leider nicht herstellen, aber Leyla weiß, wo sie den herbekommt …“, fährt Kyara dazwischen.

„Und kannst du mir beim Pumpwerk helfen? Das will einfach nicht rund um die Uhr laufen und ich muss ständig daran herumflicken …“, fügt Jitu hinzu.

„Halt! Stopp! Ich kann nicht alle Fragen gleichzeitig beantworten“, erwidere ich lächelnd und hebe die Hände hoch, um die Anforderungen symbolisch abzuwehren. „Aber ich werde euch helfen, wo ich kann“, versichere ich beiden. „Ich habe mir alle eure Fragen notiert. Sollte noch was sein, dann schickt mir bitte einfach alles über den Kommunikator. Ich schaue mir alles in Ruhe an und melde mich dann. Und Opa:

Ja! Wenn ich bei euch in Koti bin, schaue ich auch nach der Pumpe“.

Beide lächeln und nicken mir verständnisvoll zu. Bin mir sicher, dass Opa Jitu bei der Pumpe nicht wirklich Hilfe braucht, aber ich mache das Spiel gerne mit. *›Kyara und Jitu geben ein schönes Paar ab … und das nach so vielen Jahren zusammen …‹*, denke ich unvermittelt. *›Werde ich auch mal in so einer schönen Beziehung leben?‹*

„Mika, bitte halte uns während deiner Reise auf dem Laufenden. Dann können wir deine Ankunft bei uns entsprechend flexibel planen und alles für ein schönes Familienfest vorbereiten. Deine Tanten und Onkel und ihre Familien sind noch viel neugieriger dich kennenzulernen, als wir es sind, und das geht bei uns am einfachsten während eines großen Fests“, erklärt Kyara.

„Was kann ich denn zum Gelingen des Familienfests beitragen?“, frage ich etwas verunsichert. „Ich habe eigentlich nicht vor mit großem Gepäck zu reisen …“

„Ach Mika, es reicht doch, wenn du einfach bei uns bist, mit uns feierst und ein paar Geschichten von Leyla, Simon, Lares und dir zu erzählen weißt“, beruhigt mich Jitu. „Wie geht es denn Noram? Bitte grüße ihn ganz lieb von uns, wenn du ihn siehst.“

„Noram geht es noch relativ gut. Er ist gerade im Krankenhaus. Ich richte ihm gerne eure Grüße aus, wenn ich ihn das nächste Mal vor der Abreise besuche.“

Wir schauen uns einige Sekunden einfach nur an. Ich merke, dass erstmal alles gesagt wurde und mir sowieso nichts mehr dazu einfällt. Mit dem Gefühl, dass ich jetzt zu abrupt abbreche, sage ich mit etwas leiser Stimme:

„Ja, klar, das werde ich machen. Ich halte euch von unterwegs über meine Reise auf dem jeweils neuesten Stand. Ich freue mich jetzt schon darauf, euch beide wiederzusehen und all die anderen kennenzulernen.“

“Gute Reise Mika, komm gesund hier an“, tönt es synchron aus meinem Lautsprecher und die Verbindung ist beendet.

›Irgendwie sind mir die Tage die Worte ausgegangen … kann das sein?‹, flattert kurz ein Gedanke auf. Ich stehe auf und gehe raus. In der Küche ist niemand. Leyla sitzt im Arbeitszimmer und werkelt vergnügt vor sich hin. *›Mama braucht diese Arbeit, genauso wie die Arbeiten sie brauchen. Wer würde sie sonst organisieren?‹* Ich bin jetzt dran, sie aus dem Türrahmen heraus anzusprechen.

„Oma Kyara möchte, dass ich ihr von dir etwas von einem seltenen Stoff mitbringe, den der ClothBot dort anscheinend noch nicht herstellen kann, oder zumindest

nicht in der Qualität, die sie sich wünscht. Weißt du was sie meint?“

„Hmm, sie meint bestimmt das Kente. Das ist allerdings etwas problematisch“, grübelt meine Mutter nachdenklich. „Ich habe nur noch wenige Meter dieses Kente-Stoffes aus Naturseide. Eigentlich sollte der ClothBot das perfekt herstellen können, aber irgendwie bekommt er das nicht hin …“, beschwert sich Leyla.

„Aha, das ist ein Fall für Bettina!“, trumpft Lares auf, der wie aus dem Nichts neben mir steht.

„Seit wann funktioniert Teleportation?“, frage ich Lares. „Und warum hat man bisher keine Sicherheitsmechanismen eingebaut, sodass Fehltransporte ausgeschlossen werden?“

Wir lachen beide amüsiert. Leyla lächelt etwas irritiert, aber lässt sich von uns anstecken.

„Bettina, eine meiner Freundinnen, hat sich der Textilkunde im Campus verschrieben. Soweit ich weiß, scannt sie die Originalstoffe dreidimensional und erfasst deren chemische und strukturelle Eigenschaften. Dann füttert sie den ClothBot mit den Rohdaten. Die ersten Ergebnisse sind bisher durchaus vielversprechend“, berichtet Lares.

Ich kann es mir nicht verkneifen.

„Mama, hast du das mitbekommen? Er sagt »eine meiner Freundinnen«!“

Lares schubst mich weg und zeigt mir die Faust hinter dem Rücken unserer Mutter.

„Dann gebe ich dir mal eine Probe mit“, sagt Leyla, als ob sie nichts gehört hätte. Das verschmitzte Lächeln kann sie allerdings nicht verbergen. „Vielleicht kannst du deine Bettina mal bitten, diesen Kente-Stoff zu analysieren und erste Gewebeproben zu erstellen? Ich kenne eine Menge Leute, die sich freuen würden, wenn Kente im ClothBot reproduzierbar wäre“, wird Lares sehr ernsthaft aufgefordert.

Sie kramt im Schrank ein Bündel Stoffe durch und reicht ihm ein kleines, farbenfrohes Stück, das Lares in seiner Umhängetasche verschwinden lässt.

„Geht klar, Mama, mach ich!“, erwidert er etwas außer Atem und ist dann so schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Leyla und ich schauen uns etwas verdutzt an und schütteln beide den Kopf. Lares scheint mit etwas beschäftigt zu sein, was wir, die anderen, nicht unbedingt wissen sollten, jedoch für jeden offensichtlich sein müsste. Mein Gespräch mit Oma Kyara

ist mir in Gedanken noch sehr präsent und etwas beunruhigt mich weiterhin.

„Kyara und Jitu wollen ein Familienfest zu meiner Ankunft ausrichten. Ich weiß nicht genau, wie ich damit umgehen und mich darauf vorbereiten soll …“, meine ich zu meiner Mutter.

Sie lacht und streichelt mir den Kopf.

„Sei einfach so, wie du bist, und meine Familie wird dich ins Herz schließen“, sagt sie mit einer warmen Stimme. „Unsere Familienfeste sind legendär, es wird viel geredet, gegessen und getanzt. Und tanzen kannst du, mein lieber Mika. Es war zu erwarten, dass sie wegen dir so ein Fest veranstalten werden. Natürlich nicht nur für dich alleine. Es gibt viele Gründe, warum ein Familienfest stattfinden kann. Niemand kennt dich dort persönlich, nicht mal deine Großeltern, und eine der Sitten ist, dass ein junger Mann in deinem Alter durch so eine Feier offiziell in die Gemeinschaft aufgenommen wird“, beendet sie ihre Ausführung lächelnd.

„Ja, ja“, entgegne ich ihr verlegen. *›Mann, wie muss ich aussehen, wenn meine Mutter sich genötigt fühlt, mir so etwas zu sagen!‹* „Das weiß ich doch alles. Davor fürchte ich mich nicht, sondern eher von deren Erwartungen an mich …“.

„Mika, glaube es mir bitte, deine Befürchtungen sind unbegründet. Auf der anderen Seite kann ich dir leider auch nicht alles erzählen, was dort passieren wird, denn dies ist eine Erfahrung, die sehr persönlich ist. Ich kann dir nur versichern, dass es eine freudige Erfahrung sein wird und bestimmt unvergesslich.“

Leyla schaut mir tief in die Augen und ich bin sehr berührt von dem, was sie mir gerade gesagt hat. Es wird mit klar, wie wichtig meine Reise für meine Mutter und ihre Familie in Burkina Faso ist. Dadurch bekommt das ganze Unternehmen eine neue Dimension, mit der ich bisher noch nicht gerechnet hatte. Zu all der Neugierde und der Sehnsucht, die mich zu der Reise förmlich hinziehen, kommt jetzt noch ein gewisser Stolz, der mir Kraft zu spenden scheint.

Unterwegs zu Lande

Ein letztes Gespräch mit Opa Noram

Der InterMod-Bus ist halb voll. Ich setze mich hinten hin, um meine Ruhe zu haben. Die Fahrt nach Blankenloch zu Opa Noram ist eine gute Gelegenheit mir nochmal die Projektbeschreibung aufzurufen. Es ist ein sehr interessantes Vorhaben. Wegen knappen Wassers und karger Böden sollen die Naturressourcen geschützt und die Ertragssituation erhalten bleiben. Das Anlegen von Gärten soll durch Bewässerungsbrunnen gesichert werden, damit in der Trockenzeit der Sahelzone ausreichend Nahrungsmittel angebaut werden können. Die Pumpensysteme sollen mit Photovoltaik-Anlagen betrieben und das Netzwerk der Wasserrückhaltebecken soll ausgebaut werden. Zum Einsatz kommen transparente Photovoltaik-Paneele, unter denen die Vegetation gedeihen kann, so dass der Flächenverbrauch minimiert bleibt. *›Und diese Paneele müssen ja noch aus Frankreich angeliefert werden …‹,* fällt mir ein. Die Suche nach Details ist mühsam. Im MultiNet finde ich wenige Hinweise zu diesem Sonnenpaneel-System. Weder zum internen Aufbau noch zur Verarbeitung vor Ort ist was hinterlegt. *›Ein ambitioniertes Projekt, diese neuen Sonnenpaneele einzusetzen und ein funktionsfähiges System herzustellen.‹*

Der Busfahrer meldet die Haltestelle am Krankenhaus. Die Zeit ist wie im Flug vergangen. Ich brauche ein wenig, bis meine Augen den Wechsel vom Bildschirm zum hellen Licht draußen meistern. Ich schaffe es taumelnd aus dem Bus auszusteigen. Der Busfahrer schaut mich etwas verwundert an. Er hat mich wahrscheinlich erkannt und fragt sich, ob es mir gut geht. Ich winke ihm zu, dass alles in Ordnung ist.

Die Eingangstür ist hinter einer Biegung des Zugangsweges versteckt. Ich gehe durch die Eingangshalle zu Opas Zimmer. Ich zögere etwas, bis ich die Tür öffne. Ich bin mir nicht ganz sicher, was ich ihm sagen soll.

„Hallo Opa, wie geht’s dir heute“, höre ich mich mit zittriger Stimme sagen.

Opa Noram sitzt auf seinem Bett und schaut geistesabwesend aus dem Fenster. Seine Augen sind trübe und wässrig. Er reagiert nicht auf meinen Gruß. Ich trete näher ans Bett, lege meine Hand auf seinen Arm und warte auf eine Reaktion von ihm. Wie in Zeitlupe dreht er seinen Kopf in meine Richtung und versucht mich zu

finden. Schließlich treffen sich unsere Blicke und ein leichtes Lächeln erscheint auf seinem Gesicht.

„Du hier? Mika?“, stottert er mehr überrascht, als verschreckt. „Schön dich zu sehen.“

„Opa, du warst gerade in deinen Gedanken ganz weit weg. Was hast du gesehen?“, frage ich ihn, um für mich mehr Zeit zu gewinnen.

„Ach Mika, ich schaue auf mein Leben und versuche auch hinter das Ende zu schauen. Aber das gelingt mir nicht …“

Noram ist total entkräftet, wie ich an seiner Stimme erkenne.

„Opa, brauchst du Hilfe? Willst du etwas Wasser oder Tee?“, frage ich ihn besorgt und drücke den Rufknopf des Pflegeassistenzsystems. „Wenn du lieber schlafen willst, dann komme ich dich ein anderes Mal besuchen“, sage ich in einem Atemzug.

„Nein, nein, alles ist gut und bitte bleibe, ich freue mich dich zu sehen, Mika. Es tut gut, dich an meiner Seite zu spüren. Was machen deine Reisevorbereitungen?“

Ich zögere nach wie vor mit ihm offen über meine Abreise zu sprechen. Ich habe das Gefühl, dass es zu viel sein könnte.

„Ich habe meine Ankunft mit Kyara und Jitu besprochen. Beide lassen dich grüßen. Es wird also bald losgehen“, sage ich mit etwas belegter Stimme.

Die Tür geht auf und ein junger Pfleger steckt seinen Kopf ins Zimmer. Er fragt neugierig und freundlich:

„Ich bin Olaf. Wie kann ich euch behilflich sein?“

„Ich glaube Noram braucht etwas“, murmle ich unsicher.

„Nein, ich brauche nichts“, erwidert Noram. „Aber wenn du schon mal hier bist, Olaf, bring mir bitte etwas Kräutertee. Danke!“

„Mach ich gerne“, sagt der Pflegeassistent und schließt leise die Tür.

„Kyara und Jitu … ich würde beide gerne nochmal sehen, aber meine Zeit wird wohl nicht mehr dafür reichen …“, sagt Noram und seine Augen werden etwas fokussierter. „Mit Jitu bin ich während der Transformation viel in Deutschland unterwegs gewesen, als wir für Koti nach einem Funkgerät gesucht haben. Das war lange bevor er Kyara geheiratet hat.“ Sein Blick wandert hin und her, als ob er hinter mir, an der Wand, das sehen würde, worüber er gerade erzählt. „Es war damals vieles neu aufzusetzen, hier und dort. Wir waren beide dabei, einzeln und zusammen

… Ich vermag zu sagen, dass wir Freunde wurden. Ich würde mich sehr gerne von ihm und Kyara persönlich verabschieden, aber ich fürchte, dass ich nicht mehr dazu kommen werde. Gut ist, dass du jetzt dorthin willst. Du kannst den beiden meine Grüße persönlich mitteilen und sie von mir ganz doll drücken."

„Wollen wir sie anrufen? Du kannst ja mit Jitu und Kyara noch persönlich reden. Das ist doch möglich, oder, auch wenn ihr euch nicht umarmen könnt?", schlage ich vor. Mir ist nicht klar, warum Opa nicht von selbst darauf gekommen ist.

„Nein, nein, weißt du, ich habe all diese Systeme damals, in den Anfängen, mit eingerichtet … aber mit dieser Elektronik ist es nicht dasselbe. Du kannst den Menschen nicht wirklich spüren, ihn anfassen, riechen, merken wie es ihm geht … und ich bin jetzt so schwach geworden … Ich möchte nicht, dass sie mich so in Erinnerung behalten."

Seine Stimme flackert anfänglich und wird mit jedem Wort schwächer.

„Nein", wiederholt er noch mal leise, „wir haben vor ein paar Jahren gesprochen, als es mir viel besser ging. So sollen sie mich vor Augen haben."

„Wir können doch auch ohne Bild telefonieren, sie müssen dich doch nicht sehen …", insistiere ich, innerlich den Kopf schüttelnd.

„Ach Mika, Jitu kennt mich so gut, dass er an meiner Stimme sofort erkennen würde, dass es mir nicht besonders gut geht und, da er mich nicht sehen würde, würde er sich nur unnötige Gedanken machen. Nein. Danke, dass du daran denkst, aber meine Entscheidung steht. Und auch meine Bitte an dich. Wirst du das für mich tun, bitte?"

„Selbstverständlich tue ich das. Nur, ich denke, dass sie mich gerade das fragen werden, ich meine, warum du sie nicht angerufen hast, um ihnen alles selber zu sagen …"

„Nein, Jitu wird das nicht fragen, da bin ich mir sicher … er wird es wissen."

Olaf bringt ein Tablett mit Teekanne und Tasse herein.

„So, der Tee, bitte sehr. Vorsicht, der ist noch heiß. Habe ihn gerade frisch aufgebrüht", sagt er mit leiser Stimme.

„Danke …", murmelt Noram schwach.

Opas Augen blicken mich auf einmal scharf an und ich habe gerade das erste Mal das Gefühl, dass er mich wirklich ansieht. Seine Frage kommt auch nicht unerwartet.

„Wann brichst du auf? Wann geht es los?“, fragt er, nachdem Olaf den Raum verlassen hat.

„Sehr bald …“, sage ich und habe einen dicken Kloß im Hals, der mich nicht weiterreden lässt. Mir ist klar, dass dieses Gespräch wahrscheinlich unser letztes sein wird. „Ich bin gerade dabei die Reisevorbereitungen abzuschließen, die Route festzulegen, mich zu entscheiden, was ich mitnehme und was nicht, mich zu verabschieden … deswegen bin ich eigentlich hier …“, schaffe ich noch zu sagen, bevor meine Stimme abbricht.

„Hab mir schon gedacht, dass dies einer der Gründe sein muss, warum du mich so schnell wieder besuchst. Es sind doch nur ein paar Tage her, seitdem du letztens hier warst, oder?“

„Nicht ganz, Opa, es sind eigentlich Wochen, aber es kommt auch mir wie wenige Tage vor. Es ist sehr viel in der letzten Zeit passiert. Die Zeit ist wie im Flug vergangen. Wir sind auch mit der Ernte fast fertig …“

„Aha“, schüttelt Opa den Kopf. „Siehst du, ich merke hier fast gar nicht mehr wie die Zeit vergeht. Ich war mir sicher, dass wir uns gerade vor zwei, drei Tagen unterhalten haben und du mir über die Notizbücher meines Vaters erzählt hattest … ist doch so, oder?“

„Das stimmt, Opa, das stimmt! Du hast mir eine ganze Menge damals erzählt und ich habe inzwischen auch noch mehr gelesen. Die Dateien hatte ich dir auch gezeigt, aber ich fürchte, dass du jetzt nicht mehr viel lesen kannst, richtig?“

„Lesen kann ich nicht mehr, aber ich könnte es mir vorlesen lassen. Die Menschen, die sich um mich kümmern, haben mir das schon mal vorgeschlagen. Ich möchte aber nichts mehr vorgelesen bekommen. Ich habe meine eigenen Erinnerungen und mit ihnen bin ich die meiste Zeit beschäftigt. Weißt du, ich versuche festzustellen, ob ich ein richtiges Leben geführt habe …“

„Wie meinst du das, Opa, kann man auch ein Leben führen, das nicht richtig ist?“

„Oh ja, Mika, das kann man, das kann gerade der Mensch tun, der glaubt alles zu wissen und über alles die Kontrolle haben zu können. Ich prüfe jetzt, ob ich manchmal auch so ein Mensch gewesen bin und versuche herauszufinden, ob ich anderen Menschen oder Wesen damit Schaden zugefügt habe. Es ist zwar sowieso zu spät etwas zu ändern, oder zu korrigieren, aber wenn mich jemand, mal fragen wird, was und warum ich etwas getan habe, dann möchte ich zumindest wissen, wovon die Rede ist.“

„Das verstehe ich nicht …“, sage ich verwirrt.

„Das wirst du mit der Zeit, mein lieber Mika, das wirst du, da bin ich mir sicher …“

Ich weiß nicht warum, aber das, was Opa zu mir sagt, worüber er spricht, beunruhigt mich etwas. Denn er spricht eher zu sich selbst, was mir irgendwie Angst macht. Und doch, paradoxerweise, es ist keine Angst, vor der ich mich fürchte, sondern eine, die mich neugierig auf das macht, was ich noch nicht kenne und was noch vor mir liegt.

„Ich habe auch ein paar Notizen zu politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten gelesen, allerdings nicht viel verstehen können“, wechsle ich das Thema. „Insbesondere scheint »Geld« damals eine große Rolle gespielt zu haben.“

„Ja, das Geld war eine sehr heikle Sache, aber dir wird mit der Lektüre der Notizbücher noch viel Einblick in die Vergangenheit, auch die des Geldes, gewährt. Ethan hat bestimmt die wichtigen Stationen der gesellschaftlichen Transformation mit entsprechenden Notizen versehen …“

Norams Stimme versiegt. Er schließt die Augen und schläft sofort ein. Unser Gespräch hat ihn wohl sehr angestrengt. Ich gebe ihm einen Kuss auf die Stirn und verlasse den Raum. Im Eingangsbereich des Hospizes sehe ich Olaf und bitte ihn später nochmal bei Noram vorbeizuschauen.

Ich gehe langsam zur InterMod Station. Es weht ein kalter Wind. Ich hole meinen Pullover aus dem Rucksack und ziehe ihn an. Es sind noch einige Minuten, bis der Bus kommen wird. Der Kommunikator meldet keine Verspätung. Ich wechsle zur Ergebnisliste meiner letzten Suche nach dem Stichwort »Geld«. Das Thema ist für meinen Uropa offensichtlich sehr wichtig gewesen. Er hat einiges darüber geschrieben. Einiges davon hatte ich bereits auf dem Weg nach Blankenloch gelesen. *›Und wenig davon habe ich wirklich verstanden...‹* Es gibt aber noch einen Eintrag, der noch als »ungelesen« markiert ist.

> *15. Juli. 2032*
>
> *Der Kelch ist auch dieses Mal an mir vorbeigegangen. Offensichtlich ist den Mächtigen in Silicon Valley wichtig, dass die Telekommunikation in Europa noch funktioniert, denn sonst können sie ihre Narrative nicht effizient verbreiten, um die politische Lage noch mehr zu verschlechtern! Bin sauer! Die Hälfte meiner Kollegen sind weg und von mir wird erwartet, dass ich kusche und noch mehr tue … Aber es*

geht mir immer noch besser als vielen anderen, nicht wahr?

Noram kam heute sehr aufgeregt zurück. Die TU Darmstadt hat die Tore geschlossen, sie kann den Betrieb ohne regelmäßige Stromlieferungen nicht aufrechterhalten. Alle Energie geht nur noch in die lebenswichtigen Infrastrukturen. Wir haben noch Strom und Telefon und Internet, aber wie lange noch?

Jitu hat sich aus Burkina Faso gemeldet – er ist gut dort angekommen. Zanga scheint es auch gutzugehen. Sie haben noch Strom, weil Jitu eine kleine PV-Anlage besorgt hat. Das müssen wir auch hier tun – das muss ich unbedingt noch mit Noram besprechen.

Adina kommt mit dem Garten gut voran. Noram wird ihr jetzt mehr helfen können. Wann bin ich mit dem Helfen dran?

Ich lese auf Telegram, dass in anderen Regionen der Welt, in manchen Gegenden die Energieversorgung aus »Kostengründen« einfach gekappt wird – das führt nun zu massiven Unruhen, denen der Staat nur mit Hilfe der Polizei und der Armee etwas entgegensetzen kann. In den USA und Zentralamerika bricht das sehr anfällig gewordene Energienetz zusammen. Weite Teile der Bevölkerung in den Ballungszentren sind nun auch von der Stromversorgung ausgeschlossen. Fast alle US-Bürger haben Waffen und sie wenden Gewalt an, um an Ressourcen, Wasser und Strom zu kommen.

Morgen soll auf der Zeil in Frankfurt eine Protestaktion der Gewerkschaften stattfinden. Wir wollen auch hin, obwohl ich mir Sorgen mache, dass es auch zu Unruhen kommen wird und die Polizei nicht zimperlich agieren wird.

Der Eintrag hat nicht direkt mit dem Geld zu tun, sondern eher mit den Auswirkungen, die, wenn ich es richtig verstehe, das Fehlen des Geldes auf das Leben hatte. Das Thema »Geld« ist mir weiterhin sehr unklar. Ich habe zwar darüber gelesen, dass die Menschen früher anders miteinander umgegangen sind. Sie hatten mit dem »Geld« eine gemeinsame Vereinbarung getroffen, um ihre wirtschaftlichen Beziehungen leichter organisieren zu können. Warum sie sich aber gegenseitig bekämpfen mussten, nur weil diese Vereinbarung plötzlich nicht mehr vorhanden war, das bleibt mir noch ein Rätsel. Es ist für mich extrem fremd, dass überhaupt das Recht auf Le-

ben damit verbunden war, dass Menschen über etwas verfügen mussten, das nur in ihrer Vorstellung existierte. Dazu kommt noch, dass diese Vorstellung nur von einer kleinen, aber anscheinend sehr einflussreichen Minderheit, dann allen anderen Menschen aufgezwungen wurde.

Das Summen des Busses unterbricht meine Gedanken. Der Kommunikator verschwindet in meiner Tasche. Den Busfahrer, ein junger Mann, nicht viel älter als ich, kenne ich noch nicht. Wir grüßen uns. Der Bus ist fast voll, wie immer.

Walzbachtal - Colmar

Tag der Abreise

›Warum ist der Bahnhof von Colmar so menschenleer? Will keiner mit dem MultiMod Richtung Lyon?‹ Bisher hat es seit Beginn meiner Reise jede Menge Menschen gegeben, die ein- oder ausgestiegen sind. Vater meinte doch, dass wegen der Erntezeit einige Menschen unterwegs sein sollten. Er scheint sich geirrt zu haben.

Aus dem Essenspaket, das mir Leyla zum Abschied in die Hand gedrückt hat, verbreitet sich ein Appetit anregender Duft. Mein Magen knurrt und das erinnert mich, dass ich nicht wirklich gefrühstückt habe. Ich konnte es nicht. Ich war zu aufgeregt und Lares auch. Er war über Nacht bei seiner Freundin geblieben und kam gerade als ich losgehen wollte. Wir konnten uns nur kurz umarmen und ich habe gespürt, wie mein kleiner Bruder leicht zitterte. *›Er ist gar nicht mehr so klein‹,* denke ich und muss lächeln, da sein grinsendes Gesicht vor meinem inneren Auge erscheint. *›Nein, er ist überhaupt nicht mehr so klein, der Lares …‹*

Ich finde das MultiMod auf Gleis 4. Es ist ein relativ langer Zug, mit weiteren zehn Güterwagons unterschiedlichen Typs, die das Gleis bis weit außerhalb des Bahnhofs belegen. Ich habe bisher so einen langen Zug noch nie gesehen. Die meisten Züge, die zwischen unseren Gemeinschaften fahren, bestehen aus einem Triebwagen, der auch Platz für Mitreisende bietet, und maximal fünf Güterwagons. Dieser Zug hat eine separate elektrische Lokomotive, die sehr alt zu sein scheint. Sie ist aber neu lackiert worden und noch in sehr gutem Zustand. Es ist offensichtlich, dass die

Strecken, die MultiMod Züge befahren, viel länger als die mir bekannten lokalen Strecken sind. Ich frage mich, wie die an der Strecke beteiligten Gemeinschaften die Personalbelegung des Zugs organisieren. Damit habe ich mich noch gar nicht beschäftigt.

Ein paar Meter vor der offenen Tür des Personenwagons, der direkt der Lok folgt, stehen einige Leute und sprechen mit leiser Stimme. Einer davon könnte der Lokführer sein, vermute ich. Ich würde ihn gerne nach Details fragen, aber die Gruppe ist zu sehr in ihr Gespräch vertieft. Immerhin, scheint es, als seien hier doch einige Menschen bereits eingestiegen. *›Ich werde also nicht in einem Geisterzug nach Süden fahren‹,* sage ich mir, während ich in den noch fast leeren Wagon einsteige. Laut Kommunikator habe ich nun fünf Stunden Fahrzeit, bis zum nächsten Umstieg. Ich mache es mir in einer Vierersitzgruppe bequem. Der Duft meines Lunchpakets zwingt mich förmlich es aufzumachen. Ich weiß noch nicht was drin ist. Leyla hatte es bereits fertig, als wir uns verabschiedeten. Noch bevor ich es auf dem kleinen Tisch ausgebreitet habe, hat sich der Zug schon in Bewegung gesetzt. *›Es geht jetzt aber wirklich los … wie war der Spruch aus diesem alten Tolkien Märchen? Wenn ich jetzt noch einen Schritt mache, dann bin ich weiter weg, als ich jemals in meinem Leben gewesen bin? Mann! Und ich denke dabei nur ans Essen! Ob das normal ist?‹* Ich muss über mich schmunzeln. Anscheinend bin ich so bewegt von dem, was ich gerade erlebe, dass als einziger möglicher Ausdruck, nur der Hunger bleibt.

Die MultiMod-Strecke verläuft neben tiefen Wäldern, die direkt hinter der ehemaligen Stadt Colmar anfangen. Der Zug hat seine volle Geschwindigkeit nicht erreicht. Zwischen den Stämmen des Buchenwaldes kann ich die alten Vorstadtgebäude noch gut erkennen. Sie sind sämtlich verlassen und dem Verfall preisgegeben, wie in so vielen der ehemaligen Städte heute. In den Geschichtsbüchern, die auf dem Campus zu finden sind, die meist nach der Zeit der Großen Transformation geschrieben wurden, wird erzählt, dass damals, in den schwierigsten Anfangszeiten, viele Menschenleben verloren gingen und dadurch auch viele Siedlungsgebiete nicht mehr bewohnt wurden. Das hat ermöglicht, dass die Pflanzen und Tieren sich in diesen Gebieten wieder verbreiten konnten. So sehe ich heute die Ruinen einer Vorstadt, versteckt in einem mächtigen Buchenwald, statt einzelne Bäume zwischen vielen Häusern.

Ich erinnere mich gerade, dass mein Uropa auch etwas darüber geschrieben hatte,

über die Zeit, in der die Städte leerer und leerer wurden. Ich öffne noch mal die Liste meiner bisherigen gespeicherten Begriffsabfragen. *›Ach ja, einer dieser Einträge könnte es ja sein …‹*

4. August 2035

Seit einer Woche ist es schon dunkel und langsam können wir auch vermuten, warum das so ist – was herunterkommt, scheint Vulkanasche zu sein. Wir wissen nichts von einem Vulkanausbruch in der Nähe und das ist schlecht, sehr schlecht! Denn das kann nur bedeuten, dass große Vulkane, die bisher irgendwo in der Arktis unter dem Eismantel geschlummert haben, durch die Eisschmelze wieder instabil wurden und soviel Asche raus pusten, dass über ganz Europa der Himmel dunkel wird …

Wir haben alles an Gemüse geerntet, das reif genug war. Mit der Dunkelheit und der Asche wird bald alles auf unseren Äckern kaputtgehen. Das ist sehr besorgniserregend für die Zukunft, da wir nicht wissen, wie lange die Dunkelheit und die damit verbundene Kälte anhalten wird. Es ist gespenstisch am Mittag nur so viel Licht wie in der Dämmerung zu haben … und wir können ab jetzt nur noch Kerzen und Öllampen verwenden. Die PV-Anlage ist jetzt nutzlos.

Ich frage mich, ob das noch hätte sein müssen, nach alledem, was wir bisher schon erlebt haben und gerade jetzt, wo wir glaubten, einen sicheren Hafen gefunden zu haben … Ich bin gerade etwas pessimistisch unterwegs, sagt auch Adina.

Arthur hustet bereits, obwohl er nicht aus dem Haus geht. Aber die Asche kriecht fast überall hin … und es ist nicht nur Arthur … Adina hat auch bei einem der Kinder eine Schwäche beim Atmen beobachtet.

Trotz des Wetters ist die Besorgungsgruppe wieder auf Tour gewesen. Es gibt immer wieder Kleinigkeiten, die unsere Leute in den Städten finden. Aber diesmal war es für Noram sehr gefährlich. Er wollte unbedingt in einer Lagerhalle einbrechen, die jedoch von einer Gruppe bewaffneter Männern bewacht wurde. Es ist ihm auch zum Teil gelungen. Nur beim Rausgehen wurde er erwischt und konnte

nur schwer verprügelt und blutüberströmt entkommen. Zum Glück, wenn man das so betrachten kann, war er alleine dort hingegangen. Anselm und Jutta wollten nicht mit und warteten in einem kleinen Wäldchen auf ihn. Als sie sahen, dass er schnell angerannt kam und auch noch verfolgt wurde, hatten sie die Verfolger aus dem Schatten der Büsche mit Steinen beworfen, sodass diese verunsichert anhielten und kurz danach kehrtmachten. Als Noram sie erreichte, brach er auf der Stelle zusammen. Sie haben ihn fast bis nach Hause tragen müssen. Er ist jetzt zu sich gekommen und, wie es sich herausgestellt hat, nur oberflächlich verletzt worden. Sein großes Glück war, dass die Männer keine Schuss- oder Stechwaffen bei sich hatten. Er ist mit einer Gehirnerschütterung, Prellungen und tiefe Schürfwunden davon gekommen, zum Glück nichts Lebensgefährliches.

Alles in allem war heute also kein guter Tag. Ich frage mich auch, wie sich das Leben der Menschen noch verändern wird und vor allem wie viele ihr Leben, wegen dieser ständigen neuen Katastrophen, noch verlieren werden? Gleichzeitig muss ich mir eingestehen, dass ich sehr erschrocken darüber nachdenken muss, ob das nicht wirklich das ist, was ich schon vor Jahren als eine Möglichkeit der Weiterentwicklung erahnt hatte … wenn ein Leben, das tatsächlich im Einklang mit einem gemeinsamen Gleichgewicht aller Wesen stattfindet, möglich sein soll, dann wird das nur dann möglich sein, wenn auch entsprechend weniger Menschen auf dem Planeten leben würden. Aber ich habe mir niemals so was gewünscht … Ich habe mir nicht gewünscht, dass Menschen verhungern und sich für einen Happen Essen gegenseitig umbringen … Es ist mir aber klar, dass meine Wünsche und Gedanken definitiv nichts mit den Ursachen dieser Katastrophen zu tun haben … aber die Gedanken sind da …

28. Februar 2035

Das größte Problem, das ich sehe, ist aktuell die Kommunikation mit anderen Gemeinschaften. Wir wissen, dass sie existieren, aber es braucht viel zu viel Zeit, zu Fuß und auch noch versteckt, Nachrich-

ten von A nach B zu bringen. Norams Satellitentelefon nutzt hier nichts. Telefone und Internet funktionieren immer noch nicht und ich habe auch keine große Hoffnung, dass es bald Kommunikationsmöglichkeiten für die einfachen Menschen geben wird. Die Bewaffneten haben ja ihre Funkgeräte, aber an die kommen wir nicht ran. Und bräuchte jede Gemeinschaft eines. Ja, das wäre eine Lösung, aber woher so viele Geräte und wer soll sie einrichten? Noram könnte das, ja. Es braucht aber noch mehr …

Eines freut mich sehr: Arthur hat sich etwas erholen können. Es geht ihm besser. Uns allen geht es besser. Wir haben hier nach wie vor nicht viel zu essen, aber der Stress unserer Flucht aus Frankfurt ist weg und die inzwischen gewonnene Gewissheit, dass wir hier in der Tat eine relativ sichere Bleibe gefunden haben, bringt eine sehr wohltuende Entspannung.

Adina blüht mittlerweile in der Arbeit mit den Kindern auf. Und auch in ihrem Umgang mit den Erwachsenen. Es ist schon erstaunlich wie schnell sie Kontakt mit allen aufnehmen konnte und wie vertraut sie schon mit den meisten ist. Sie hat bereits die ersten Strukturen für einen Unterricht für die Kinder umgesetzt und alle hören ihr wie gebannt zu. Die Eltern auch. Ich tue mich noch etwas schwer mit allen zu reden und einige schauen mich noch misstrauisch an. Aber mit Adina und auch mit Noram scheinen die Menschen hier keine Schwierigkeiten zu haben. Sogar Arthur, der mit seinen siebzig Jahren gerade der Älteste in der Gemeinschaft ist, findet mit seiner kauzig-witzigen Art guten Anschluss vor allem bei den Kindern. Dafür haben sie mich aber in den Ältestenrat gewählt, vermutlich nur wegen des Alters.

Ich mache mir gerade Gedanken, wie genau ich das in der nächsten Gesprächsrunde ansprechen kann, was in mir ist. Ich möchte gerne über die Rolle des Menschen im Gesamtkontext reden und damit die Art und Weise wie wir leben in Frage stellen. Für mich ist das wichtig. Ich weiß allerdings noch nicht, ob das für die anderen hier auch der richtige Zeitpunkt ist. Es gibt so vieles praktisches, wovon das reine Überleben hängt, das wir besprechen und wofür wir Lösungen

finden müssen. Für mich hängt das alles zusammen. Gerade das und wie wir auch mit anderen Gemeinschaften kommunizieren.

Noram kam gestern von einer der Versorgungstouren in Pforzheim zurück und hat erzählt, dass sie sich nur mit sehr viel Vorsicht bewegen konnten, da überall bewaffnete Gruppen und Wegelagerer lungerten. Die Stadt scheint komplett unbewohnt zu sein, da die einfachen Menschen, die dort in der Peripherie mit kleinen Gärten versucht haben zu überleben, entweder schon wegen der Überfälle weggegangen sind, oder gerade von bewaffneten Gruppen zur Zwangsarbeit entführt wurden. Er sagte auch, dass die Menschen im Stadtbereich eher ängstlich und misstrauisch sind. Die Furcht vor bewaffneten und gewalttätigen Menschen oder bedrohlich erscheinenden Situationen ist sehr groß.

Gewalt von außen ist auch ein Thema, dass wir in der Gemeinschaft betrachten und behandeln müssen: Was tun, wenn wir angegriffen werden, oder würden? Wie verhalten wir uns, wie verteidigen wir uns? Wir werden auch bauliche Maßnahmen zur Verteidigung umsetzen müssen, ob wir das gut finden, oder nicht. Auf Staatshilfe können wir leider nicht mehr hoffen …

Was immer klarer wird ist, dass viele Menschen bereits wegen Nahrungsmangel und Krankheiten verstorben sind. Hier, in Deutschland, und auch in der Welt, vor allem in den Städten. Ich habe mal selbst in Karlsruhe ein abgenagtes menschliches Skelett auf der Straße liegen sehen. Streunende Hunde und Katzen gibt es mittlerweile immer mehr, was auch zeigt, dass Menschen, zumindest in den Städten, immer weniger werden.

In den Gemeinschaften, mit denen wir jetzt vernetzt sind, sprechen viele davon, dass die Hälfte der Menschen, die sie mal kannten, verstorben sind. Das ist sehr traurig, aber auch eine große Chance, wenn ich jetzt dies aus der Perspektive einer allgemeinen Weiterentwicklung betrachte …

5. Mai 2044

Wir erleben in unserer Familie in diesen Tagen eine sehr freudige Zeit. Erst war Norams dreiunddreißigster Geburtstag und dann gleich darauf wurde auch der kleine Simon geboren. Noram und Rachida strahlen vor Freude, wie wir auch. Rachida muss sich noch eine Weile von der Geburt erholen, denn klein Simon hatte sich im letzten Moment noch entschieden die Welt zuerst mit dem Popo zu begrüßen. Ich kann es ihm nicht wirklich verdenken, aber unsere Hebamme musste Rachidas Bauch eine Weile bearbeiten, bis die Geburt vollendet war.

Wenn ich mir heute Noram mit Simon auf dem Arm anschaue, kann ich nicht umhin mich daran zu erinnern, wie verzweifelt Adina und ich teilweise waren, als Noram damals geboren wurde. Wir hatten alles, um ihn großzuziehen, aber die Angst vor der Zukunft war trotzdem da. Wir hatten irgendwie geahnt, dass etwas Größeres ansteht, wir konnten uns jedoch beim besten Willen nicht vorstellen, wie alles ablaufen wird und ob wir mit unserem Kind die Zeit überleben werden. Aus unserem damaligen Wohlstandleben heraus hatten wir uns gefragt, wie wir es schaffen können, unserem Sohn ein Leben zu ermöglichen, wie wir satt werden sollen und wie wir den Tod von uns fernhalten können.

Die Umbruchphase, die wir erahnt hatten, kam aber später als befürchtet und wir haben die schwierige Zeit auch mit Norams Hilfe und Unterstützung gemeistert. Wir haben jetzt, bei der Geburt seines Kindes und unseres Enkels, so viel Erfahrung gesammelt, dass ich in mir nicht nur keine Angst vor der Zukunft verspüre. Ich muss mir sogar eingestehen, dass ich sehr zuversichtlich bin, dass Simon in einer Welt aufwachsen wird, die viel besser sein wird, als die, in der sein Vater das Licht des Lebens erblickt hat.

Auf der Internetseite der Arbeitsgruppe zur Bevölkerungsentwicklung ist zu lesen, dass die Größe der Weltbevölkerung auf etwa zwei Milliarden geschätzt wird, Tendenz noch fallend, da die Anzahl der Geburten, die Anzahl der noch wegen Unterernährung und Krankheiten sterbenden Menschen nicht ausgleicht. Wir haben hier in Walz-

bachtal wieder ein neues Mitglied bekommen. Das ist gut. Ich bin nun guter Hoffnung, dass die Welt, von der ich schon so lange träume, nun langsam aber sicher Wirklichkeit werden kann.

Es gibt allerdings noch sehr viel zu tun. Noram partizipiert gerade an Gesprächen, die wegen des zukünftigen Betriebs von Produktionsstätten für den minimalen Bedarf an Materialien und Geräten stattfinden. Er ist einer der wenigen Experten für Kommunikationstechnik und IT, die den tatsächlichen Bedarf auch aus der technischen Perspektive einschätzen können. In der Gruppe sind zum Glück auch einige Programmierer dabei, die früher auch in der Open Source Community unterwegs waren und die sich jetzt um die benötigte Software kümmern werden. Sie werden gemeinsam Anforderungen an das stellen, was unbedingt produziert und instand gehalten werden muss, um die lokale und globale Kommunikation am Laufen halten zu können.

Das Transportwesen ist klar sehr wichtig. Das haben Noram und ich auf unseren Reisen sehr schmerzlich erfahren müssen. Wenn nichts fährt, dann sind die Wege sehr langwierig und gefährlich. Ich werde in der Nähe von Basel als Repräsentant der Gemeinschaften in unserer Umgebung an einem Treffen für die Organisation des überregionalen gemeinsamen Transports von Waren und Menschen teilnehmen und bin schon sehr gespannt, wie es damit weitergehen wird.

Die Notizbucheinträge meines Uropas versetzen mich immer wieder in eine Welt voller Empfindungen, die mir unbekannt sind, sich jedoch auch vertraut anfühlen. Es sind wie Einblicke in das Leben meiner Vorfahren, aus einer entfernten Warte, wie ein Dokumentarfilm. Ich habe meine Oma Rachida nicht mehr kennenlernen können und jetzt fühle ich mich zutiefst berührt auf diese Weise die Geburt meines Vaters mitzubekommen. Mir wird klar, hätte es diesen Moment nicht gegeben, dann hätte es auch mich nicht gegeben.

Mein Kommunikator summt leise vor sich hin. Auf dem kleinen Bildschirm sehe ich Ajolas Gesicht. Ich drück sie weg. Jetzt nicht. Nicht mit vollem Mund und, abgesehen davon, bin ich mit meinen Gedanken gerade woanders, eher bei mir, als bei ihr. Mein letzter Happen ist heruntergeschluckt und jetzt … *›Wo ist meine … Mist! Wer hat meinen Rucksack gepackt und meine Flasche vergessen?‹* Ich schaue noch mal nach.

Vergeblich. Zum Glück gibt es in jedem Zug irgendwo einen Proviantautomaten, genau für solche Leute wie mich. Nur wo genau der ist, muss ich noch herausfinden. Ich stehe auf und stelle fest, dass es außer mir im ganzen Wagen nur noch einen anderen Reisenden gibt. Es ist ein Mann, der mittlerweile so tief schläft, dass ich mich wundere, dass er auf dem Sitz das Gleichgewicht noch halten kann. Ich gehe langsam zum Infoboard am Ende des Wagens und tippe „Getränke“ ein. Auf dem Bildschirm erscheint sofort der Übersichtsplan des Zuges mit Anzeige des Getränke- und Proviantautomaten. Der Automat ist im nächsten Wagen gegen Ende des Zuges. Mit wenigen Schritten bin ich da und stöbere durch das Angebot des Gerätes. Ich habe Glück. Es gibt Wasser und … Wasser. Ich nehme also Wasser und kehre zurück. *›Irgendwie ist dieses Reisen ja ziemlich banal‹,* tröpfelt ein Gedanke zwischen meinen Ohren. Es ist früher Nachmittag und, nach dem Essen und Trinken, könnte auch ich einen Moment der totalen Ruhe vertragen. So wie mein Reisebegleiter. Er ist offensichtlich ein erfahrener Reisender. Ich lache leise vor mich hin. Ich komme mir wie in einem schlechten Film vor.

›Nein, nicht schlafen‹, sage ich mir mit entschiedener Stimme. Es ist vielleicht eine gute Zeit, um die nächsten Reiseverbindungen, die vom MultiMod als noch unsicher angemeldet wurden, noch einmal zu überprüfen. Die Zeit bis Saintes-Maries-de-la-Mer ist sehr knapp bemessen und ich möchte das Schiff nach Afrika nicht verpassen. Und vielleicht gibt es in Lyon doch eine frühere Verbindung? *›… denn da gibt es noch den Abschnitt mit dem Fahrrad. Das wäre eine Alternative, bei der es schneller geht, auch nicht schlecht‹,* meine ich und fange an im Kommunikator die Abfragen zu überprüfen.

„Wie kommen wir von Arles nach Marseille?“ Höre ich einen der beiden Zugestiegenen von Dijon fragen.

„Das ist noch offen, soweit ich sehe, gibt es noch keine stabile Verbindung. Aber ich denke, morgen in Lyon werden wir mehr wissen“, antwortet eine zweite Stimme hinter mir.

„Hallo, grüße euch“, sage ich und blicke suchend über die Sitze.

Ich sehe jedoch noch nichts, außer zwei Rucksäcke im Gang vor dem Eingangsbereich des Wagons. Ich stehe auf. Jetzt sehe ich auch zwei Männer unterschiedlichen Alters, die ihre Köpfe über einem Kommunikator zusammenstecken.

„Hallo, habe gerade vernommen, dass ihr auch einen Teil der Wegstrecke nach

Saintes-Maries-de-la-Mer vor euch habt, genau wie ich auch …“, sage ich nochmal.

Ich stelle mich wartend neben die Männer. Sie drehen sich zu mir und schauen mich freundlich an.

„Hallo, ich bin Jacques. Und du?“, stellt sich der Ältere der beiden gleich vor.

„Und ich bin Paul“, nickt mir der andere auch zu.

„Warum fahrt ihr nach Marseille und nicht nach Saintes-Maries-de-la-Mer, wenn ich fragen darf?“, presche ich ungeduldig vor.

Ich merke sofort, dass ich vielleicht zu neugierig bin, aber das scheint die Beiden nicht im Geringsten zu stören.

„Wir wollen nach Marseille für eine kniffelige Verladung“, antwortet der, der sich Paul nannte. „Die automatische Verladestation in Marseille ist defekt und wir müssen mal wieder selbst Hand anlegen. Wir sind beide Kranführer, weißt du“, meint er weiter.

Der Ältere, Jacques, mustert mich sehr aufmerksam.

„Und du, was treibt dich ans Meer? Die Badesaison ist ja nun fast vorbei, wenn wir die Jahreszeit betrachten“, sagt er in einem sehr ruhigen Ton. „Und, noch mal, wie ist dein Name, wenn ich fragen darf?“, folgt er schmunzelnd.

„Ach, entschuldigt mich bitte. Ich bin Mika“, antworte ich. *›Wo sind denn meine Manieren bloß. Leyla würde im Boden versinken, wenn sie davon erfahren würde …‹* „Ich bin unterwegs nach Afrika, nach Burkina Faso …“

„Das ist ja lustig, dass wir gerade dir über den Weg laufen“, unterbricht mich Jacques. „Unser Auftrag hat auch mit Afrika zu tun, im Entferntesten allerdings. So, so nach Afrika willst du? Da scheinst du ja optisch ganz gut hinzupassen. Aber du bist da nicht aufgewachsen, tippe ich mal.“

Ich schaue ihn etwas überrascht an. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir jemals so was gesagt wurde und weiß nicht ganz genau, wie ich es verstehen soll.

„Genau, ich habe afrikanische Wurzeln“, sage ich langsam, „bin aber noch nie dagewesen. Warum die Frage?“

Paul macht eine beruhigende Geste und meint:

„Nicht übel nehmen, bitte! Jacques ist nur ein alter Kauz und mag es sehr, anderen komische Fragen zu stellen. Er meint nur, dass die Farbe deiner Haut dafür spricht, dass Afrika eine besondere Bedeutung für dich haben muss und, dass es

fast klar sein könnte, dass es dich dahin treibt, irgendwie … verstehst du, was ich meine?“

›Jetzt bin ich total verwirrt!‹

„Nein, jetzt verstehe ich gar nichts mehr“, sage ich etwas trotzig und spüre wie in mir Wut aufsteigt, deren Ursache ich jedoch nicht ausmachen kann.

Jacques Gesicht ist undurchdringlich. Als er das Wort ergreift, klingt seine Stimme sehr traurig.

„Du musst mich entschuldigen, kleiner Mika. Wie mein jüngerer Freund Paul es bereits gesagt hat, bin ich nur ein alter Mann, der in seinem sehr langen Leben zu viel gesehen hat. Du bist noch zu jung, um es wissen zu können, und heute wird den Kindern nicht mehr alles erzählt, wie es früher mal gewesen ist. Es kann sein, dass dir meine Bemerkungen dann unverständlich vorkommen. Vergesse sie einfach. Manchmal sage ich auch etwas, was ich nicht wirklich bedacht habe … in Ordnung?“, fragt er mich schließlich und ich kann in seinen Augen sehen, dass noch lange nicht alles gesagt wurde.

Mein Blick wandert von einem zu dem anderen und ich fühle mich gerade nicht sehr wohl in meiner Haut. Ich sage trotzdem, dass alles in Ordnung wäre und will wieder an meinem Platz. Pauls Hand hält mich sanft zurück.

„Wenn es für dich in Ordnung ist, dann würden wir trotzdem mehr über deine Reise wissen. Magst du uns sagen, wie es für dich weitergehen soll?“

Sein Auftreten ermuntert mich zu bleiben und zu reden. Es ist mir nicht wohl, aber ich fühle mich auch nicht in Gefahr. Jacques’ Worte sind verwirrend und erinnern mich an einen Eintrag in Ethans Notizen, in dem über Unterschiede zwischen den Menschen die Rede war. Den Eintrag habe ich noch nicht ganz gelesen, denn ich hatte das Erzählte als sehr verstörend empfunden. Ich schaue Paul einige Sekunden lang an und dann, als ich mich bereit fühle, spreche ich.

„Es wird Zeit, den afrikanischen Teil meines Ursprungs zu erkunden und ganz nebenbei, ich werde an einem spannenden Projekt teilnehmen“, höre ich mich sagen. „Ich bin noch niemals in Afrika gewesen und, da ich jetzt das Studium am heimischen Lern-Campus beendet habe, ist es an der Zeit, mehr von dieser Welt kennenzulernen. Von Saintes-Maries-de-la-Mer aus soll es mit dem Schiff weitergehen. Ich bin noch nie auf einem Schiff gefahren und einen Flettner-Rotor habe ich auch noch nie in Betrieb gesehen.“

„Das ist ja spannend“, merkt Paul an. „Wir sollen in Marseille beim Beladen eines Flettner-Cargo-Schiffs mithelfen. Vielleicht ist das gerade das Schiff, mit dem du weiterreisen wirst. Wann musst du denn spätestens da sein?“

„Soweit es die bisher angezeigten MultiMod Verbindungen aufzeigen, soll das Schiff, mit dem ich die Reise unternehmen möchte, in einer Woche in Saintes-Maries-de-la-Mer ablegen“, meine ich nach einem kurzen Blick auf meinen Kommunikator.

„Na, dann hast du noch genügend Zeit dort anzukommen“, ertönt Jacques Stimme. „Wir müssen bereits in zwei Tagen da sein und mit der Arbeit anfangen. Unser Schiff soll in vier Tagen bereits abgelegt haben.“

›Das klingt ja interessant!‹ Denke ich überrascht und frage weiter nach.

„Wie kommt ihr so schnell dahin? Ihr müsst eine andere Verbindung haben, als die, die mir angeboten wurde.“

„Ja, na klar. Wir werden mit einem Spezialtransport sehr schnell dorthin gebracht. Wir haben gerade die letzten zwei Plätze bekommen, gerade weil man uns dort sehr schnell braucht“, erklärt Paul. „Bei deiner Reise, wenn ich dich richtig verstehe, ist es nicht so dringend, dass du an einem bestimmten Tag ankommst. Aber das Schiff, das wir verladen sollen, hat einen wichtigen Termin einzuhalten. Es hat Ersatzteile für eine Energieanlage auf der Nordküste Afrikas, die rechtzeitig an Ort und Stelle benötigt werden. Ansonsten würden dort viele Menschen ohne Stromversorgung bleiben“, ergänzt er mit stolzer Stimme.

„Ja, verstehe. Es ist tatsächlich so, dass ich nicht unbedingt sehr schnell in Burkina Faso ankommen muss“, bestätige ich. „Allerdings ist das Schiff, mit dem ich fahren soll, das Einzige in den nächsten Monaten, das mich nah genug heranbringen würde. Also muss ich es rechtzeitig erreichen, wenn ich noch in diesem Jahr ankommen möchte.“

Meine Worte finden eine stille Zustimmung in den Gesichtern der beiden Männer. Eine Weile sagen wir nichts mehr. Ich schaue ab und an durchs Fenster. Kleine kultivierte Parzellen verlieren sich immer wieder in dem großen Wald, der die Landschaft wie ein Teppich bedeckt. An einem Bach, unter einer Weide, wartet ein Graureiher unbeweglich auf seine Beute. Schatten und Lichtstrahlen jagen sich auf den Innenwänden des Wagons und ich fühle mich plötzlich sehr müde.

„Wo steigt ihr denn aus, um euren Schnelltransporter zu treffen?“, frage ich als

letztes, bevor ich mich wieder von den beiden verabschiede.

„Chalon-sur-Saône“, antwortet Paul, „das heißt gleich, in paar Minuten. Gute Reise weiter!“, sagt er noch, während beide ihre Rucksäcke schultern.

„Ja, danke, euch auch!“, rufe ich den beiden zu und setze mich wieder neben meinem Rucksack.

Ich muss erst in Lyon aussteigen, um am nächsten Tag von dort mit dem Bus weiterzureisen. Wenn das so klappt, wie aktuell das MultiMod meine Verbindungen angibt. Ich bin etwas erleichtert, dass ich nicht mit den beiden Männern gemeinsam reisen muss. Das Gespräch hängt mir noch in den Ohren und ich muss darüber nachdenken, was das, was dieser Jacques gesagt hatte, für mich bedeuten könnte.

Colmar - Chalon-sur-Saône und weiter nach Lyon

Zu Gast in der Nähe von Lyon

Ich melde mich mal bei Familie Dubois, bei der ich heute übernachten werde. Mein Kommunikator baut die Verbindung auf und ein freundliches Frauengesicht erscheint auf dem Display.

„Bonjour Madame Dubois“, übersetzt mein Kommunikator meine Begrüßung.

„Guten Tag Mika“, antwortet der Übersetzungsdienst. „Wann wirst du in Lyon ankommen?“

„Ich werde gegen achtzehn Uhr an der MultiMod-Station ankommen. Wie komme

ich dann am schnellsten weiter zu euch nach Marennes?“

Wie immer bin ich etwas irritiert von der asynchronen Kommunikation. *›Das muss wohl sein‹*, denke ich, *›weil ich noch kein Französisch gelernt habe …‹* Ich hatte mir vorgenommen, die Sprachen, die ich unterwegs antreffe, auch ansatzweise lernen zu wollen. Weit bin ich damit allerdings nicht gekommen. Die automatisch übersetzte Frauenstimme weist mir weiter den Weg.

„Ach, das sind nur zehn Kilometer, nimm dir doch eines der eBikes an der MultiMod-Station, gib Marennes als Ziel ein und eine halbe Stunde später bist du am Gemeindehaus. Dort treffen wir uns dann. Einverstanden?“, schlägt Frau Dubois vor.

„Prima, das ist eine gute Idee. Wir sehen uns dann gegen neunzehn Uhr am Gemeindehaus“, stimme ich ihr zu und, nachdem ich den Übersetzer ausgeschaltet habe, füge ich stolz hinzu: „Merci beaucoup!“.

›Das konnte ich mir geradeso merken‹, schmunzele ich, während mein Blick über die Liste der Nachrichten streift, die mittlerweile eingetrudelt sind. Neben Ajola haben sich auch Simon und Lares gemeldet, ebenso Reyad. *›Also der Reihe nach abarbeiten?‹*

„Hallo Leyla“, begrüße ich meine Mutter, die wie so oft am Bürotisch sitzt.

„Hallo Mika, wo bist du mittlerweile gelandet?“

„Ich bin noch im Zug, kurz vor Lyon, und hatte eine interessante bis nachdenkliche Begegnung mit zwei Kranführern, die auch auf dem Weg nach Marseille waren.“

„So? Was hat dich denn nachdenklich gestimmt?“

„Einer machte eine Anmerkung über meine Hautfarbe. Als wenn das einen Unterschied machen würde. Das habe ich bisher so noch nicht erlebt. Es ist sehr merkwürdig gewesen. Ich hatte dabei gar kein gutes Gefühl gehabt“, sage ich und spüre immer noch die innere Anspannung in mir.

„Ach Mika, das ist eine blöde Erfahrung. Ich habe nur wenige Male solche Reaktionen erleben müssen, in meiner Jugend vor allem. Ich erinnere mich, dass es die viel älteren Jahrgänge waren, die so reagierten, wenn sie mit fremd aussehenden Menschen zusammentrafen“, erzählt sie. „In der jüngsten Zeit ist so etwas jedoch nicht mehr vorgekommen. Ich dachte, dass wir alle über diese Phase hinaus sind. Und mit wir, meine ich alle Menschen, die in dem europäischen Gebiet leben.“

„Ältere Leute sagst du? Ungefähr so ähnlich war das mit diesem Jacques. Ein ziemlich alter Mann, wie ich meine. Ich habe mal zum Thema eine Notiz von Uropa

Ethan aufgelistet gesehen. Ich muss mal lesen, was er da schreibt. Ich verstehe im Moment nicht wirklich was du meinst."

„Kannst du auch nicht, lieber Mika. Du hast das Glück in einer Region der Welt geboren worden zu sein, in der so was fast nicht mehr vorkommt. Vorbei ist es damit aber offensichtlich noch nicht. Es werden noch ein paar Generationen aufwachsen müssen, um zu lernen, dass diese Unterschiede keine wirkliche Bedeutung in der Wertschätzung der Menschen untereinander haben dürfen. Ihr lernt auch im Studium, dass die Menschen sich auf Vielfalt und Frieden konzentrieren sollten, statt die Unterschiede als Nachteile zu sehen. Die Älteren unter uns haben was anderes während deren Erziehung erlebt. Aber unsere Gesellschaft ist auf einem guten Weg, denke ich …", beruhigt mich Leyla. „Wie lange brauchst noch du bis Lyon?", fragt sie mich nach einem Moment der Stille, offensichtlich auch um das Thema zu wechseln.

Ich würde eigentlich gerne noch mehr darüber erfahren, aber ich verstehe, dass auch für meine Mutter das Thema nicht unbedingt angenehm ist. Warum, kann ich mir gerade jetzt, nach meiner noch sehr frischen Erfahrung, ganz gut vorstellen. *›Wie ist das bloß gewesen, als mein Uropa nach Europa gekommen war …‹,* flackert noch ein letzter Gedanke, bevor ich antworte.

„Ich werde bald in Lyon ankommen und melde mich die Tage nochmal. Okay? Grüße bitte alle von mir und habt eine gute Zeit", verabschiede ich mich schließlich.

„Ja, melde dich, wenn du was zu berichten weißt oder einfach, wenn du Fragen hast. Gute Weiterreise, Mika!", höre ich noch die Stimme meiner Mutter und das Display wird dunkel.

Ich bin noch unruhig, innerlich. Ethan hat in seinen Notizen über einen Vorfall geschrieben, der meinem Uropa Zanga passiert ist. Damals waren solche Vorfälle offensichtlich noch an der Tagesordnung.

> *12. Januar 2016*
>
> *Zanga kam heute auf den Campus, zum Treffpunkt der Soziologen, mit einer tiefen Platzwunde am Kopf. Er war blutüberströmt. Er ist von einer Gruppe junger Männer am Eingang zum Campus abgefangen worden und wurde zuerst beschimpft und bespuckt und dann sind auch noch Fäuste geflogen. Einer der Angreifer hat ihn dann mit einer Holzlatte am Kopf erwischt. Wir konnten ihn notdürftig versorgen und zusammenflicken. Aber mental aufrichten konnten wir ihn*

nicht wirklich. Er hat bereits einige Male Gewalt erfahren. Diese kranken Menschen berufen sich darauf, dass er doch nach Afrika zurückgehen und nicht unser weniges Essen fressen soll … es sind die Armen, die gegen noch Ärmere gehetzt werden und sich nur mit Gewalt ausdrücken können … keiner der Gewalttätigen protestiert jedoch dagegen, dass wir es sind, die das Unheil dort vor Ort anrichten, von wo diese Menschen dann zu uns flüchten müssen …

Ich habe Zanga dann zu uns nach Hause mitgenommen. Er hatte Angst zu seiner Unterkunft zurückzukehren. Er bleibt erst mal hier bis die Lage übersichtlicher wird.

Ich bilde mir ein, dass wir etwas dafür tun müssen, damit es hier in Europa nicht so schlimm wird, wie anderswo auf der Welt, aber ganz sicher bin ich mir nicht, dass wir es auch tatsächlich bewirken. Es hängt alles mit allem zusammen. Die Veränderung, die notwendig ist, um eine Verbesserung für alle bewirken zu können, muss weltumfassend sein. Nur auf einem Landstrich etwas besser leben zu können und nicht sehen zu wollen, dass der eigene Wohlstand die Armut anderer Menschen bedeutet, ist nicht nur dumm, sondern sogar sehr gefährlich.

Dass CETA und TTIP, trotz unserer massiven Proteste, so gut wie unterzeichnet wurden, bringt mich langsam zum Verzweifeln. Ein Gefühl der Ohnmacht macht sich in mir breit. Wenn Hunderttausend in Berlin und anderen Großstädte protestieren, aber dies rein gar nichts bewirkt, dann ist das eine Erfahrung von unheimlicher Hoffnungslosigkeit … und das die Briten, aus welchen tatsächlichen Gründen auch immer, aus der EU rauswollen, macht es auch nicht besser.

Für uns nicht und für die Länder aus denen sich Menschen gezwungen sehen nach England und nach Europa zu flüchten auch nicht … die Festung Europa wird gerade gebaut, um uns – die Reichen – vor der Gefahr der durch uns entstandenen Armut zu verteidigen …

Ich bin echt froh, dass inzwischen solch gewalttätiges Verhalten eher die extreme Ausnahme wurde. Ich habe mich noch nie in so einem Licht betrachten müssen. Ich

merke gerade, dass mir die damaligen Ereignisse ein Ziehen im Herzen verursachen. *›Ist es Angst?‹,* macht sich eine Frage bemerkbar. Ich möchte aber nicht darüber nachdenken. Es ist mir sehr unangenehm.

Der Herbsttag naht sich seinem Ende zu und ich schaue wie gebannt dem Sonnenuntergang zu. Der Himmel hat sich purpurrot gefärbt und es wird langsam dunkel. Ich bin nun schon seit über acht Stunden unterwegs und ich hab ja auch noch etwas Strecke vor mir. *›Wer hat diese Etappen mit dem Fahrrad im InterMod bestätigt?‹,* frage ich mich und steige an der Lyoner Hauptstation aus. So müde wie ich jetzt bin, wünsche mir nicht wirklich noch zehn Kilometer mit dem Fahrrad fahren zu müssen. Aber abgemacht ist abgemacht. Am Fahrrad-Stand gibt es nur noch ein einziges Fahrrad und mein Kommunikator blinkt, als ich in dessen Nähe ankomme. Ich starte die Reservierung und ein metallischer Klick am Fahrrad bestätigt die Freigabe. Ich passe mir den Sattel und Lenker schnell an. Es ist ein wirklich altes Ding. Vermutlich eins der ersten Modelle. Allerdings, trotz Rostflecken und eines leichten Quietschens, lässt sich das Rad ziemlich bequem fahren. Das Display zeigt bereits die richtige Adresse und meint, dass ich in einer halben Stunde dort sein werde.

Der Weg führt mich erst durch die leeren Straßen des jetzt fast verlassenen südlichen Stadtteils und dann sehr schnell auf Feldwege inmitten frisch gepflückter Äcker und saftiger Streuobstwiesen. Das Fahrradfahren in der Abendfrische tut mir gut. Die Landschaft erscheint in der Abenddämmerung wie ein surrealistisches Gemälde, das ich irgendwo in einem Dokumentarfilm gesehen habe. Rechts das Abendrot, links bereits die Dunkelheit einer klaren Septembernacht. In der Ferne schimmern die gelben Lichter von Marennes und mir knurrt der Magen. Ich freue mich schon auf ein Abendessen.

Vor einem der beleuchteten Eingänge steht eine Frau. Sie sieht das Licht meines Fahrrads und winkt mir zu.

„Mika?“, höre ich ihre Stimme, die vollkommen anders ist, als die im Kommunikator. „C’est toi?“, fragt sie.

›Das wird jetzt lustig‹ denke ich und winke grinsend zurück, ohne jedoch was zu sagen. Ich bin mir nicht wirklich sicher in welcher Sprache ich sie ansprechen soll, da mein Französisch für ein Gespräch definitiv nicht ausreichend ist.

„Oui …“, murmle ich angestrengt, „c’est moi, Mika …“, und dann steige runter vom

Fahrrad, nicht genau wissend, was ich nun tun soll.

Madame Dubois lächelt mich an und spricht mich dann fast akzentfrei in Deutsch an.

„Es ist sehr schön dich kennenzulernen, Mika“, sagt sie und nimmt meine Hand als Begrüßung in ihre.

Ich muss wohl entweder sehr verdutzt, oder sehr dumm aussehen, denn sie fühlt sich genötigt mir ihre Sprachkenntnisse zu erklären:

„Ich bin mal mit einem Deutschen verheiratet gewesen, früher, und habe für eine Weile in einer Gemeinschaft in der Nähe von Köln gelebt. Ich bin Lehrerin für Fremdsprachen und eine davon ist auch Deutsch. Ich vermute, dass dir das sehr entgegenkommt, nicht wahr?“, schmunzelt sie.

„Uff, das kommt mir in der Tat sehr gelegen. Mein Französisch ist weit davon entfernt akzeptabel zu sein. Die paar Worte, die ich gerade gesagt habe, sind schon alle die ich kenne“, rattere ich erleichtert. „Ich hätte nicht gewusst, wie ich mich mit dir ohne den Kommunikator hätte verständigen sollen.“

„Na, das passt doch prima. Ich bin Amelie, übrigens. Komm, ich vermute, dass du nicht nur müde, sondern auch hungrig bist. Das Fahrrad kannst du in der Scheune abstellen. Ich werde es morgen zur InterMod-Station zurückfahren. Ich muss sowieso nach Lyon, um meine Mutter abzuholen.“

„Ja, danke, Amelie, es freut mich“, entgegne ich freundlich. „Müdigkeit und Hunger, genau das sind meine Themen heute Abend!“

Ich stelle das Fahrrad im großen Schuppen neben dem Haus ab und gebe es im Kommunikator frei. Amelie Dubois führt mich durch einen schlecht beleuchteten Flur in das alte Gebäude hinein. Wir gehen noch eine kleine Treppe hoch und treten, meiner Wahrnehmung nach, in eine gigantische Küche ein. Der Raum scheint mit Pfannen, Töpfen, Gewürzbündeln und Einmachgläsern vollgestopft zu sein. In der Mitte thront ein Tisch, etwa so groß wie mein Zimmer zuhause, auf dem so viele Sachen steheb, dass mir fast schwindelig wird. Eine Ecke ist jedoch frei und sauber mit einem Teller und Besteck gedeckt. Da führt mich Amelie hin. Die Luft riecht bereits so lecker, dass ich mehrmals meine eigene Spucke herunterschlucken muss, um nicht unbeabsichtigt zu sabbern. Nicht, dass bei uns nicht gut gekocht wird, aber hier scheint sich alles nur um leckeres Kochen und Essen zu drehen. Ich muss fragen.

„Ähm, Amelie, wer wohnt hier, du alleine?“

Amelie schaut mich etwas verwirrt an, schaut sich um und bricht dann in ein

gesundes Lachen aus, das ihren ganzen Körper schüttelt.

„Nein, Mika, nein! Wir hatten doch vereinbart, dass wir uns am Gemeindehaus treffen, oder? Das ist unsere große Gemeinschaftsküche und oben gibt es Gästezimmer. In einem davon wirst du heute Nacht schlafen. Du bist ja schon lange unterwegs heute, also wirst du hier zu Abend essen. Schien mir das Beste und Einfachste zu sein."

„Das ist eine sehr gute Idee gewesen!", bestätige ich und setze mich an den bereits gedeckten Platz.

Amelie wirbelt um mich herum und tischt mir eine deftig riechende Suppe auf. *›Hmm, die duftet ja wirklich gut‹,* denke ich und suche nach dem Suppenlöffel, der jedoch nicht in Sichtweite ist. Amelie bemerkt mein Zögern und entschuldigt sich sofort.

„Ach, den Löffel hatte ich wohl vergessen", sagt sie und stöbert in den Schubladen eines massiven Schranks am anderen Ende der Küche. Nach einigen Augenblicken kommt sie mit einem sehr interessant aussehenden Löffel wieder zurück und lässt mich stolz wissen: „Wir haben eine sehr große Sammlung an Besteck hier und diesen Löffel habe ich aus Köln mitgebracht. Er ist, sozusagen, ein Teil meines Erbes aus der ersten Ehe, ein sehr alter Silberlöffel. Ich hoffe, er gefällt dir?"

Ich nehme den Löffel in der Hand und betrachte neugierig die verschnörkelten Verzierungen. Das Silber ist an manchen Stellen etwas dunkel geworden, gerade am Heft, aber sonst strahlt er wie gerade frisch poliert. *›Die erste Ehe?‹*

„Amelie? Du hattest von deinem Mann gesprochen und von Köln und jetzt sagst du etwas über deine erste Ehe dort. Was ist damals passiert? Warum bist du eigentlich wieder nach Frankreich zurückgegangen?", frage ich und fange an mich vorsichtig der Suppe anzunehmen.

„Ach Mika, das ist eine alte Geschichte. Mein damaliger Mann, Gustav, ist bei einem Unfall ums Leben gekommen", sagt sie und ich kann in ihrer Stimme eine große Traurigkeit spüren. „Wir waren gerade ein paar Jahre verheiratet, als er mir plötzlich weggenommen wurde. Ich blieb noch einige Zeit danach in der Gemeinschaft bei Köln", erzählt sie weiter „aber bald fühlte ich mich, ohne ihn, sehr einsam. Kurz danach hat mich das Heimweh gepackt und ich habe mir überlegt, dass ich meine Deutschkenntnisse auch als Sprachlehrerin an unserem Campus in Marennes gut verwenden könnte. Ich hatte die Sprache bereits im Studium gelernt und die Jahre in Deutschland hatten mir geholfen, sie noch besser zu sprechen. So

bin ich wieder hierhergekommen. Das liegt nun zwölf Jahre zurück und ich bin hier wieder heimisch und glücklich geworden. Ich habe hier wieder geheiratet und Kinder bekommen. Meinen Sohn Pierre, er ist gerade sieben geworden, den wirst du bestimmt morgen früh kennenlernen. Er wird dir die Milch fürs Frühstück bringen."

Ihr Gesicht hellt sich auf und ein frohes Lächeln macht sich breit. *›Warum fallen immer mir solche schwierigen Fragen ein? Es könnte zur Abwechslung mal was Leichtes sein. Aber immerhin! Die Geschichte scheint gut ausgegangen zu sein.‹*

Amelie ist eine zierliche Frau mit rot-blonden Haaren und großen braunen Augen, aus den eine tiefe Wärme und Güte strahlt. Sie scheint jünger als meine Mutter zu sein, aber dasselbe unruhige Gemüt zu haben. Kaum habe ich die letzten Tropfen der Suppe ausgelöffelt, fragt sie mich wieder, mit der umsorgenden Stimme, die mir von meiner Mutter sehr vertraut ist.

„Willst du mal die Quiche mit Pilzen probieren, Mika?"

„Quiche? Was ist das?"

„So ein spezielles französisches Gericht in kleinen Happen. Sehr lecker, das kann ich dir versichern", lächelt sie mich an. „Magst du Pilze?"

„Aber ja, klar doch. Wir gehen bei uns auch nach dem Regen immer Pilze suchen. Meine Eltern kochen beide gut und gerne und gerade Pilze lassen sich in unzähligen Varianten zubereiten. Aber von Quiche habe ich bisher noch nie gehört."

„Das wundert mich aber", sagt Amelie, „der Name stammt eigentlich vom Kuchen ab und das Gericht ist auch in eurer Region sehr verbreitet."

„Na ja", entgegne ich, „wie du vielleicht bereits gemerkt hast, die Wurzeln unserer Familie liegen nicht nur in Europa und gerade meine Mutter ist die, die nicht in Europa geboren wurde. Ich bin jetzt unterwegs zu meinen Großeltern nach Burkina Faso. Bei uns zuhause gibt es sehr unterschiedliche Gerichte, viele davon auch aus Burkina Faso. Das heißt, dass wir nicht unbedingt nur die traditionelle deutsche Küche auf dem Speiseplan haben. Quiche kam bisher als Speise noch nicht vor."

„Burkina Faso, sagst du? Die war doch mal französische Kolonie, oder? Da müsste dort wohl auch die französische Küche bekannt sein. Warte mal", sagt sie plötzlich und schnellt zum Schrank neben dem großen Kochofen, um von dort eine große Platte mit kleinen runden und viereckigen »Etwas« herauszuholen und vor mir auf den Tisch zu stellen. Die sehen gut aus und riechen auch lecker. „Da!", schiebt sie mir die Platte vor die Nase. „Das sind Quiches. Erkennst du sie jetzt?"

Ich würde ihr so gerne bestätigen, dass ich das Gericht kenne, ich muss aber leider passen.

„Tut mir leid, Amelie. Sie sehen köstlich aus, kommen mir jedoch nicht bekannt vor. Zumindest nicht von Zuhause. Vielleicht wenn ich probiert habe?“, meine ich und nehme mir ein rundes Stück, worauf eine kleine Pilzscheibe klar zu erkennen ist. Das Gebackene schmilzt sofort in meinem Mund und ich erkenne tatsächlich Aromen die auch bei einigen Gerichten meiner Mama vorkommen.

„Und? Was sagst du jetzt?“, schaut Amelie mich mit großen, neugierigen Augen an.

„Den Geschmack kenne ich, ja, aber ich kann ihn jedoch keinem speziellen Gericht oder einem Namen zuordnen. Es schmeckt einfach gut und bekannt. Wenn das Quiche ist, dann habe ich so etwas, unter einem anderen Namen, bestimmt schon mal gegessen.“

Amelies Gesicht strahlt vor Zufriedenheit, sie setzt sich neben mich und bietet mir weitere Quiches an.

„Magst du auch etwas trinken?“, fragt sie und, bevor ich mit vollem Mund antworten kann, eilt sie wieder, diesmal aus der Küche hinaus, offensichtlich auf der Suche nach dem, was sie mir zu Trinken anbieten möchte.

Ich komme nicht umhin mir einzugestehen, dass ich mich hier sehr wohl fühle. Ich bin nicht mal eine Stunde in diesem Haus, bei einer mir völlig unbekannten Frau, mitten in einer Region, die ich vorher nie gesehen hatte, und fühle mich wie zuhause. *›Es muss also wahr sein, was Oliver mir erzählt hatte. Egal wo man hinkommt, die Menschen sind freundlich und sehr hilfsbereit …‹*, denke ich und stopfe mir noch eine Quiche in den Mund, diesmal ein Quadratisches mit einem Stück Karotte als Dekoration obendrauf. *›Lecker, echt!‹* Irgendwo im Haus höre ich undefinierbare Geräusche und vermute Amelie auf der Suche in einem alten, mit Flaschen befüllten Gewölbe unterwegs. Es gibt ein Klirren und ein dumpfes Stampfen, Quietschen und Knurren, als ob sich das ganze Gebäude an dieser Suche beteiligen würde. Plötzlich steht Amelie wieder in der Tür und hält eine staubige Flasche in der Hand. Sie lächelt mich wieder mütterlich an und verkündet stolz:

„Das, lieber Mika, ist Apfelsaft aus dem vorigen Jahr. Ich hatte noch eine Flasche. Den kennst du bestimmt vom Namen her, oder?“, schmunzelt sie und fährt weiter fort. „Der diesjährige Apfelsaft ist noch nicht gepresst und ich finde, dass zu den

Quiches so etwas dazu gehört."

„Ja klar, Apfelsaft kenne ich", stimme ich zu, „wir trinken zuhause auch sehr viel davon."

„Na dann, tchin-tchin!", sagt sie während sie mir einen großen tönernen Becher vorsetzt, der voll mit dem wohlriechenden Saft der provenzalischen Äpfel gefüllt ist.

Ich fühle mich satt und wohl und mit einem Mal auch sehr, sehr müde. Amelie scheint es sofort zu merken und schlägt vor, mir das Zimmer im oberen Geschoss zu zeigen. Ich schaue zögerlich auf den unaufgeräumten Tisch, was aber Amelie dazu bewegt, mich entschieden in Richtung Tür zu schubsen.

„Nett von dir, dass du daran denkst aufzuräumen. Du scheinst ein gut erzogenes Kind zu sein. Es ist aber nicht nötig. Du bist müde und ich habe sowieso hier noch zu tun. Mach dir also keine Sorgen deswegen", kündigt sie mit bestimmendem Tonfall an. „Komm, ich zeig dir den Weg."

Ich füge mich dem »Befehl« nur allzu gerne. Wir erklimmen eine alte hölzerne Treppe, bei der das Geländer gefährlich beweglich ist, gehen durch einen Flur mit Wänden flankiert von alten Schränken und Regalen, und sind dann endlich in einem kleinen Giebelzimmerchen, beleuchtet von einer fahlen Nachttischlampe. Es riecht nach Lavendel und Rosmarin und ich kann den Wind in den Ziegeln pfeifen hören. *›Herrlich‹,* denke ich entzückt. *›Hätte ich mir das wünschen können, wäre es wahrscheinlich nicht so perfekt gewesen!‹*

„Das ist aber ein sehr schönes Zimmer", bedanke ich mich bei Amelie, die die Hände vor sich verschränkt, in der Zimmertür stehen geblieben ist.

„Ja, ich freu mich, dass es dir gefällt", sagt sie mit leiser Stimme. „Diese Scheune wurde früher von meiner Familie genutzt und als Kind hatte ich hier oft genächtigt. In den letzten Jahren wurde sie zum Gemeinschaftshaus ausgebaut und regelmäßig für die Gemeinschaftsversammlungen verwendet. Die große Küche nutzen wir auch dafür, unsere Feste, die bei Regen oder Hitze auch in dem großen Festraum dahinter stattfinden, mit Essen und Trinken zu versorgen." Sie deutet dabei vage irgendwo hinter sich. „Zurzeit sind es nur unsere Gäste, die hier übernachten. Heute Nacht bist du hier allein", meint sie noch, während ihr Blick liebevoll die Gegenstände streift. Sie dreht sich anschließend zu mir und schaut mir besorgt in die Augen „Ich hoffe es ist in Ordnung für dich allein hier zu übernachten, oder?"

Ich spüre wie mir das Blut in die Wangen schießt und sage mit verzagter Stimme.

„Na klar, alles in Ordnung. Es ist nicht das erste Mal …“

›Wie eine Mutter! Aber selbst wenn ich vor Angst zittern müsste, wäre sie die Letzte, die das von mir erfahren würde!‹ Ich kann mich ihren Blick nicht wirklich entziehen und bin echt froh, dass sie sich endlich wegdreht und mir beim Weggehen leise zuruft:

„Gut. Dann wünsche ich dir eine gute, geruhsame Nacht, Mika.“

Sie ist weg. Rucksack neben dem Schrank. Die Tür geht plötzlich wieder auf.

„Wenn du mal musst“, höre ich nur die Stimme von Amelie, „Toilette und Bad sind die letzte Tür links von dir, vor der Treppe. Neben der Tür ist auch ein Schalter, da hast du Licht. Ich hab es nicht eingeschaltet, da ich mich so gut auskenne. In der Nacht es ist besser, wenn du das Licht einschaltest. In Ordnung?“

„Ja, danke“, murmle ich und die Tür ist wieder zu.

›Wo war ich? Was mach ich jetzt?‹, sind die letzten Gedanken die mir einfallen. Aus dem Bett kann ich durchs Fenster die Sterne sehen. Es ist ein klarer Himmel und sie funkeln mich vertraut an.

◊ ◊ ◊

Die ersten Sonnenstrahlen scheinen durch das kleine Dachfenster. Draußen ist es ruhig und ich verspüre den Drang nach einer warmen Dusche. *›Den Flur runter und dann links?‹* Ich suche in meinem Rucksack alles Notwendige zusammen und stolpere den Flur runter Richtung Bad.

„Bonjour, Monsieur“, quäkt eine Kinderstimme von der Treppe herauf.

„Bonjour“, erwidere ich, ohne jemand sehen zu können.

›Es ist wohl Pierre, der Kleine von Amelie‹, vermute ich.

„Bonjour, Pierre“, wiederhole ich und schaue die Treppe runter.

Ein kleiner Rotschopf steht mit einer Milchkanne auf dem Treppenpodest und schaut neugierig hoch. Ich gehe auf ihn zu, und versuche ihm zu erklären, dass er die Milch einfach in der Küche abstellen soll, was gar nicht so einfach scheint.

Ich fordere ihn mit einer Handbewegung auf, mir in die Küche zu folgen. Dort angekommen, berühre ich den riesigen Tisch und deute ihm an, die Milchkanne hier abzustellen. Schließlich versteht er was ich meine und stellt die Kanne ab. Er läuft aufgeregt zu einem Schrank, sucht und findet Brot und zeigt mit Stolz in Richtung

Kühlschrank. Sichtlich erleichtert und mit einem lausbübischen Lächeln verabschiedet er sich von mir.

„Bon journée et bon appétit“, ruft er, als er das Gemeindehaus wieder verlässt.

„Merci, Pierre! Au revoir!“, rufe ich ihm hinterher.

Die Dusche tut gut, jetzt bin ich richtig wach und freue mich auf mein Frühstück. *›Und wo finde ich Tee?‹,* denke ich, nachdem ich den Wasserkessel gefunden habe und ihm mit reichlich Wasser auf dem Herd zum Kochen bringe. *›Nun, zur Not trinke ich eben nur heißes Wasser‹.*

„Voulez-vous du thé ou du café?“, fragt Pierre, der noch mal umgedreht war.

„Tee, perfekt“, stottere ich.

Pierre geht zu einem der großen Küchenschränke, öffnet zwei, drei Türen und präsentiert mir eine riesige Tee-Sammlung.

„A bientôt“, fügt er beim abermaligen Verschwinden noch hinzu.

„Ja, bis später“, antworte ich geistesabwesend.

Nach dem Frühstück räume den Tisch wieder ab und nehme mir eine Tasse Tee mit, finde den Ausgang aus dem Gästehaus und setze mich auf die Gartenbank neben der Eingangstür. Eine frische Brise streift mich sanft. Ich sehe einige Leute, die geschäftig ihren Tätigkeiten nachgehen. *›Mit den riesigen Körben, die sie auf einem Hänger verstauen, wollen sie wohl der Ernte nachgehen‹,* denke ich. Ein paar von ihnen winken freundlich grüßend zu mir rüber. Ich winke zurück.

„Hast du gut geschlafen und alles für dein Frühstück gefunden?“, fragt Amelie, die gerade auf mich zuschreitet.

„Ja prima, und dein Pierre hat mir alles gezeigt, was ich brauchte, danke!“

„Wie du siehst, werden wir heute mit der Apfelernte beginnen. Du bleibst ja noch eine Nacht? Oder?“

„Ich habe meine Reisefortsetzung noch nicht überprüft …“, entgegne ich überrascht.

Mein Kommunikator zeigt mir an, dass es tatsächlich erst am Abend aus Vienne mit dem Bus Richtung Süden weiter geht. *›Ich hätte also noch den ganzen Tag hier …‹,* wird mir klar.

„Liebe Amelie, ich fahre erst heute Abend aus Vienne mit dem Bus weiter. Wenn ich irgendwie sicherstellen kann, dass ich den Bus in Vienne erreiche, dann kann ich

heute Vormittag bei der Erntearbeit auch ein bisschen mit anpacken?“, sondiere ich die Situation.

„Ach Mika! Das ist eine sehr gute Idee!“, strahlt Amelie vor Freude. „Wir können bei der Apfelernte jede helfende Hand gut gebrauchen und du kannst dann am Nachmittag mit den Äpfeln nach Vienne mitfahren“, fügt sie lächelnd hinzu.

„Ich brauche dann wohl ein paar Arbeitsklamotten“, fällt mir ein „Gibt es hier einen ClothBot?“

„Ja klar, der ist hier im Gästehaus untergebracht. Ich komme in einer halben Stunde wieder und stelle dich den anderen Leuten vor. Schau, im Gang rechts, dort ist auch ein Hinweisschild angebracht“, verabschiedet sich Amelie wieder.

Die Bestellung meiner Arbeitssachen ist schnell erledigt und einige Zeit später liegen eine Arbeitshose, Jacke und ein Paar Stiefel im Ausgabeschacht. Ich ziehe mich in meinem Zimmer um und suche draußen nach Amelie, die ich aber nicht entdecken kann. *›Vielleicht bei dem Trupp am Traktor? Amelie wird schon noch auftauchen …‹*.

„Bonjour, Mika“, begrüßt mich ein lauter kräftiger Bass, der aber von einem eher kleinen Mann zu kommen scheint.

„Allô, Monsieur“, erwidere ich seinen Gruß.

„Ach Mika, ihr habt euch schon einander vorgestellt?“, fragt Amelie, ein wenig belustigt, als sie neben mich tritt.

„Bonjour chers amis, puis-je vous présenter Mika? Il nous aidera pour la récolte!“, ruft sie der Gruppe der Umherstehenden zu.

›Aha, ich habe seltsamerweise tatsächlich verstanden, was Amelie da gesagt hat.‹ Die Gruppe von Frauen und Männern kommt freundlich auf mich zu. Sie schütteln mir die Hand oder klopfen mir liebevoll auf die Schultern und den Rücken.

„Hallo Mika, vielen Dank … so würde ich das jetzt übersetzen“, sagt Amelie mit einem Lächeln zu mir gewandt. „Auch von mir vielen Dank für dein hilfreiches Angebot. Das Mittagsessen ist bereits im Hänger verstaut, es wird für alle reichen.“

„Amelie, dass mache ich doch gerne. Ich genieße schließlich eure Gastfreundschaft und finde es ganz angebracht mich mit meiner Hilfe dafür zu bedanken. Bei der ganzen Gemeinschaft, versteht sich!“, sage ich zu Amelie und stiefle mit den Leuten langsam los.

Marennes - Vienne - Valence - Avignon

Mit der Draisine nach Vienne

›Das ständige sich Bücken nach den Äpfeln war anstrengend. Es ging ganz schön ins Kreuz. Aber die Essenspausen haben das wieder wettgemacht.‹ Ich sitze im Anhänger auf den Holzkisten, in denen die Ernte sorgfältig verpackt wurde. Der Traktor zieht uns zu einer Draisinen-Ladestation in Sérézin-du-Rhône. *›Ich werde wahrscheinlich mitfahren dürfen‹* freue ich mich. Es ist definitiv eine Gelegenheit meine Reise mit einem Gütertransport Richtung Avignon fortzusetzen. Der Anhänger wackelt bedrohlich bei jeder Bodenwelle. Die Apfelkisten sind zwar vertäut, aber für uns ist es angesagt wirklich vorsichtig zu sein. Der Kerl mit der Bass-Stimme, der sich mir als Guillaume vorgestellt hatte, lacht laut, denn er sieht, wie ich Mühe habe, mich bei dem Geholper in einer Kurve gut festzuhalten.

Die Fahrt soll noch eine Weile andauern. Ich versuche mich mit den Beinen so abzustützen, dass ich, trotz der Unbequemlichkeit, noch kurz nach Informationen über die Region suchen kann. Bin auch neugierig ob Ethan etwas über diese Gegend geschrieben hatte. Die Ergebnisse der Suche überraschen mich etwas. Ich hätte nicht gedacht, das bei der Fülle dieser Ernte, hier mal in der Vergangenheit Zeiten gab, in denen fast nichts mehr Essbares zu finden war.

08. September 2035

Wir wissen nicht wirklich, wie wir durch den anstehenden Winter kommen sollen. Nicht nur ich befürchte, dass einige von uns, die schwächer sind, den Winter nicht überleben werden. Alles, was wir angebaut hatten, ist verkümmert. Die Pflanzen brauchen Licht. Das

Wasser alleine, über das wir zum Glück noch ausreichend verfügen, reicht nicht … wir haben nur noch sehr spärliche Vorräte und die Chancen, dass wir irgendwo noch genug Konserven besorgen können, sind sehr gering bis nicht vorhanden.

Die heutige Besorgungsgruppe, die in Heidelberg auf Tour war, hatte ein Flugblatt mitgebracht auf dem steht, dass »der deutsche Staat« Hilfsgüter aus Afrika und Südamerika »besorgen« wird und dass die Menschen sich für die Verteilung im Rathaus anmelden sollen. Wer es glaubt wird selig … Sie schreiben auch, dass Vulkane in Island und Grönland ausgebrochen waren und die erwartete Dunkelheit sich stärker auf der Nordhalbkugel auswirken wird … ich denke allerdings nicht, dass es noch irgendeinen »Staat« gibt, der noch funktionsfähig genug wäre um irgendwie helfen zu können.

Es gab heute aber auch gute Nachrichten. Ein Mann aus dem Allgäu kam vorbei. Wie er sagte, hätte er uns absichtlich gesucht, da er auch andernorts von unserer Gemeinschaft gehört hatte. Er befindet sich auf »Vernetzungsreise«, sagte er und erzählte, dass er in den letzten vier Wochen, bereits acht andere Gemeinschaften besucht hatte, um ihnen, so wie uns auch, Informationen weiterzugeben. Er meinte – und das ist in der Tat sehr interessant und wichtig – dass es bereits eine relativ gute Kommunikation zwischen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum gibt und dass sie über Funk-Langwellen stattfindet. Er riet uns dringend, uns ein Funkgerät zu organisieren und gab uns auch die benötigten Frequenzen und Sendezeiten, die wir für die Kontaktaufnahme brauchen würden.

Ich musste sofort mit Noram reden. Warum ist uns, gerade ihm, mit seinem Satellitentelefon, das mit dem Funkgerät nicht schon in den Sinn gekommen? Es ist auch egal. Noram ist fast aus den Stiefeln gesprungen und fing schon an Pläne zu machen, wo und wie so ein Gerät zu finden wäre.

Der Mann aus dem Allgäu, Antim hieß er, hatte noch mehr Neuigkeiten, die jedoch nicht so gut für uns alle waren. Die durch die Vulkanausbrüche entstandene Instabilität der Erdkruste hat offensichtlich weitere Vulkanausbrüche weltweit provoziert, unter anderem auch in

der Antarktis. Dort ist der Mount Erebus ausgebrochen, was demnächst zu noch mehr Verdunklung und Abkühlung führen wird. Das bedeutet, dass diese dunklen Zeiten nicht so schnell vorbei sein werden …

Als ob das noch nicht genug gewesen wäre, hat er auch noch von vielen Toten erzählt, die überall zu finden sind und langsam zur Normalität gehören.

Desto wichtiger ist es, dass die Vernetzung der Gemeinschaften, die solidarisch miteinander kooperieren wollen, unbedingt fortgeführt werden wird. Dafür brauchen wir ein Funkgerät. Noram meint, dass die beste Adresse die Uni in Heidelberg ist, beziehungsweise sein müsste. Oder Stuttgart, aber das wäre viel zu weit weg.

Er sucht bereits unter den jüngeren Männern nach Begleitung. Ich würde gerne mit ihm gehen, aber ich fürchte, dass ich ihn eher verlangsamen würde … es wird auch sehr gefährlich. In Heidelberg gibt es bestimmt viele »Schätze«, die von vielen Anderen begehrt werden. Aber, was haben wir für eine andere Option?

Wie es wohl damals gewesen sein muss? Dunkelheit und alles mit Vulkanasche für Wochen und Monate bedeckt. Nichts Grünes mehr, keine Früchte, kein Brot … ein Wunder, dass Menschen überhaupt überleben konnten. Offensichtlich hatten ja sehr viele diese Zeiten damals nicht überlebt. Ich kann mir die Situation nicht mal im Ansatz vorstellen … die Lebensmittelsituation war schon vor dem Vulkanausbruch nicht leicht, wie Ethan beschreibt. Ich kann nur vermuten, dass vielleicht auch die Erfahrungen der Jahre davor manchen geholfen haben, sich leichter anzupassen. Wie auch immer ich das jetzt betrachte, ich kann mich kaum in die damalige Situation versetzen. *›Will ich das überhaupt?‹*

7. Mai 2032

Dass wir dieses Häuschen noch rechtzeitig mieten konnten, gleicht einem Wunder. Jetzt zeigt sich der Vorteil etwas am Rande der Stadt zu leben und auch einen kleinen Garten zur Verfügung zu haben.

Noram kann nicht mehr zur TU nach Darmstadt, da der Nahverkehr ausgefallen ist. Er war heute auf der Suche nach einem Geldauto-

maten, der noch funktioniert. Wir haben zwar noch genug Bargeld, aber die Situation ist derzeit so instabil, dass Vorsorge nicht schaden kann. Ich wundere mich sowieso, dass noch nicht alles zusammengebrochen ist, dass es noch Strom gibt und das Telefonnetz noch funktioniert. Hätten wir kein Internet wüssten wir von nichts. Und ich könnte nicht von zuhause aus arbeiten. Ich schätze mich als einer der Glücklichen, weil ich überhaupt noch einen Job habe.

Bei mir geht das Unternehmensnetzwerk noch, aber sehr instabil und es ist schwierig damit im Homeoffice zu arbeiten. Im Büro ist es aber auch nicht besser, wenn da mit dem Desksharing überhaupt noch ein freier Platz zu finden wäre …

Wofür ich mich, uns, auch Noram, auf die Schulter klopfen kann ist, dass wir das Geld niemals hatten »arbeiten lassen«, ansonsten wären wir auch von diesem Börsenzusammenbruch und der Finanzkrise betroffen. Was diese Leute mit ihren Cyberangriffen wirklich wollen und wer eigentlich dahintersteckt und vor allem warum, ist mir nicht wirklich klar, aber sie haben es geschafft, dass sehr viele arme Menschen jetzt nicht mehr an ihr Erspartes kommen können. Die Nachrichten im Internet sind voll davon, was man davon überhaupt noch glauben kann, … immerhin kann man mit Geld noch etwas kaufen.

Adina kam heute früher zurück, weil bei ihrer Arbeitsstelle die Türen geschlossen geblieben sind, obwohl sie in der öffentlichen Verwaltung arbeitet. Aber das Computernetz der Behörde ist noch blockiert und dadurch hat sie keinen Zugang zu den Akten. Die Vorteile der Digitalisierung, sag ich nur … Aber dafür hat sie gleich im Garten weitergemacht. Sie will Beete anlegen, sodass wir im Herbst einiges selbst ernten können. Ob sie das schafft, weiß ich nicht, ich kann ihr nur abends helfen.

Ich habe gelesen, dass es in einigen Gegenden kein Wasser mehr gibt und dass Menschen mittlerweile in den Supermärkten gegeneinander kämpfen, um an Wasser und Lebensmittel zu kommen. Bei uns ist das noch nicht so schlimm und wir haben noch Wasserreserven. Seitdem wir aus Burkina Faso zurück sind, haben Noram und

ich für Vorräte gesorgt. Lange werden sie aber nicht reichen. Auf dem Handy gab es eine Meldung von der Frankfurter Polizei – ein Appell zur Vernunft und Besonnenheit. Streifenwagen hatte ich allerdings in der letzten Zeit nicht mehr gesehen.

Gut, dass wir einen Garten haben!

Was macht das jetzt mit mir, der ich in einem Anhänger vollem frischen Obst sitze? Ich bin einfach nur froh, dass die Zeiten des Entbehrens vorbei sind. Ich schüttele mich kurz, um wieder hier anzukommen, und schaue mich wieder um. Wir fahren gerade an einigen Häuser vorbei, die hinter großen Holunderbüschen und Haselnusssträuchern versteckt sind. Nach vorne biegt die Straße leicht nach links und weiter hinten sind auch Eisenbahnschienen zu sehen. Alle um mich sprechen gleichzeitig und ziemlich laut, wahrscheinlich wegen der Fahrtgeräusche. Ich höre ihnen zu und versuche zu verstehen.

›Aha, das sollte nun Sérézin-du-Rhône sein …‹, entnehme ich den Unterhaltungen meiner Begleiter. Wir haben die Draisinen-Ladestation erreicht. Auf den Schienen wartet ein Gefährt mit prallgefüllten Säcken. Wir springen runter und alle packen fleißig mit an, die Apfelkisten auf dem Hänger der Draisine und einige Dutzend Säcke mit Kartoffel und Getreide an deren Stelle auf dem Traktoranhänger umzuladen.

›Mit so einem Gefährt bin ich noch nie gefahren‹, fällt mir auf und ich schaue mir die etwas sonderbare Konstruktion genauer an. Die Draisine besteht aus einem großen Rahmen, aufgesetzt auf zwei Achsen, mit insgesamt vier Rädern. Ein Großteil des Bodens, längs in der Mitte, ist belegt von einem großen quadratischen Kasten, in dem sehr wahrscheinlich die Akkumulatoren versteckt sind. Seitlich rechts und links sind je sechs Sitze mit Tretvorrichtungen wie Pedale zu erkennen, wie in einem Tretboot. Offensichtlich lässt sich durch fleißiges Treten dann auch noch Strecke machen, wenn die Akkus den Geist bereits aufgeben haben. Ich vermute, dass hier so etwas wie ein zwölfsitziges Elektrofahrrad zusammengebastelt wurde.

„Ein schönes Stück Technik!“, ertönt eine etwas metallene Stimme aus meinem Kommunikator.

Guillaume schaut mich nach wie vor geduldig und wegen des Übersetzers auch grinsend an. Ich vermute, dass er noch mehr sagen würde, aber auch so, dass ich

ihm auch folgen kann.

„Ja, in der Tat“, entgegne ich und schaue mir weiterhin die Konstruktion an. „Ich habe so was in der Art noch nicht gesehen“, sage ich kurze Zeit später. „Wir haben zuhause auch Elektrodraisinen, aber ohne Tretvorrichtungen. Dafür sind sie allerdings auch viel kleiner und können auch diese großen Lasten nicht transportieren, so wie dieses hier. Wir verwenden sie eher für kurze schnelle Verbindungen entlang der Bahntrasse, die unsere Gemeinden verbindet. So eine Art öffentliches Transportnetz, das in Eigenregie funktioniert. Wir haben alle zehn Kilometer eine Ladestation, falls die Akkus unterwegs leer werden sollten. Die Draisinen können nur maximal vier Personen und leichtes Gepäck mitnehmen und starten nicht, falls die Akkus nicht mindestens für zwanzig Kilometer ausreichen würden. Aber so was, also diese Tretvorrichtung ist gar keine schlechte Idee, und die ist nicht mal neu. Ich weiß jetzt, auf Anhieb, auch nicht zu sagen, warum unsere sowas nicht haben …“

Guillaume hört sich die Übersetzung meines Wortschwalls an und dreht sich dabei entspannt eine Zigarette. Ich wundere mich, dass ich immer wieder Menschen treffe, die Tabak rauchen, obwohl allen klar sein sollte, dass das sehr gefährlich ist. Hinter uns werden die letzten Kisten mit Äpfeln auf den Draisinen-Anhänger geladen, als Guillaume zu sprechen anfängt. *›Französisch ist eine sehr melodiöse Sprache‹,* denke ich, während ich seiner Stimme zuhöre. Ich kann schon einige Worte verstehen, aber den Zusammenhang nicht. Er ist fertig und danach fängt die Stimme aus meinem Kommunikator an. Ich muss zugeben, dass sie im Vergleich zu Guillaume sehr flach und monoton klingt.

„Ja, wir haben uns gedacht, dass es besser sei, von fremdem Strom unabhängig zu sein. Wir haben hier in der Region zwar viele Windmühlen und einige Wasserkraftwerke, aber während der Erntezeit wird zum Teil so viel transportiert, dass es passieren kann, dass die Akkus mal nicht bis zur nächsten Ladestation durchhalten. Wir können uns aber nicht leisten, mit dem Transport mitten auf dem Weg stehenzubleiben, da auch andere an uns vorbei wollen. Mit der Tretvorrichtung geht es langsam, aber trotzdem voran. Mittlerweile haben wir uns so daran gewöhnt, dass wir auch mit vollen Akkus mit treten. Ich muss schon sagen, in den letzten Jahren mussten wir fast niemals nur durch Treten vorankommen, da die Akkus natürlich länger durchhalten.“

Guillaume verbreitet Rauchschwaden um sich herum und ich ziehe mich zur Seite,

um nicht eingenebelt zu werden. Er merkt es und dreht sich auch lächelnd zur Seite.

„Ich vermute, dass ihr sehr stolz darauf seid!“, werfe ich ein und gehe um die Draisinen-Konstruktion herum, nach einem Stromanschluss suchend.

„Es ist vorne“, sagt Guillaume, ohne sich zu bewegen. „Der blau gestrichene Kasten rechts unten. Wir haben ihn abgedeckt, um ihn vor dem Eindringen von Feuchtigkeit zu schützen, falls es regnet. So oft wird er auch nicht benutzt, wie ich bereits sagte“, ergänzt er beiläufig und fügt dann in einem gewollt neutralen Ton hinzu: „Wir sind hier, in Frankreich, gewohnt in die Pedalen zu treten, wenn du weißt, was ich meine …“

Ich schaue ihn verdutzt an. Er schaut entsetzt zurück und meint.

„Es kann doch nicht sein, dass du von der Tour de France noch nichts gehört hast, oder? Die Franzosen sind eine Nation von Fahrradfahrern“, posaunt er aus voller Brust und schlägt mir freundlich und gönnerisch auf die Schulter. „Du fährst doch auch Fahrrad, oder? Das macht doch jeder. Aber wirklich gut …“, sagt er und bückt sich zu mir, als ob er mich ins größte Geheimnis der Welt einweihen möchte, „… Wirklich gut können das nur die Franzosen, mon ami!“

Ich überlege gerade, ob ich etwas dazu sagen sollte und entscheide mich dafür es zu lassen. Klar wusste ich von der Tour de France. Diese war eine der sportlichen Veranstaltungen, die nach der Zeit der Transformation, lange vor meiner Geburt, zum Zusammenhalt in vielen Regionen Europas geholfen hat. Man hatte so gut wie nichts mehr und das Fahrrad war zum Teil das einzige Vehikel mit dem eine größere Entfernung überwunden werden konnte. Aber, dass die Franzosen die einzigen und die besten gewesen wären, das ist mir so nicht in Erinnerung geblieben.

Ich studiere gerade den blauen Kasten mit der Steckvorrichtung zum Aufladen der Akkus. Eine einfache, solide Konstruktion, die offensichtlich seit langer Zeit nicht mehr verwendet wurde.

„Respekt“, sage ich und schaue Guillaume in die Augen. Er nickt lächelnd und zerdrückt den Zigarettenstummel auf dem Boden, um ihn dann vorsichtig in einer kleinen Holzschachtel zu verstauen. Er bemerkt meinen Blick und erklärt:

„Es ist kein Müll, sondern biologische Masse, die später sorgsam kompostiert wird …“

Ich lächele ihm zustimmend zu und suche meine Sachen zusammen. Alle Apfelkisten sind verladen und die meisten Leute sitzen bereits auf der Draisine und warten

darauf, dass es Richtung Vienne endlich losgeht. Ich stelle meinen Rucksack in einen kleinen Gepäckkorb am hinteren Ende der Draisine und setze mich auch auf einen der Pedalsitze. Mit mir sind wir genau zwölf Leute, alles Männer, die mit der Draisine fahren werden. Nicht alle sind aus Marennes. Vier oder fünf sind mit der Draisine aus Vienne mitgekommen und, außer mir, sind es noch zwei Männer, die an der Verladestation auf uns warteten und jetzt mitfahren werden. Guillaume sitzt rechts neben mir und lächelt nach wie vor. Ich habe keine Ahnung warum. Ich fühle mich jetzt schon ziemlich müde, nach der Arbeit heute Morgen und, um ehrlich zu sein, freue mich nicht besonders darauf die zwanzig Kilometer bis Vienne in die Pedale treten zu müssen. Aber es muss auch für mich weiter gehen und diese ist die nächste Möglichkeit mich in Richtung Avignon zu bewegen.

„Allez, allez!“, ruft einer der Männer hinter mir und ich spüre wie die Draisine sich langsam in Bewegung setzt. Keiner von uns bewegt sich jedoch. Niemand tritt in die Pedalen. Ich schaue Guillaume fragend an?

„Du hast Glück“, sagt er weiterhin grinsend.

›Langsam geht mir sein Grinsen auf den Keks‹, denke ich etwas irritiert. *›Es ist, als ob er stets etwas zu Verbergen hätte …‹* Guillaume mustert mich unentwegt und folgert in seinem süffisanten Ton:

„Du erwartest, dass wir uns gleich anstrengen müssen, nicht wahr? Aber, wegen der zwei Tonnen Äpfel und weil Vienne flussabwärts liegt, können wir erst mal bergab rollen und brauchen nicht mal den Motor anzulassen. Wir haben es nicht eilig und so sparen wir sowohl unsere Kräfte, als auch die Akkus“, erklärt er, während die Draisine langsam aber sicher an Fahrt aufnimmt. „Nachher, wenn wir diese Baumgruppe dort vorne erreichen, wird das erste Mal gestrampelt“, klärt er mich weiter auf und zeigt mit gestrecktem Arm zum Horizont.

Ich folge mit dem Blick dem Verlauf der Bahngleise und kann erkennen, was er meint. Es scheint, dass die Strecke tatsächlich erstmal etwas abschüssig verläuft, zwischen Getreidefeldern auf der linken Seite und der Rhône auf der rechten. Wir haben fast Mittag und ich muss die Augen vor der Sonne schützen, um etwas in der Ferne erkennen zu können. Die Temperatur ist jedoch angenehm und der Fahrtwind macht sich auch bemerkbar.

„Wie lange brauchen wir bis wir in Vienne ankommen?“, frage ich und hole meinen Kommunikator raus. Ich erinnere mich, dass der Bus, den ich für die Weiterreise

gebucht habe, irgendwann am frühen Nachmittag seine Abfahrt angegeben hatte.

„Denkst du an den Bus?“, scheint Guillaume meinem Gedanken zu erraten. „Mach dir deswegen keine Sorgen. Der wartet bis wir da sind. Einige unserer Kisten fahren auch mit“, informiert er mich entspannt.

„Ach so, das ist gut. Hätte ich mir eigentlich denken können“, entgegne ich. „Fährt von euch auch noch jemand mit in Richtung Avignon?“

„Nein, diesmal nicht. Aber wir holen meine Nichte dort ab. Sie kommt gerade mit dem Bus aus dem Süden“, antwortet der Mann vor mir, der anscheinend unser Gespräch mitverfolgt hat. „Übrigens …“, meint er, „der Bus fährt nicht bis Avignon, sondern nur bis Valence. Wenn du weiter nach Avignon willst, dann musst du dort etwas anderes finden, das dich weiterbringt.“

„Ja, das weiß ich“, antworte ich und schaue auf den Reiseplan im Kommunikator. „In Valence werde ich übernachten und dann am nächsten Morgen früh mit einem Güterzug aus Paris, der über Saint-Étienne kommt, weiterfahren.“

„Aha“, meint der Mann, der vor Guillaume sitzt, „das ist ein guter Plan. Ich meine, wenn der Zug tatsächlich rechtzeitig in Valence ankommt. Manchmal gibt es auf der Strecke Probleme und er kommt nur sehr langsam voran“, fügt er hinzu.

„Probleme? Was für welche?“

„Na ja, das ist einer der Züge, der die längste zusammenhängende Strecke fährt. In der Region Grenoble gibt es immer noch sehr viele Leute, die Nahrungsmittel aus dem Süden brauchen. Deswegen gibt es diesen Zug überhaupt, um den Austausch zwischen Norden und Süden zu ermöglichen. Nur die Strecke besteht aus vielen einzelnen kleinen Abschnitten, die zum Teil, in der Vergangenheit stark beschädigt wurden und bis heute nicht überall durchgehend instand gesetzt werden konnten. Diese Fahrt ist, wie mein Cousin erzählt, der regelmäßig als Lokführer mitfährt, immer ein Abenteuer. Aber irgendwie schaffen die es immer wieder, doch anzukommen. Nur auf die Zeit kann man sich nicht wirklich verlassen …“, stellt er am Ende seiner Ausführung fest.

„Der Kommunikator müsste aber diese Verspätungen doch anzeigen, oder?“, frage ich etwas beunruhigt. „Ich mach mir Sorgen, denn ich muss eigentlich nach Saintes-Maries-de-la-Mer, um dort ein Schiff nach Afrika zu erreichen. Viel Zeit zum Warten habe ich nicht eingeplant. Das Schiff wird bereits in drei Tagen ablegen.“

„Ja, prinzipiell schon“, wirft mal wieder Guillaume ein. „Prinzipiell meint hier, dass

jemand diese Meldungen ins System einspeisen muss und, wenn gerade auf dem Streckenabschnitt das Kommunikationsrelais ausgefallen ist …“, fängt er an ein düsteres Bild zu skizzieren.

„Guillaume, hör mal auf, den Jungen die ganze Zeit aufzuziehen!“, sagt der Mann, der vor mir sitzt und dreht sich mit einem ziemlich ernsten Gesicht zu Guillaume und dann zu mir. „Junger Mann, ich bin Etienne übrigens, wie war dein Name noch mal?“

„Mika …“, sage ich etwas überrascht.

„Mika, sehr schön. Mika, pass mal auf, Guillaume ist ein echter Witzbold, der sich immer als Alleswisser aufspielen muss, vor allem vor noch Jüngeren und vor Menschen, die ihn noch nicht so gut kennen. Bitte nicht so ernst nehmen.“

Er lächelt mich an und tut so, als würde er Guillaume eine mit dem Handrücken verpassen wollte. Guillaume schaut nicht mal hin und dreht sich ohne Worte eine weitere Zigarette. Nur in seinem Mundwinkel zuckt der Anfang eines verborgenen Lächelns.

„Mika, mein lieber Junge“, erklärt Etienne weiter, „klar steht es im Kommunikator, falls der Zug Verspätung haben sollten. Die Probleme, von denen dieser Witzbold meint erzählen zu müssen, sind schon seit geraumer Zeit gelöst worden. Ich meine sogar, dass das bereits vor deiner Geburt alles besser und sicherer gelaufen ist. Klar kann es auf der Strecke, wie auf jeder anderen Strecke auch, Probleme geben. Aber die Vernetzung zwischen den Gemeinden ist heute so gut geworden, dass das gemeinsame Schienennetz in jedem Abschnitt sehr pflichtbewusst instand gehalten wird. Wie wahrscheinlich auch bei euch zuhause, oder? Ich gehe davon aus, dass du morgen pünktlich in den Zug einsteigen kannst, ok?“, beendet er und schlägt mir freundlich mit der Hand aufs Knie. „OK?“, wiederholt er noch mal lauter, als er sieht, dass ich mich noch nicht anschickte zu antworten.

„Ja, ja, klar, alles in Ordnung“, stammele ich und falle fast vom Sitz, als sich im gleichen Moment die Pedale zu drehen beginnen.

„Jetzt geht es los! Treten, junger Mann!“, höre ich Guillaume neben mir rufen.

Ich passe meine Bewegungen an die der anderen an und bald treten wir unisono in die Pedale. Ich spüre keinen hohen Druck unter meinen Füßen, den ich jetzt, leicht bergauf fahrend, überwältigen müsste. Die Draisine bewegt sich einfach gleichmäßig weiter.

„Wir haben einen sehr guten Übersetzungsfaktor“, höre ich Guillaumes Stimme

wieder, aber diesmal überrascht es mich nicht, dass er ist es, der sich erneut zu Wort meldet.

›Der Tag hat schon mal gut angefangen, ist bisher gut verlaufen und scheint sich auch weiterhin gut zu entwickeln‹, denke ich und trete weiter kräftig mit. Die Draisine macht beim Fahren nur das monotone Abrollgeräusch der Räder. Links und rechts, in den am Rande der Gleise vorbeiziehenden Bäumen, höre ich Vogelgezwitscher. Ab und an sehe ich die Rhône und auf dem Wasser einige kleine Segelboote und solarbetriebene Kähne, die gleichsam geräuschlos durch die langsame Strömung gleiten.

Hinter der Ortschaft Ternay verlangsamt Etienne die Fahrt und schaut zu mir rüber.

„Mika, die Weiche dort vorne muss händisch umgestellt werden, damit wir unsere Fahrt in die richtige Richtung fortsetzen können. Siehst du den blau-weiß markierten Handhebel rechts vor uns?“

„Ja, den sehe ich“, antworte ich.

„Dann spring raus und stelle den Hebel einfach um! Wir warten auch, bis du wieder an Bord bist“, ruft Guillaume.

Neben der Gleisanlage verläuft ein schmaler Arbeitssteg, der bis zu der Weichenanlage führt. Die Draisine rollt noch, also springe ich auf den Steg und laufe ein paar Schritte um das Gleichgewicht zu halten. Der Handhebel für die Weiche lässt sich ohne großen Kraftaufwand betätigen und ich sehe, wie sich die Gleiszunge nun an den Strang, der uns nach Süden führt, anschmiegt. Die Draisine ist nun auf meiner Höhe fast zum Stillstand gekommen. Mit einem großen Schritt lande ich wieder auf ihr.

„Dans les pédales!“, rufen Etienne und Guillaume wie im Chor.

Ich sitze noch nicht richtig und das Pedal unter meinem Sitz schwingt schon los. *›Die zwei Sekunden hätten sie nun auch noch warten können‹,* fluche ich. Ich beobachte die Pendelbewegung meines Pedals, bevor ich meine Füße daraufstelle und im Takt der Anderen mit treten kann.

Ich merke langsam eine Unruhe im Magen. Es ist schon lange her, seit dem ich etwas gegessen habe.

„Etienne, wo haben wir den Proviant verstaut? Ich habe etwas Hunger.“ frage ich.

„Bitte, gedulde dich noch einen Moment, Mika. In Chasse-sur-Rhône gibt es einen

Gasthof, direkt an der Strecke. Dort machen wir eine Pause und es gibt frisch gebrühten Kaffee und Tee“, antwortet er.

„Die Essensvorräte sind in der Kiste im Gepäckkorb, wenn du es nicht abwarten willst“, meint Guillaume, der das Grinsen einfach nicht aus seinem Gesicht bekommt.

Ich entscheide mich noch bis zum geplanten Stopp am Gasthof zu warten. Ich schließe meine Augen und genieße die Fahrt.

Mit dem Bus nach Valence

Das Umpacken der Waren in Vienne ist schnell erledigt. Ich glaube, dass die, die noch heute zurückfahren wollen, besonders hart anpacken.

„Das ist übrigens Gabriella, meine Nichte“, präsentiert Etienne voller Stolz ein junges Mädchen, höchstens zehn Jahre alt.

„Bonjour Gabriella“, begrüße ich sie. „Je m’appelle Mika“

„Allô Mika“, antwortet sie etwas verlegen.

„Wir müssen langsam los, Mika!“, meint Guillaume und packt Gabriellas Tasche in den Gepäckkorb. „Ich wünsche dir gutes Weiterkommen.“

„Danke! Kann ich gebrauchen. Für euch hoffe ich, dass das Wetter hält. Es sieht nach Regen aus“, antworte ich und zeige zum Himmel, der sich mit schweren dunklen Wolken zuzieht.

„Ach, das ist nicht so dramatisch. Wir werden ein Seitenverdeck auf der Draisine montieren, dass uns vor dem Regen schützen wird. Die Solaranlage auf dem Dach ist ja wasserdicht ausgeführt“, meint Etienne. „Gute Fahrt und vielleicht sieht man sich wieder.“

„Au revoir“, verabschiede ich mich und suche die InterMod-Station, wo ich den Bus nach Valence finden will.

Unweit der Bahnstation sehe ich einige Bussteige und ein Bus ist auch bereits eingefahren. Einige Leute verstauen Kisten, Säcke und Taschen im Bauch des Busses. *›Dann wird es gleich losgehen …‹,* vermute ich. Ich steige einfach ein und suche mir einen Sitzplatz am Fenster. Ich weiß nicht, wie lange es bis zur Abfahrt noch dauern wird. *›Ich sollte mich wohl mal bei Ajola melden. Die hatte sich doch neulich bemerkbar gemacht‹* fällt mir ein, als der summende Kommunikator einen ankommenden Anruf meldet.

„Hallo Mika! Wo steckst du denn eigentlich?“, schnauzt mich die Stimme von Lares an.

„Hallo Brüderchen! Alles klar bei dir?“, freue ich mich.

„Nun erzähl schon. Wie weit bist du bisher gekommen?“, fragt er ungeduldig.

„Ich bin gerade in Vienne an dem Fluss Rhône angekommen. Das war gerade eine recht abenteuerliche Fahrt mit einer selbstgebauten Solar-Elektro-Last-Draisine. Mit Pedalen, die von bis zu einem Dutzend Leuten am Vorankommen durch kräftiges Treten beteiligt werden können. So was hast du noch nicht gesehen! Und zwei Tonnen Last im Anhänger!“, berichte ich stolz.

„Ja das hört sich abenteuerlich an! Aber du bindest mir auch keinen Bären auf?“, fragt Lares mit verunsichertem Unterton.

„Nein Lares, ich schicke dir ein Bild, das ich vorhin gemacht hatte. Die Franzosen scheinen mit dem Wenigen, was sie in die Finger bekommen, sehr geschickt umzugehen. Dieses Pedalsystem, dass parallel zum Akku eingesetzt werden kann, hat es in sich. Allen voran, wenn bereits in die Pedale getreten wird und du dich in den Rhythmus einfinden musst“, erkläre ich und schicke ihm das Bild, das ich bei der Pause im Gasthof gemacht hatte.

„Ok! Sieht tatsächlich sehr speziell aus. Die Pedale unter den Sitzen sehen ja aus, als wären sie aus einem Tretboot ausgebaut worden“, erkennt Lares und lacht laut.

„Ja, genau so kam mir das auch vor“, lache ich mit. „Aber es funktioniert prima!“

„Ich beneide dich etwas um deine Reise! So viele neue Eindrücke und Erfahrungen zu machen, das hat was!“

„Klar. Und das Beste ist, wenn du willst, dann kannst du es auch selbst erleben“, meine ich bedeutungsvoll bei dem Gedanken, dass Lares vielleicht auch bald unterwegs sein könnte. „Bitte grüße alle von mir und erzähle ihnen, dass es mir gut geht und ich bisher planmäßig vorankomme“, verabschiede ich mich etwas hastig von ihm.

„Mach ich, Mika, halte die Ohren steif!“, ertönt Lares Stimme, während mein Kommunikator meldet, dass er mal wieder eine Ladung braucht.

Hier im Bus sind an jeder Vierersitzgruppe zwei Ladestationen. Ich krame das Kabel aus meinem Rucksack und stöpsle es ein. Ich fühle mich ziemlich müde, aber auch noch etwas aufgeregt. Ich frage mich, ob Ethan in seinen Notizen etwas über die Energieversorgung in dieser Region geschrieben hat. Aus dem Geschichtsunterricht

weiß ich schon, dass ganz Europa mit Elektrizität sehr gut versorgt war. Ich suche mal nach »elektrische Energie« und verwandten Begriffe. Zwei Einträge werden aufgelistet.

21. August 2032

Jetzt haben sie es wirklich geschafft uns allen an den Kragen zu gehen! Seit gestern gibt es auch bei uns keinen Strom mehr. Anscheinend nirgendwo in Europa. Das Netz ist komplett zusammengebrochen. Wir hatten noch Glück, sozusagen, dass wir in einer Bankenstadt leben, dass wir noch solange Strom vom Netz hatten.

So gut, dass Noram diese PV-Anlage doch besorgen und vor allem rechtzeitig in Betrieb nehmen konnte. Ansonsten hätten wir überhaupt kein Strom mehr. So können wir zumindest den kleinen Kühlschrank für einigen Stunden auf niedrigerer Temperatur halten und abends noch etwas Licht haben. Jetzt gerade brauchen wir nicht so viel Licht, da Sommerzeit. Aber der Winter kommt noch.

Interessant, dass vor der Abschaltung des Telefonnetzes doch eine Meldung an die Bevölkerung kam, dass »Terroristen« mehrere wichtige Umspannstationen angegriffen hätten und in der Folge das internationale Energienetz so destabilisiert wurde, dass es in weiten Teilen außer Betrieb genommen werden musste.

Es stellte sich jedoch relativ kurz danach heraus, dass, in den aus Personalmangel und nicht ausreichend überwachten Anlagen, menschliches Versagen eine Kettenreaktion verursacht hatte. Unglücklicherweise sind viele der Anlagen, insbesondere die Trafos, durch die Kettenüberlastung so beschädigt, dass der Betrieb für Monate ausgesetzt werden muss. Die Effekte gleichen zwar einem EM-Bombenanschlag, oder einer heftigen Sonneneruption, aber in Wirklichkeit hatte nur der Mensch seine Hand im Spiel.

Anscheinend kann in Europa niemand mehr Strom aus dem internationalen Netz beziehen. Es funktioniert nichts mehr, was auf Strom angewiesen ist: Wasserversorgung, Krankenhausgeräte, ÖPNV, Server oder Cloud-Systeme … dadurch bin ich praktisch arbeitslos.

Wir müssen jetzt sehen, wie wir miteinander kommunizieren, da die Telefone nicht mehr funktionieren. Gerade war ich auf der Straße und alle sind in Panik. Ein Streifenwagen mit einem Megafon hat angekündigt, dass die Regierung das Katastrophenrecht ausgerufen hat und dass die Bürger angewiesen sind, sich solidarisch zu verhalten. Ich vermute, daraus wird nichts. Ich musste Noram zurückhalten, als er sich in der Stadt umschauen wollte, da es bereits abends ist und die Straßen nicht mehr beleuchtet sind. In Richtung des nächsten Supermarktes sehe ich viel zu viel Licht, als ob es brennen würde und ich höre Schreie.

Adina hat Angst bekommen. Noram gibt sich brav, ist aber sehr angespannt.

Gut ist allerdings, zum Glück, dass unser Häuschen so klein und etwas weg von der Straße ist. Davor sind noch Büsche und unser Garten ist hinterm Haus. Dass ich jetzt so etwas schreibe, macht mir selbst Angst …

Ich muss Papa zu uns holen. Adina meint auch, dass in der aktuellen Situation Arthur bessere Chancen hat, wenn er nicht weiterhin alleine lebt. Sie hat recht.

19. März 2038

Es gab heute endlich eine indirekte Nachricht von Zanga und Jitu. Offensichtlich ist dort die Information angekommen, dass Gemeinschaften über Langwellenfunk weltweit kommunizieren. Zanga war wohl kurz bei einem der Funktreffen dabei und hatte eine Nachricht für uns am »Schwarzen Brett« hinterlassen. Es geht ihnen allen gut, aber es fällt nicht leicht zu kommunizieren, da es in Koti noch kein Funkgerät gibt und der Weg bis zum nächsten sehr lang sei. Zanga und Jitu versuchen auch die Dorfgemeinschaften in Burkina Faso dafür zu gewinnen, sich in lokalen und überregionalen Netzwerken zu organisieren. Die »gute« Seite der Armut ist, dass dort das Zusammenbrechen des internationalen Finanz- und Wirtschaftssystem nicht als so schlimm empfunden wird. Die Menschen dort waren ja schon immer auf Subsistenz angewiesen. Das macht es ihnen natür-

lich im Umgang mit der neuen Situation wesentlich leichter, als uns in der sogenannten »zivilisierten« Welt.

Zanga hatte auch gemeldet, dass Jitu bald wieder nach Europa kommen will und hofft hier ein Funkgerät für die Gemeinschaft in Koti besorgen zu können. Noram hat das Organisieren des Funkgerätes für Jitu in seine Liste eingetragen. Aufgrund der bisherigen Erfahrungen und der neu entstandenen Kontakte ist es sehr wahrscheinlich, dass dies relativ zügig möglich sein wird.

Ich werde mich ab morgen bei Norams anstehender »Vernetzungsreise« anschließen. Wir werden dann gemeinsam im EU-Gebiet unterwegs sein und versuchen die neu entstandenen Gemeinschaften bei der Vernetzung mit Langwellen-Funk zu unterstützen. Die Funktreffen haben es vielen Gemeinschaften endlich wieder ermöglicht zu kommunizieren und sich miteinander auszutauschen. Es gibt jedoch auch neue Gemeinschaften, die noch kein Funkgerät haben und auch Hilfe bei der Einrichtung brauchen.

Noram macht sich inzwischen Gedanken, wie das Internet wiederbelebt werden könnte. Damit ist er nicht alleine. Es gibt auch viele Andere, mit denen er über Funk in Verbindung ist und die noch mehr Wissen haben als er. Bis dahin ist es aber noch ein langer Weg, bisher fehlen noch Lösungen für eine stabile und dezentrale Stromversorgung zum Betrieb notwendiger lokaler Server.

Der Erfahrungsaustausch lebt hauptsächlich durch die Besuche, die sich die Gemeinschaften mittlerweile regelmäßig gegenseitig abstatten. Noram ist schon seit einer Weile so ein »Reisender« geworden.

Der Winter ist dieses Jahr besonders mild und die Vegetation regeneriert sich rasant. Die Besorgungsgruppen, die sich in die Großstädte wagen, erzählen, dass die Pionierpflanzen bereits die verlassenen Innenstädte besiedeln und mittlerweile die leerstehenden Gemäuer und Fassaden überwuchern. Einige von kräftigem Wuchs durchstoßen sogar die Asphalt- und Betondecken der Straßen und gedeihen dort in saftigem Grün.

Der Anbau von Gemüse geht gut voran. Viele Gemeinschaften mel-

den große Hoffnung auf eine erste gute Ernte für diesen Sommer.

In den meisten Gemeinschaften, mit den wir in Kontakt sind, funktioniert die Selbstorganisation zusehends besser. Die überwiegende Mehrheit der Menschen empfindet die Lebensweise in den lokalen subsistenzwirtschaftlich geführten Gemeinschaften vertrauenswürdiger, als die alten politischen und gewalttätigen Strukturen zuvor. In den Funktreffen wird immer wieder klar, dass es zumindest im europäischen Gebiet kaum noch Bestrebungen gibt, die alten Politik- und Staatsformen wiederzubeleben. Kaum jemand schenkt denen noch Gehör, die diese Rückkehr anachronistisch fordern.

Es bewahrheitet sich das, was ich meine innerlich schon immer gewusst zu haben: Mittlerweile funktioniert die Kooperation auf lokaler und regionaler Ebene ganz gut, auch ohne Geld als Austauschbasis. Es werden nur Lebensmittel und Gerätschaften getauscht, die für den Fortbestand unerlässlich sind. Viele der alten Gerätschaften werden repariert, gemeinsam verwendet und wenn notwendig einfach für eine gewisse Zeit einer andern Gemeinschaft überlassen und dann wieder zurückgegeben.

Es gibt momentan, soweit im Funktreff berichtet, nur sehr wenige bis keine Neugeborenen in den Gemeinschaften. Die überlebenden Menschen, die meist unter 40 Jahre alt sind, halten sich instinktiv mit dem Kinderkriegen zurück. Die Älteren und viele Kinder hatten die zurückliegend schwierigen Zeiten durch Kriege und Hungersnöte nicht überlebt.

Bei uns, in Walzbachtal, sind alle soweit gesund. Wir könnten alle noch etwas mehr Fleisch an den Knochen haben, aber ich würde sagen, dass wir diesbezüglich über den Berg sind.

Ich, mit meinen fünfzig Jahren auf dem Buckel, bin einer der Ältesten weit und breit. Das ich überlebt habe, ist nur Adina zu verdanken. Ohne ihre fürsorgliche Pflege und Zuspruch wäre ich wahrscheinlich längst hopsgegangen. Ich bin ihr wirklich dankbar.

›Sind nicht wirklich schlüssig, die Ergebnisse der Suche …‹, murmle ich vor mich hin. Nicht, dass meine Suchangaben sehr präzise wären, aber ich habe mir etwas mehr

erhofft. Ich merke aber auch, dass es mir zunehmend schwerfällt mich zu konzentrieren. Es liegt nicht nur an den etwas befremdlich wirkenden Notizen Ethans. *›Zeit ein Nickerchen zu machen …‹* Ich lehne mich langsam zurück und suche mir eine etwas bequemere Stellung. Mir fallen auch gleich die Augen zu.

◊ ◊ ◊

›Wo bin ich? Ach, im Bus!‹, wird mir rasch klar. Ich suche die Fahrtenanzeige und stelle fest, dass ich in Kürze in Valence ankommen werde. Draußen wird es langsam dunkel.

Der Kommunikator zeigt an, dass der Akku wieder voll aufgeladen ist. Ich rufe meine Reisedaten auf, um die nächsten Schritte in Valence zu planen. Nach Avignon geht es mit dem Zug weiter. *›Okay? Um fünf in der Früh fährt der Zug also ab.‹* Die Nacht werde ich in einem Gästehaus in Valence verbringen. Das Gästehaus ist unmittelbar an der InterMod Station und ich komme diesmal ohne Anmeldung oder Abholung hinein. Ich brauche nur den angezeigten Buchungscode.

Der Bussteig in Valence ist menschenleer. Die InterMod Station befindet sich auf einem alten Platz, der von einigen mächtigen Linden umsäumt ist. In der Mitte, beleuchtet von einer einzigen Straßenlaterne, steht ein Brunnen, der aus dem Krug einer Mädchenfigur klares Wasser fließen lässt. Ich habe Hunger, aber mir ist nicht klar, wo ich hin soll. Ich drehe mich und bitte die Busfahrerin um Hilfe:

„Excusez-moi, où puis-je trouver quelque chose à manger par ici?“, fragt mein Übersetzter, dem ich meinen Wunsch nach etwas Essbarem mitgeteilt habe.

„Keine Ahnung“, sagt die Frau gelangweilt.

Sie ist etwas älter als ich, aber noch nicht so alt, dass ich sie nicht direkt duzen würde. Sie schaut mich neugierig an, noch aus dem Fahrersitz und fährt mit einem Lächeln fort:

„Aber es gibt hier eine Automatenstation, die Gerichte der Region und aus aller Welt anbietet. Dort versorge ich mich auch manchmal selbst. Wenn du willst, kannst du mich begleiten“, sagt sie freundlich.

„Merci beaucoup“, antworte ich ohne den Übersetzter zu bemühen. „Ja, ich würde gerne mitkommen“, tönt es danach aus meinem Kommunikator.

„In Ordnung“, meint sie. „Ich werde noch den Bus wegbringen, warte hier, ich bin gleich wieder zurück“, fügt sie noch hinzu.

Sie schließt die Türen und stellt den Bus auf einem der markierten Busparkplätze ab. Ich schaue mich weiter um. Die Luft ist frisch und geladen mit Aromen die mir bisher unbekannt sind. *›Die frische Luft der Provence?‹,* denke ich schmunzelnd, als meine Nase den Duft von etwas Abgestandenem riecht.

„Ich bin Louise“, sagt die Frau, die mittlerweile wieder neben mir steht.

Sie zeigt mit dem ausgestreckten Arm in Richtung eines alten Gebäudekomplexes, der früher wohl zur Innenstadt gehörte.

„Da müssen wir hin“, sagt sie und läuft los, ohne auf mich zu warten.

„Je suis Mika“, stelle ich mich hinter ihrem Rücken vor und eile hinterher.

Der Platz und der Gebäudekomplex, zu dem wir uns bewegen, scheint außer uns keine anderen Lebewesen zu beherbergen. Nur in wenigen Fenstern im Erdgeschoss ist mal ein Licht zu sehen. Der Rest, insbesondere die oberen Stockwerke, scheinen unbewohnt zu sein. Sie geht mit flottem Schritt auf einen Eingang zu. Eine alte Leuchtschrift, die nicht mehr betrieben wird, zeigt den Namen »Hôtel de Lyon«. Louise geht auf eine der Drehtüren der alten Hotellobby zu und steuert zielstrebig eine Automatenstation im vorderen Bereich an.

Ich kämpfe etwas mit der Drehtür, die nicht so funktioniert, wie ich es mir vorstelle, und bin dann endlich auch drin. Die automatische Essensausgabe ist nicht groß. Trotzdem bin ich über die Vielzahl der Gerichte, die hier angeboten werden, erstaunt. Louise hat bereits einen Teller mit dampfendem Essen in der Hand und schaut mir amüsiert zu, weil ich immer noch unentschlossen die Liste der angebotenen Speisen studiere.

„Mika? Bei der Entscheidung was du essen magst, kann ich dir zwar nicht helfen“, sagt sie und lächelt. „… Aber lass dir Zeit bei der Auswahl. Dort durch diese Tür ist der Speiseraum, ich bin dann schon mal drüben.“

Sie deutet auf eine Glastür vor einem beleuchteten Raum und verschwindet mit ihrem Tablett in die Richtung. Ich wähle eine afrikanische Speise aus, von der ich nicht genau was es ist, da sie in einer mir unbekannten Sprache beschrieben ist, und folge ihr in den Speiseraum. Louise sitzt an einem der Tische am Fenster.

„Setz dich!“, fordert sie mich auf.

Ich schaue sie diesmal selbst lächelnd an und frage beiläufig:

„Sprichst du immer in diesem Befehlston mit Leuten, die du gerade kennengelernt

hast?“

Sie schaut von ihrem Teller hoch und ich merke wie ihre Wangen rot werden.

„Oh, excuse moi“, sagt sie sichtlich verunsichert, „das war nicht so gemeint! Ich lebe in einer Großfamilie und ich bin die Älteste von sechs Geschwistern, weißt du. Ich habe vier kleinere Brüder und einer von ihnen sieht dir sehr ähnlich. Ich bin es gewohnt eine gewisse Ordnung zu halten, seit unsere Mutter von uns gegangen ist“, rattert sie schnell runter und schaut mich mit großen Augen an. „Bitte nicht böse sein“, folgt sie mit gewollt leiser Stimme.

Ich bin jetzt dran verunsichert zu sein.

„Das tut mir leid, ich meine mit eurer Mutter …“, sage ich auch leise. „Nein, es macht mir nicht wirklich was aus. Es ist mir nur aufgefallen. Ich habe auch einen kleineren Bruder, aber keine Schwester und meine Mama spricht niemals in diesem Ton mit mir …“, erkläre ich und stelle mein Tablett vor ihr auf den Tisch. „Bon appétit!“, füge ich dann noch hinzu.

Louise schaut mich aufmerksam an und isst weiter, ohne etwas zu erwidern. Ich entscheide mich, mir das Essen erstmal schmecken zu lassen.

„Hier isst du also öfter?“, frage ich als wir fast fertig sind.

„Nur wenn ich die späte Bustour habe, normalerweise esse ich mit meiner Familie zuhause“, antwortet sie. „Heute warst du einer der wenigen Menschen, die mitgefahren sind. Die Fahrt wäre sonst ausgefallen, wenn du dich nicht noch angemeldet hättest. Ich bin sozusagen nur wegen dir gefahren …“, meint sie und ich weiß nicht genau, wie ich ihr Schmunzeln interpretieren soll. „Also“, folgt sie, nachdem sie ihr Tablett zur Seite stellt, „es wäre nur gerecht zu wissen warum, oder? Wohin bist du eigentlich unterwegs?“

„Ich will nach Afrika, genau genommen nach Burkina Faso. Aber die nächste Etappe meiner Reise führt mich erstmal über Avignon nach Saintes-Maries-de-la-Mer“.

„Afrika?“, sagt Louise und stößt einen lauten hohen Pfeifton aus. „Aha, da kommst du aber heute nicht mehr weiter. Weißt du schon, wo du heute übernachten wirst?“

„Ja, ich habe mich in einem hiesigen Gästehaus angemeldet, ist gleich ums Eck hier …“

„Wie kommt es, dass du diese lange Reise auf dich nehmen willst? Mir würde das viel zu lange dauern und dann die tausend Umstiege von einem InterMod in den

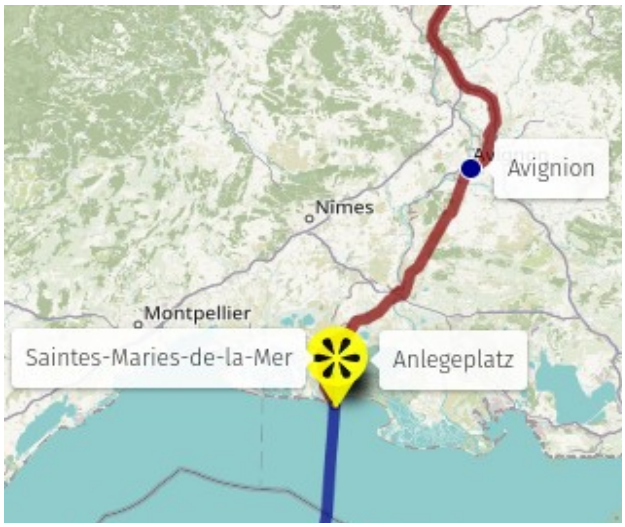
nächsten …“, erkundigt sie sich.

„Na ja, ich glaube, dass es für mich einfach an der Zeit ist, den Heimathafen zu verlassen“, versuche ich mich in der Verwendung großer Worte. Ich merke, dass Louise mir sympathisch ist. „Zum einen treibt mich meine Neugier, zum anderen will ich meine afrikanischen Wurzeln genauer kennenlernen und ganz nebenbei werde ich noch an einem Projekt mitarbeiten, was ich sehr spannend finde“, doziere ich, von mir und meiner Reise überzeugt.

„Ok, das klingt ja so, als dass dich nichts mehr von der Fortsetzung deiner Reise abhalten könnte …“, lacht Luise. „Prima, Mika, ich sehe, dass ich dir nicht wirklich weiterhelfen kann“, sagt sie und steht entschieden auf. „Dann werde ich den Bus mal zurück nach Vienne fahren. Dir wünsche ich eine gute Nacht hier und ein gutes Weiterkommen auf deiner sehr langen Reise.“

„Danke Luise, komm auch gut nach Hause zurück“, verabschiede ich mich von ihr.

Ihren warmen Händedruck spüre ich noch eine Weile, fast bis der Bus um die nächste Ecke verschwindet. Irgendwie habe ich das Gefühl einer vielleicht verpassten Gelegenheit. Ich bin jetzt jedoch zu müde, um noch darüber sinnieren zu können. Ich packe mein Tablett in die Rückgabe und bewege mich in Richtung Gästehaus.



Avignon – Saintes-Maries-de-la-Mer

Avignon und weiter

Halb fünf morgens. Mein Kommuni-kator schlägt Alarm. Ich verrichte in dem Gemeinschaftsbad meine mor-gendliche Toilette. Es ist nicht viel los hier. Außer mir ist niemand zu sehen. Im kleinen Zimmer packe noch meine Sachen zusammen und schreite etwas nachdenklich in den Speisesaal. An einem der kleinen runden Tische sitzt ein älterer Mann und trinkt irgendwas aus einer blauen Tasse. Vor ihm steht ein Teller und Besteck. *›Der ist wohl schon fertig …‹.* An der Essensausgabe ergattere ich zwei Croissants und etwas Fruchtaufstrich. Ich versuche dem

Getränkeautomaten daneben eine Tasse Tee zu entlocken. *›Mist, der ist wohl kaputt‹,* denke ich und will ohne Tee aufbrechen.

„Versuche mal eine Tasse unterzustellen … hier, nimm diese“, spricht mich der ältere Mann an und hält mir eine blaue Tasse hin.

Hinter ihm, an der Wand, sehe ich ein Regal, das ich noch nicht wahrgenommen hatte.

„Danke …“, antworte ich und stelle die Tasse in den Automaten.

Tatsächlich, das kochend heiße Wasser läuft in die Tasse und ein Teebeutel plumpst dazu.

„Entschuldigen sie bitte, aber ich bin wohl noch nicht ganz wach …“, meine ich mich an den hilfreichen Mann wenden zu wollen, aber der ist bereits verschwunden.

›Wo ist er hin?‹ Ich stelle die Tasse und das Essen auf einem der kleinen runden Tische ab und setze mich hin, wie der Mann vor mir es auch getan hatte. Ich habe gut geschlafen, aber erholt fühle ich mich nicht gerade. Ich bin noch nicht ganz da. Ich trinke einen Schluck Tee und lasse mir vom Textarchiv weitere nicht gelesene Notizbucheinträge der letzten Suchaufträge auflisten. Es sind einige vorhanden. Mit dem Croissant in der Hand lese ich weiter.

> *25. November 2032*
>
> *Heute habe ich einen Brief bekommen. Ich war sprachlos als ich Klaus, den Postboten, gesehen habe. Wir kennen uns von den Demos. Er kam extra, um mir den Brief zu bringen. Er meinte, dass er in der Postfiliale vorbeigegangen war, um einige persönliche Sachen abzuholen, die er in seinem Spind dort noch hatte, und die Filiale offen und durcheinander vorfand. Nur mein Brief lag noch unversehrt in einem der Transportkästen, alle anderen wären draußen verbrannt worden. Er erzählte auch, dass in der Stadt bewaffnete Gruppen marodieren und nun gegeneinander um die letzten Lebensmittel in den schon geplünderten Supermärkten kämpfen. Es sei mittlerweile lebensgefährlich in die Stadt zu gehen, zumal nachts. Die Polizei kann ja nicht überall gleichzeitig sein.*
>
> *Der Brief war die Ankündigung meiner Entlassung Anfang Januar 2033 und war schon im Juli datiert. Jetzt spielt es sowieso keine Rol-*

le mehr. Wir haben hier andere Sorgen, als für Geld arbeiten zu gehen.

Unsere Vorräte, ob besorgt oder im Sommer von Adina und Noram angebaut, gehen zur Neige. Wir essen schon lange sehr rationiert. Noram und ich sind ständig im Umland unterwegs auf der Suche nach etwas Essbarem. Wir haben noch einige Konserven, aber es fehlt an Obst und Gemüse … Adina hat zwar einiges in Weckgläser eingemacht und eingelagert, ich bin mir aber nicht sicher, ob uns das bis zum Frühling reichen wird. Ich mach mir schon Sorgen um Arthur, obwohl er sich wacker hält und sich überhaupt nicht beklagt.

Noram hat irgendwoher ein Satellitentelefon besorgt und konnte es mit dem Strom von unserer PV-Anlage laden. Er konnte sich auch über Satellit verbinden und Nachrichten aus den USA hören. Zwar nur wenige Infos, aber immerhin. Was er gehört hatte, macht aber wenig Freude und noch weniger Hoffnung. Die Versorgung mit Energie wird offensichtlich überall auf der Welt immer unzuverlässiger. Auch in den USA und in Zentral-Amerika bricht das sehr anfällig gewordene Energienetz zusammen.

Die meisten Sorgen macht mir das Fehlen von Trinkwasser. Bisher konnten wir noch auf verschiedene Vorräte zurückgreifen, die wir mal angelegt hatten. Auch mein altes Wasseraufbereitungsset für den Campingurlaub hatte geholfen, wenn wir Regenwasser sammeln konnten. Aber es gibt keinen Brunnen in der Nähe, an den wir herankommen können. Wir stinken alle, denn Waschen und Duschen sind ein Luxus, den wir uns gerade nicht mehr leisten können. »Katzenwäsche« ist angesagt. Was mich nachdenklich macht ist, wie schnell wir uns jetzt auch daran gewöhnt haben. Wenn ich daran denke, dass ich früher jeden Tag geduscht hatte …

Glücklicherweise ist die Kälte bisher einigermaßen erträglich. Auch dank des kleinen Holzkochherds mit Backofen, der sich im Haus befindet. Aber es ist erst November und ich weiß ja nicht, wie kalt dieser Winter noch tatsächlich werden wird.

Diesen Eintrag hätte ich eigentlich bei der letzten Suche erwartet. Da ging es um die

Energieversorgung. Die Begriffssuche im Archiv kann noch verbessert werden. Mein Tee schmeckt mir sehr gut und ich realisiere, dass es offensichtlich Zeiten gab, wo es reiner Luxus war, sich einen Tee zu kochen und ihn in dann Ruhe trinken zu können.

17. Januar 2033

Wir haben vielleicht noch Kartoffeln und Möhren für vier Wochen, aber nur, wenn es täglich, für jeden von uns, nur eine einzige warme Mahlzeit gibt. Ich hätte nicht gedacht, dass das so schnell kommen wird. Ich war gestern mit Adina in den umliegenden Dörfern unterwegs. Noram fühlte sich nicht wirklich gesund und ist mit Arthur zuhause geblieben. Wir haben an fast jeder Tür geklopft und versucht etwas zu Essen zu bekommen. Wir waren aber nicht die einzigen, die auf der Suche waren. Wir haben unterwegs einige Menschen gesehen, aber alle haben vermieden uns zu nah zu kommen, sodass wir sie nicht ansprechen konnten. Sie sahen sehr verwahrlost aus, das ist sicher. Aber ich vermute, dass auch wir nicht besonders gesund ausgesehen haben und sauber schon gar nicht.

Nur wenige Menschen hatten uns durch die verschlossene Tür geantwortet und nur ganz wenige hatten dazu auch die Tür geöffnet. Sie sahen selbst nicht besonders gut ernährt aus. Die meisten, die uns geantwortet hatten, sagten nur, dass es ihnen leid tut, denn »wir haben auch nichts mehr«. Einer, der uns auch die Tür geöffnet hatte, sah uns nur kurz an, und hatte dann wortlos die Tür wieder geschlossen. Nur an drei größeren Höfen wurden wir etwas misstrauisch beäugt und gefragt, ob wir was zum Tauschen hätten, Geld wollte keiner. Geld kann man nicht essen. Geld ist nichts mehr wert.

Alles in allem haben wir ungefähr drei Kilogramm Kartoffeln und etwa genau so viele Möhren bekommen. Eine alte Oma hat uns zwei große Zwiebeln gegeben.

Noram konnte noch mal irgendwelche Nachrichten hören und meinte, dass auch die Märkte in Asien zusammengebrochen wären. Ist das jetzt für uns hier wichtig?

Mehr Sorgen mache ich mir um unsere eigene Gesundheit. Draußen ist es jetzt kalt und feucht. Der Kochofen macht sich bezahlt, wenn wir auch Holz dafür finden. Gut, dass wir nicht mitten in der Stadt leben müssen. Aus der Nachbarschaft geht keiner mehr in die Stadt und alle haben Angst, dass die noch dort Lebenden letztendlich bei uns vor der Tür landen würden, und zwar bewaffnet und unfreundlich …

Ich sprach gestern noch mit Volker, der sein Haus und Garten neben unserem hat. Er lebt dort mit seiner alten Mutter. Er hat nach nichts gefragt, oder gebeten. Hat nur gesagt, so beiläufig, dass seine Mutter in der Situation sehr wahrscheinlich den Frühling nicht mehr erleben würde. Sie bräuchte einen Arzt, aber er war in der Stadt und die Arztpraxen waren geschlossen und auch im Krankenhaus war nur Verwüstung anzutreffen. Ich habe geschwiegen, da ich nicht wusste, was für eine Hilfe ich anbieten könnte …

Wir müssen aber selbst nochmal in die Stadt und nach etwas Umtauschbaren suchen … bis zum Frühjahr es ist noch lang.

Ich habe nicht unbedingt Hoffnung, vor allem weil ich überhaupt nicht überblicken kann, ob diese Situation bald ein Ende haben wird, oder nur der Anfang von unserem Ende ist …

Schon wieder etwas über Geld. Das Thema ist mir nach wie vor nicht geheuer. Ich habe überhaupt kein Gefühl dafür entwickeln können. Aber noch mehr berührt mich die relative Ruhe mit der Ethan über die Schwierigkeiten und die dadurch erlebte Hoffnungslosigkeit schreibt. Ich versuche immer wieder, mich instinktiv in die damalige Situation einzufühlen. Es gelingt mir nicht. Allein der Versuch mir das vorzustellen bereitet mir Schwierigkeiten. Ich habe noch nie Hunger empfunden und mir schon gar keine Sorgen wegen meines Überlebens gemacht. Seine Ruhe klingt eher nach Resignation, obwohl, allein dass ich nun existiere, ist der Beweis, dass er und mein Opa definitiv nicht resigniert hatten … es ist auch deswegen verwirrend, weil ich seine Notizen bisher noch nie in ihrer zeitlichen Reihenfolge gelesen hatte. Ich hätte dafür gerade auch keine Zeit. Damit muss ich jetzt klarkommen. Aber irgendwann muss ich die ganze Geschichte von Anfang bis zum Ende durchlesen.

Ich bin immer noch etwas durcheinander, aber die Zeit vergeht sehr schnell. Die Tee-

tasse ist leergetrunken und sie landet abgespült wieder im Regal. Eins der Croissants hat mir gut geschmeckt, das Verbliebene packe ich mir für später ein. Ich bin hier fertig. *›Ich sollte mich langsam aufmachen, sonst fährt der Zug noch ohne mich.‹*

Auf der Straße zur InterMod-Station sind einige Menschen mit Gepäck unterwegs. Ich sehe sogar eine Frau mit einem braunen Pferd, das mit einigen Säcken beladen ist. Das Pferd hat kein Zaumzeug. Es läuft neben ihr her und anscheinend spricht sie sogar zu ihm, leicht mit den Händen gestikulierend. So was ist selten zu sehen. Es gibt nur noch sehr wenige Menschen, die andere Wesen in ihrer Nähe halten und sich durch sie, Hilfe für ihre Aufgaben verschaffen. Ich habe so etwas nur einmal gesehen, in einer der Gemeinschaften, die unseren Lerncampus versorgen. *›Das muss wohl eine besondere Beziehung sein … das Pferd scheint ihr ein guter Freund zu sein …‹*

Ich halte einen Moment inne und atme mal tief ein und aus. Es ist frisch und schon sehr hell. Keine Wolke befleckt den blauen Himmel. Die InterMod-Station ist zu sehen. Der Zug nach Avignon ist bereits eingetroffen. Auf dem Bahnsteig ist nur ein Mann, der anscheinend zum Zugpersonal gehört. Ich steige in den Personenwagen ein und suche nach einem der unbesetzten Ruheplätze. Ich habe Glück. Außer mir ist gerade noch niemand im Waggon. *›Ein, zwei Stunden Schlaf nachholen wäre jetzt doch ganz prima.‹* Ich mache es mir auf den zusammengezogenen Sitzbänken bequem. *›So, den Wecker auf halb sieben, Ankunft in Avignon und Umstieg nach Saintes-Maries-de-la-Mer.‹* In der Gepäckablage über mir sehe ich eine zusammengefaltete Decke. *›Die brauche ich nicht‹,* überlege ich und schlafe ein.

◊ ◊ ◊

Ein Ruckeln weckt mich unsanft. Blick nach draußen. Der Himmel ist noch bedeckt. Die Sonne ist noch nicht zu sehen. Die Luft scheint von einem Schleier belegt zu sein. Auf den entfernten Plätzen im Waggon sehe ich noch einige andere Mitreisende schlafen. Wir sind wohl noch nicht wirklich in Avignon, aber doch nicht mehr weit von der InterMod Station entfernt. Die Gleise verraten es. Es sind zu viele und so ineinander verschlungen, dass es sich nur um eine große alte Gleisanlage handeln kann. Ich stehe auf und recke mich ausgiebig, als mein Kommunikator meint mich endlich wecken zu müssen.

›Der neue Tag fängt gut an …‹, sage ich mir und eile zur Toilette. Draußen sehe ich Stahlbeton-Masten am Fenster vorbeiziehen und aus den Lautsprechern tönt die unmissverständliche Ansage: »Avignon«.

Wieder an meinem Platz krame ich noch das zweite Croissant aus dem Rucksack und, mit der Flasche Apfelsaft in der Hand, verlasse den Zug. Ich bin mir nicht ganz sicher, wo der Bus stehen soll, der mich nach Saintes-Maries-de-la-Mer bringen soll. Ich muss noch etwas suchen, offensichtlich, wenn ich schon heute Mittag da sein will. Ein Standortplan an der Wand erklärt relativ gut wo ich hin muss. Es ist nicht weit. Ich habe noch etwas Zeit, wie es aussieht. Ich bin leicht aufgeregt bei dem Gedanken, dass ich bald praktisch an einem Ende Europas ankommen werde und das es von dort erst auf dem Seeweg weiter gehen wird. Und, unerwarteterweise denke ich gerade unwillkürlich an Louise und ihren Händedruck. *›Du bist unmöglich, Mika‹,* denke ich mit einem leichten Schuldgefühl und stelle mir vor, ich wäre ein verwegener Seemann auf einer Reise um die Welt. *›Ja, genau, Jean Passepartout und Giacomo Casanova in einem …‹*

Saintes-Maries-de-la-Mer

›Diese InterMod-Station ist ja ganz neu‹, wundere ich mich. Das Gebäude ist nicht, wie die meisten InterMod-Stationen ein alter Bahn- oder Busbahnhof, sondern offensichtlich mit wiederverwendeten Baumaterialien an neuer Stelle errichtet worden. Auch die schlichte Architektur verrät, dass sich die Baumeister an den neuen Lebensprinzipien orientiert haben. Das Gebäude ist zwar klein und strikt funktional, passt sich jedoch, durch seine Form und Gestaltung, sehr geschmeidig in die unmittelbare Landschaft ein. Die natürliche Pastellfarbe des Anstrichs der mit Lehm verputzten Räume und die insgesamt geringe Höhe der leicht geschwungenen Struktur scheinen das Küstenland und das Meer organisch zu verbinden.

Ich gehe in die kleine Automatenstation hinein und besorge mir ein lokales Gericht, das meinen Hunger stillen soll. Mit dem vollen Tablett setze ich mich an einen der kleinen Tische. Mein Blick wandert nach wie vor über die Gestaltung des Raums.

„Was schaust du so erstaunt?“, fragt mich mein Tischnachbar, der, wie ich, ein Mittagessen aus der hiesigen Automatenstation einnimmt.

Ich zucke leicht zusammen, überrascht so direkt angesprochen zu werden.

„Joe …“, streckt der drahtige Mann mir die Hand entgegen.

„Mika …“, stelle ich mich ihm in gleicher Weise vor. „Ich habe noch nie eine so neue InterMod-Station gesehen?“, antworte ich zögerlich. „Was ist mit der alten ge-

schehen? Warum wurde sie nicht weitergenutzt?“

„Grüße dich, Mika. Mhm … du bist wohl nicht von hier, oder Geschichte ist wohl nicht deine Stärke …“ lächelt er mich an und lehnt sich bequem zurück. „Der Tsunami, der hier vor Jahrzehnten im Mittelmeer gewütet hatte“, fängt er an zu erzählen, „hat nicht nur den Hafen von Marseille zerstört. Davon müsstest du mal gehört haben. Es sind zwar Geschehnisse, die vor deiner Zeit passiert sind, die aber überall auf der Welt eine große Nachwirkung hatten.“

„Ach, klar habe ich davon gelesen. Ich meine, von dem, was überall passiert ist, als der Meeresspiegel stieg, damals. Aber darüber, was hier geschah, kenne ich keine Details. Ich vermute daher, dass die Schäden hier ebenso enorm gewesen sein mussten …“, antworte ich nachdenklich.

„Das kannst du glauben! Hier stand auch kein Stein mehr auf dem Anderen beziehungsweise alles stand, mehr oder weniger über Nacht, unter Wasser. Wir sahen uns gezwungen, bei null anzufangen. Sieh mal zum Beispiel die Hafenanlage für die Überseeschifffahrt. Die mussten wir, von hier aus gesehen, zehn Kilometer draußen vor der Küste so aufbauen, damit so etwas nicht wieder geschehen kann. Genaugenommen steht der Hafen immer noch an alter Stelle, nur ist der Meeresspiegel ordentlich gestiegen.“

Sein ausgestreckter Arm zeigt in Richtung Hafenanlage, die in der Ferne zu erahnen ist.

„Die InterMod-Station wurde so gestaltet, dass wir auf Fähren und Boote umsteigen können, die uns dann mit dem Hafen verbinden. Die schweren Lasten werden von diesen Spezial-Container-Kähnen transportiert.“

Er zeigt weiter, unweit der InterMod-Station, auf die vier Kräne, die im Wellengang leicht hin und herschwanken.

„Ach, ich dachte zuerst, die Kräne würden an Land stehen … Aber, was für ein riesiger Aufwand, so eine komplette Hafenanlage neu herzustellen“, meine ich erstaunt.

„Ähm, Mika? Du bist definitiv nicht in dieser Gegend geboren, nicht wahr?“, stellt Joe fest und lächelt mich breit an.

„Stimmt. Du aber auch nicht, vermutlich! Lebst du hier, oder bist du wie ich auf der Durchreise?“, antworte ich mit einer Gegenfrage.

„Stimmt auch. Meine Eltern kamen aus Nordafrika, genauer gesagt aus Tunesien. Ich lebe nun schon viele Jahre hier und bediene einen der Lastkähne“, erzählt er vol-

ler Stolz. „Und du? Wohin soll's für dich gehen?"

Die Frage bekomme ich immer wieder gestellt, merke ich, wo auch immer ich ankomme. Ich weiß nicht mehr, wie ich das noch erzählen soll. Ich wähle meine Worte bedächtig:

"Meine Vorfahren mütterlicherseits kommen auch aus Afrika und ich will diesen Teil meiner Familie endlich näher kennenlernen. So bin ich gerade unterwegs nach Burkina Faso."

„Das hört sich ja wie eine Weltreise an! Dir ist schon klar, dass du nur per Schiff nach Afrika kommst? Musst du also zum Hafen? Dann könntest du mit mir auf der »Fabienne«, meinem Lastkahn, rausfahren", meint Joe in einem Atemzug.

„Danke, das ist ein sehr freundliches Angebot, wenn das gehen würde. Aber ich muss erst mal prüfen, wie sich meine Passage nach Ghana gestaltet", entgegne ich und zücke sofort den Kommunikator.

Das Gerät zeigt mir als Verbindung nach Ghana die »Colombo« an, einen Flettner-Rotoren-Frachter, der morgen anlegt und Fracht und Passagiere aufnehmen wird.

„Ich fahre morgen mit der »Colombo« weiter, wie es aussieht. Bist du morgen auch mit deiner »Fabienne« zum Hafen unterwegs?"

„Klar Mika, ich habe morgen Vormittag zwei Touren zum Hafen, komm einfach um zehn Uhr hierher und ich sammle dich ein. Die »Colombo« ist ein tolles Schiff. Ich habe gehört, dass es in sechs Wochen die Strecke bis nach West-Afrika schaffen kann, wenn die Winde günstig sind", sagt Joe und steht auf, offensichtlich um wegzugehen.

„Das werde ich machen. Danke! Wir sehen uns dann morgen", antworte ich und beobachte, wie er Richtung Bussteige verschwindet.

Ich kann mich vage erinnern, dass ich beim Überfliegen der vielen Einträge in dem Notizbucharchiv auch etwas über diesen Tsunami gesehen hatte. Ich gebe mal »Tsunami« und »Mittelmeer« ein.

21. März 2043

Bin gerade seit gestern wieder in Walzbachtal und freue mich unheimlich, dass Noram und Rachida schon vor mir hier angekommen waren. Ich habe für die Rückkehr dieselbe Route genommen, wie auf der Hinreise. Bin über West-Asien und Ost-Europa gefahren und

diesmal habe ich fast acht Wochen für die Reise gebraucht.

Eine Überseefahrt war auch diesmal nicht wirklich zu organisieren.

Ich habe unterwegs nicht oft die Muse gehabt zu schreiben. Mir war eher danach mit den Menschen in den sehr unterschiedlichen Gemeinschaften, die mich als Gast hatten, zu reden und deren Gedanken und Ansichten dann einfach sacken zu lassen.

Ich war bereits in Kairo, im November letzten Jahres, als ich von Noram eine Mail bekommen habe, dass Rachida und er über Italien unterwegs nach Walzbachtal sind. Als ich von dem riesigen Tsunami gehört hatte, war ich schon sehr beunruhigt, ob die beiden noch wohl auf sind und hatte versucht sie zu erreichen. Aber, wie ich dann aus einer Antwort von Noram später erfahren habe, hatten beide bereits eine Woche vor dem Tsunami Genua Richtung Bologna verlassen, wo sie ihr gemeinsames Projekt mit der lokalen Gemeinschaft initiieren wollten.

Wie die nachträgliche Analyse feststellte, nahm er nördlich von Algerien seinen Ursprung, dort wo Afrika sich unter Europas Küste runterschiebt, und zerstörte in kurzer Zeit, von Barcelona bis Pisa, alle europäischen Hafenanlagen, die sich in relativ direkter Sichtlinie befanden. Der riesigen Welle ging ein Erdbeben der Magnitude 8,4 auf der Richterskala voraus, das von allen noch aktiven Stationen der Welt registriert wurde. Ein geschichtsträchtiges Ereignis in der Tat.

Am zweiten globalen Präsenztreffen der Gemeinschaften in Kairo nahmen über 500 Repräsentanten von Gemeinschaften aller Regionen der Welt teil. Von Anfang an herrschte prinzipielle Einigkeit darüber, dass der Mensch sich als Lebewesen in den Kreislauf allen Lebens integrieren muss und alle anderen Lebewesen auf dem Planeten als gleichwertig mit dem Menschen zu betrachten sind. So sollte das Überleben jeder Spezies gewährleistet werden.

Als Kommunikationsmethode wurde während der gesamten Zeit und für alle besprochenen Themen der Dialog nach David Bohm angewendet. Die Mehrheit der Teilnehmer kannten sich mit der dafür notwendigen dialogischen Haltung aus, da bereits in den Funktreffen oft

darüber gesprochen wurde, beziehungsweise diese Haltung geübt wurde. Die Themenkomplexe der Agenda wurden parallel in vielen kleinen Gruppen jeweilig solange besprochen, bis in der Gruppe ein relativer Konsens erreicht wurde. In der Gesamtversammlung wurde der iterative Konsent-Prozess angewandt, sodass auf Basis der in den Gruppen erlangten Erkenntnisse für jeden Themenkomplex, eine prinzipielle Entwicklungsrichtung auf globaler Ebene skizziert werden konnte.

Es wurde gemeinsam erkannt, dass die Bewusstseinsfähigkeit des Menschen diesem, als Spezies, eine besondere Verantwortung für das Schützen allen Lebens auferlegt – eine Verantwortung zur Erfüllung deren sich der Mensch, als Spezies, noch weiterentwickeln müsste …

Diese Formulierung beschreibt nach meinem Empfinden sehr essentiell den Erkenntnisstand der Konferenzteilnehmer. Es bedeutet, dass die Teilnehmer implizit erkannt haben, dass die menschliche Spezies zwar über das Potential zur Weiterentwicklung verfügt, dieses jedoch bis dato definitiv nicht ausreichend entfalten konnte, mit anderen Worten: Der Mensch ist noch nicht am Ende seiner Evolution, von allem was seine spirituelle Reife betrifft.

Ich habe die Ergebnisse der Gespräche sowohl ausreichend sacken lassen, als sie auch unterwegs intensiv mit Menschen besprochen, die nicht dabei waren, aber das Interesse dafür zeigten. Meiner Wahrnehmung nach gibt es seit dem globalen Präsenztreffen in Kairo, mehr Klarheit über die Regeln, die die Menschheit einhalten muss, um auf dem Planeten erfolgreich überleben zu können. Es gibt aber noch viele Streitpunkte darüber, wie diese Regeln umzusetzen wären und ob eventuell Ausnahmen geltend gemacht werden könnten. Hier, in unserer Gemeinschaft, sind mittlerweile die Meinungsdifferenzen weitgehend ausgeräumt.

Als sehr wichtig hat sich die Präzisierung erwiesen, die während der gesamten Konferenz von allen Vortragenden wiederholt und in allen Gesprächsrunden betrachtet wurde: Um zu Überleben muss die Menschheit als Ganzes einige prinzipielle Verhaltensregeln befolgen.

Das Regelwerk stellt jedoch nur einen prinzipiellen Rahmen dar, der auf Basis bewusster Freiwilligkeit und kontextueller Anpassung dann individuell lokal angewendet werden kann. Mit anderen Worten, es liegt in der Verantwortung jeder Gemeinschaft, wie genau sie in ihrem lokalen Lebenskontext die Regeln anwendet, solange das gemeinsame Gleichgewicht aller Wesen unbeeinträchtigt bleibt. Diese Präzisierung stellt gleichermaßen auch das Werkzeug zur Verfügung, das zur Lösung von eventuellen Streitpunkten zwischen benachbarten Gemeinschaften von Nöten wäre.

Ich habe angefangen eine Reihe von Vorträgen auf Video aufzunehmen, um sie dann übers Internet auch anderen Gemeinschaften zur Verfügung zu stellen. Sie können als Berichte und/oder Dokumentation meiner Ansichten heruntergeladen und offline angesehen werden. Das Streamen ist aus Effizienz und Ressourcen-Gründen nicht möglich und auch nicht erwünscht.

Die spirituelle Entwicklung wird inzwischen öfter und offener, von immer mehr Menschen als sehr wichtig erkannt. Adina organisiert parallel auch Austauschgruppen mit den benachbarten Gemeinschaften, um einen Vertrauensraum zum gemeinsamen Austausch zu schaffen, in dem die spirituelle Entwicklung der Menschen stattfinden kann.

›Meine Familie ja scheint dem Tsunami rechtzeitig ausgewichen zu sein …‹ Es berührt mich sehr, obwohl ich, aus der heutigen Perspektive, ja nichts damit zu tun habe. *›Aber das mit dem Vertrauensraum für spirituelle Entwicklung …‹,* flüstert es in meinem Gehirn weiter, *›das scheint erst damals zu verbreitetem Allgemeingut geworden zu sein.‹* Ich finde es auch sehr spannend »quasi live« mitzuerleben, wie meine Ur-Ahnen in der Zeit der Transformation die spirituelle Entwicklung betrachtet hatten. Für meine Generation ist es normal, den Menschen als ein Wesen auf seinem ununterbrochenen Weg der spirituellen Entwicklung zu betrachten. Ich merke gerade, dass mich allein das Nachdenken darüber in einen meditativen Zustand bringt.

Aber jetzt ist gerade nicht die richtige Zeit dafür. Ich schüttle mich wie aus einem Traum wach und schiebe es weg. *›So, lieber Kommunikator, wo übernachten wir denn heute?‹,* lenke ich mich stur ab und schaue noch mal nach den Reisedaten. Mein Kommunikator zeigt kein freies Gästehaus, keine Übernachtung privat, sondern

nur den Standort des lokalen Schwarzen Bretts. *›Scheint ziemlich voll hier zu sein.‹* Ich steuere das Schwarze Brett an, das sich hinter der Hafenmeisterei befindet. Es ist über und über mit Gesuchen und Angeboten versehen, aber ich verstehe nicht wirklich was gesucht und gefunden werden will. Ich mache mit meinem Kommunikator ein Foto der vielen Zettel und fordere ihn auf, nach einem Übernachtungsangebot zu scannen. Nach kurzer Zeit zeigt er »Null Treffer«. *›Mist, hoffe, dein Französisch ist wirklich besser als meins.‹* ärgere ich mich kurz. *›Ich sollte es vielleicht mit einem eigenen Zettel versuchen …‹* Ich schreibe so leserlich wie ich kann »Chambre recherchée pour une nuit« auf einen der leeren Zettel, die an der Seite des Bretts bereitstehen, und hefte ihn demonstrativ in der Mitte der Pinnwand an. *›Vielleicht sollte ich noch meine Kommunikator-Nummer angeben …‹* Gedacht, getan.

Ich schaue noch mal in der Hafenmeisterei nach, vielleicht kann mir da ja jemand weiterhelfen, aber der Laden scheint verlassen zu sein. Ich überlege, wie ich an ein Zelt und einen Schlafsack komme. Mein Kommunikator zeigt den nächsten ClothBot irgendwo in der Nähe an. Das Gerät finde ich versteckt hinter einer Trennwand. Ich gebe die Maße des Schlafsacks ein. Ein Zelt brauche ich nicht, denn hier stehen genug Pritschen im Wartebereich bereit. Hier kann ich bestimmt schlafen.

Bis der ClothBot mit dem Schlafsack fertig ist, setzte ich meine Runde durch den kleinen Ort Richtung Meer fort. Es ist schon früh am Abend und der Himmel färbt sich bereits blutrot in Richtung Westen. Ich bin etwas müde. *›Ich könnte eigentlich gleich einschlafen …‹* Ich setze mich auf eine Bank und genieße die Ruhe und die untergehende Sonne.

Die Tage bis heute waren ziemlich ereignisvoll und ich sehne mich nach einer ruhigeren Zeit. *›Daraus wird aber wohl nichts‹,* vermute ich und stelle mir vor, wie es wohl ab morgen auf dem Schiff sein wird. Ich bin noch nie auf dem Meer gewesen. Was sage ich. Ich habe das Meer bis heute noch nicht mal wirklich selbst gesehen. Es überrascht mich nicht, wie ich es jetzt wahrnehme, von einer Bank in einem Hafen, da ich oft Bilder in den vielen Dokumentarfilmen gesehen habe. Was mich aber betört ist der Geruch. Der ist in der Tat so neu, dass ich mir jetzt echt Mühe geben muss, mir klarzumachen, dass es mit dem Meer zu tun hat und nicht mit etwas, was auf dem Land ist. Es ist schwierig, da hier wo ich sitze der Wind irgendwie vom Land aus weht. Ich hätte erwartet, wie es in den Büchern steht, dass die Meeresbrise mich vom Meer abkühlt. Auch sehe ich gerade sehr wenige Möwen.

Sie habe ich in viel größerer Anzahl erwartet. Aber der Geruch … Ich kann nicht ausmachen, wonach es tatsächlich riecht, so vielfältig scheint es zu sein. Wenn ich die Augen schließe und nur dem Geräusch der Wellen zuhöre, sehe ich vor meinem inneren Auge nur eine schwarze Wand, irgendwie matt, wie ein Wattebausch, und würde mich am liebsten hineinkuscheln und …

„Beep!“

›… Beep?‹ Mein Kommunikator hat gerade das Signal vom ClothBot empfangen, dass mein Schlafsack wohl fertiggestellt ist und auf Abholung wartet. Ich stehe auf und beeile mich etwas. Es sind einige hundert Meter bis zur Hafenmeisterei und ich möchte vermeiden, dass der ClothBot meinen gerade erstellten Schlafsack, wegen nicht Abholens, wieder in seine Komponenten zerlegt. Das ist nämlich eine der Funktionen, an der ich selbst in einer internationalen Arbeitsgruppe damals mitgearbeitet hatte. *›Was man sich selbst einbrockt …‹,* denke ich grinsend und versuche noch strammer zu laufen. Ich kann die Hafenmeisterei schon sehen, aber sie ist noch ziemlich weit weg. *›Was hatte ich für die Default-Einstellung? Zehn Minuten?‹* Die Straße am Strand ist zurzeit wie verlassen. Nur in dem Café neben der Hafenmeisterei scheint jemand zu sein. Die Tür steht offen und Musik ist zu hören. *›Noch vier Minuten.‹* Ich spüre bereits, wie der Schweiß meinen Rücken entlang tropft. Der Tag war nicht heiß, aber schwül und die Abendbrise kühlt im Moment nicht wirklich. Da ist die Tür. *›Was?‹* In der Tür steht eine ältere Frau, in ihrer Hand hält sie offensichtlich meinen neuen Schlafsack. Sie schaut mich ruhig an und sagt mit leiser Stimme:

„Brauchst du eine Schlafgelegenheit, mein Junge?“

„Wie …“, fange ich unvorbereitet an und merke, dass dies nicht die richtige Antwort gewesen wäre. „Ja, sicher, woher wissen Sie?“, frage ich, nachdem sich mein Atem etwas beruhigt hat.

Die alte Frau zeigt mir den Zettel, den ich vor kurzem ans schwarze Brett geheftet hatte, und meint:

„Den Schlafsack habe ich vorsichtigerweise aus dem Automaten rausgenommen. Irgendein Idiot hat den so programmiert, dass er nach zehn Minuten das gerade Erstellte wieder zerlegt, wenn es nicht entnommen wird. Das ist hier bei uns zu wenig Zeit, da niemand Lust hat neben dem Ding zu warten. Wir haben versucht es umzustellen, geht aber nicht … oder wir wissen einfach nicht wie … das ist dein Schlafsack? Nehme ich an“, folgerte sie und reichte ihn mir, ohne auf meine Antwort zu

warten.

Ich nehme den Schlafsack entgegen und wundere mich gleichzeitig, warum die alte Frau mich so belustigt anschaut.

„Was ist denn? Hat's dir die Sprache verschlagen? Magst du jetzt einen Schlafplatz unterm Dach haben? Dann komm einfach mit", sagt sie, dreht sich um und geht gemächlichen Schrittes los.

„Warten Sie einen Moment!", meine ich, wie aus dem Schlaf gerissen. „Ich kann helfen den Automaten korrekt zu konfigurieren. Wie lange soll die Wartezeit sein?"

„Das kannst du?", fragt die alte Frau und dreht sich zu mir um. „Ja, klar kannst du das. Alle jungen Leute können sowas, nicht wahr? Hier bei uns gibt es aber nicht mehr viele von denen. Sind in alle Winde verstreut …", meint sie mit einer traurigen Stimme. „Mindestens eine halbe Stunde soll es warten, besser eine Stunde. Es schadet doch niemandem. Kannst du das einstellen?"

„Ja, das kann ich. Es dauert nicht lange", antworte ich schnell und drehe mich Richtung Wartehalle der Hafenmeisterei.

„Langsam, Junge, ich kann nicht so schnell und ich möchte sehen, was du da machst. Ich bin zwar nicht mehr die Jüngste, aber auf den Kopf gefallen bin ich auch nicht …", schmunzelt sie, während wir gemeinsam reingehen.

„Schauen Sie", sage ich, als wir vor dem Bedienfeld des Automaten stehen. „Sie müssen nur in die Allgemeinen Einstellungen rein, dann in Zeitenkonfiguration, dann geben sie die gewünschte Dauer der Wartezeit ein und …"

„Junge, als ich sagte, dass ich nicht auf den Kopf gefallen bin, war das kein Scherz. Das haben wir hier auch ausprobiert. Es funktioniert nicht …", meint die alte Frau kopfschüttelnd. „Probiere es aus. Ich will sehen, ob es bei dir funktioniert."

Das tue ich auch und es funktioniert nicht und ich weiß auch warum. Es braucht in der Tat ein Administrator-Passwort, um die Werk-Einstellungen ändern zu können. Ich habe eines, aber wie mach ich das, ohne mir vor der alten Frau die Blöße zu geben, dass gerade ich der Idiot war, der das programmiert hatte?

„Ach, …", versuche ich vorsichtig, „ich hatte vergessen … genau, ich habe das mal in der Schule gesehen. Es braucht einen Administrator um diese Konfiguration zu ändern. Auch hier muss es einen geben. Wissen sie vielleicht, wer das Gerät damals, als es aufgestellt wurde, in Empfang genommen hatte?"

Meine Hoffnung, dass dieser Mensch wohl nicht in der Nähe sein könnte, da ansons-

ten die Sache schon längst erledigt gewesen wäre, löst sich in Luft auf, als die alte Frau, mit einer verzückten Stimme verkündet:

„Steht vor dir, mein Junge. Ich habe aber das Passwort vergessen, das sie mir damals gegeben haben. So jung und knackig bin ich auch nicht mehr, verstehst du?“

›Aus dieser Nummer komme ich heute wohl nicht mehr raus …‹, denke ich resigniert. *›Wenn ich eine Übernachtungsmöglichkeit bekommen soll, dann muss ich irgendwie dadurch.‹* Ich hole tief Luft und fange langsam an:

„Ich habe mir das Passwort, das damals in der Schule verwendet wurde, zufällig merken können. Vielleicht passt es auch hier. Ich kann es ja mal ausprobieren, wenn Sie wollen …“, meine ich und schaue sie mit meinem unschuldigsten Blick an.

„Ja, bitte, versuche es. Schaden kann es nicht, oder?“, sagt sie und stellt sich so neben mich, dass sie alles mitkriegen kann, was ich auch tue.

In zwanzig Sekunden ist die Sache erledigt und wir sind schon unterwegs zum Haus der alten Frau. Sie hat nichts mehr gesagt, seit ich die Einstellungen geändert habe. Es kommt mir schon ziemlich komisch vor, aber was soll’s. Gut, dass es vorbei ist. Erst als sie mir die Tür zu dem Zimmer aufmacht, in dem ich schlafen soll, bemerke ich meine Fehleinschätzung:

„Junge“, meint sie zu mir, während sie mich etwas schief anguckt, „ich sagte doch, dass ich nicht dumm bin, oder? So wie du mit dem Ding umgehst, hast du in der Schule vielmehr damit gemacht, als es nur einmal angeschaut … Aber sei’s drum. Danke trotzdem. Und das mit dem Idioten brauchst du nicht ernst zu nehmen“, fügt sie als Letztes hinzu. „Wir sind alle Menschen und Menschen machen Fehler. Nur diese Fehler dann auch zugeben zu können, das müssen wir auch lernen und das wird, wie ich gerade gemerkt habe, in der Schule immer noch nicht gelehrt …“ Dann schließt sie die Tür und ist weg.

›Uff … das ist jetzt eine schöne Gute-Nacht-Geschichte.‹ Denke ich und lasse mich aufs Bett fallen. Das Zimmer ist klein und sehr karg eingerichtet. Es ist aber wie erwartet sauber und den Schlafsack werde ich wohl auch nicht brauchen, denn das Bett ist frisch bezogen. Ich habe gerade das Gefühl, dass ich mal jemanden anrufen müsste, aber dieses Empfinden ist so vage, dass ich es nicht weiter verfolge. Ich tippe unaufmerksam auf den Kommunikator und erwische die Archiv-App beim letzten Lesevorschlag aus Ethans Notizbücher. Mal schauen …

23. Juni 2036

Wir haben heute im Funktreffen die Informationen über die geschätzte Todesrate in den uns bekannten Regionen zusammengetragen. Das Ergebnis ist erschreckend: Die Schätzung beläuft sich für den deutschen Raum alleine bei über dreißig Millionen Toten seit dem Anfang der Krise. Die meisten Menschen sind angeblich in den Großstädten wegen Wassermangel, Seuchen, Hunger oder Gewaltakten verstorben. Weiterhin scheint so zu sein, dass die Staatsmacht nicht mehr wirklich existiert – auf jeden Fall ist sie bei den teilnehmenden Gemeinschaften nicht zu spüren.

Es wird allerdings auch gemeldet, dass es gerade in den Städten Gruppen von Menschen gibt, die mit Gewalt die lokale Macht ergreifen und, unter dem Vorwand die alten »Recht und Ordnung« Strukturen fortzuführen, sich dafür als Repräsentanten der Staatsmacht inszenieren. Die Reaktion der Menschen, die noch versuchen in städtischen Gebieten zu leben, die von solchen »Rettern« heimgesucht werden, ist natürlicherweise die Flucht aus der Stadt. Die neuen »Machthaber«, die auf die lokalen Arbeitskräfte angewiesen sind, versuchen diese Stadtflucht, mit extremen Methoden, zu unterbinden. Wirklich keine schöne Entwicklung … die Erfahrungsmeldungen der Betroffenen, denen die Flucht gelungen ist, zeugt davon, dass sich die weiträumige Vermeidung des städtischen Raumes positiv auf die Chancen einer erfolgreichen Gründung einer Gemeinschaft auswirken wird.

Die Dunkelheit zieht sich langsam zurück. Nach dem Regen ist heute zum ersten Mal wieder ein kleiner Abschnitt blauen Himmels zu sehen gewesen, der zwar schnell verschwunden ist, uns allen aber Hoffnung gemacht hat. Die Vulkanasche tut außerdem dem Boden gut. Wir versuchen wieder Gemüse draußen anzubauen, vor allem Kartoffeln, Möhren und Sellerie. Alle packen mit an.

Gut ist auch, dass es mittlerweile, laut der Funkkommunikation, allein auf dem deutschen Gebiet fast hundert Gemeinschaften gibt, die versuchen subsistent zu überleben. Mit über zwanzig von ihnen stehen wir auch in direktem Kontakt. Mit zwölf Gemeinschaften sind wir

auch in direktem persönlichen Austausch.

Ich bin gestern aus Bretten zurückgekommen. Eine wackere kleine Gemeinschaft, die einen guten, versteckten Platz gefunden hat, um zu überleben. Nur zwanzig Leute sind noch da aktuell und sie sind sehr vorsichtig. Sie haben auch Grund vorsichtig zu sein, denn es gibt noch viele Überfälle durch bewaffnete Gruppen, die mit Gewalt und Grausamkeit versuchen, etablierte Gemeinschaften unter ihre Kontrolle zu bringen. Für einige Gemeinschaften hat so ein Überfall das Ende bedeutet, wie die wenigen Überlebenden berichtet haben.

Vor dem Hintergrund der enormen Probleme wegen Wasserknappheit, Umwelt- und Wetterkatastrophen, Missernten sowie den kriegerischen Verteilungskämpfen scheint es kaum möglich, dass sich etwas zum Besseren wendet. Nichtsdestotrotz habe ich das Gefühl, dass immer mehr Menschen an unterschiedlichen Orten beginnen umzudenken und versuchen solidarisch miteinander und mit der Umgebung kooperativ umzugehen. Adina und ich sprechen mit allen, die uns (per Funk) zuhören wollen, über die Veränderungen, die notwendig werden, um durch Kooperation und Solidarität überleben zu können.

Es sind anscheinend der Punkt und die kritische Masse erreicht, ab dem sich diese neue Wahrnehmung nun selbständig, und allein durch das eigene vorgelebte Beispiel, immer mehr und immer weiter verbreitet. Ich hoffe nur, dass dadurch immer mehr Menschen von dieser neuen Art des Wahrnehmens erfasst werden und dass sie ihre Erkenntnisse dann in die Welt weitertragen.

›Auch das passt gerade wie die Faust aufs Auge …‹, muss ich mir eingestehen. *›Das, was schon in der Zeit meines Urgroßvaters gewünscht und geträumt wurde, wurde bis heute noch nicht in aller Tiefe erreicht … offensichtlich zumindest in meinem Fall noch nicht …‹* Diese Erkenntnis scheint mir gerade wichtig zu sein.

Durch das gekippte Fenster dringt der Geruch von salzigem Wasser und das Wellengeräusch lädt mich zum Nachdenken ein. Ich habe noch nie darüber nachgedacht, ob und wann ich mich für meine Taten jemals verantworten müsste.

Ich habe zwar kein schlechtes Gewissen, aber was die alte Frau zu mir gesagt hat, hat gesessen. Schon vor fünfzig Jahren hat eine Transformation begonnen, die ich heute gar nicht mehr richtig wahrnehmen kann, da für mich alles alltäglich und sozusagen normal ist, wovon damals mein Urgroßvater nur geträumt hatte. Ich merke, dass die Transformation, von der er schreibt, dass sie Generationen brauchen würde, vor allem eine der inneren Haltung sein will, und dass sie sogar in mir noch nicht in Gänze vollzogen ist. Trotzdem ist es ruhig in mir und morgen wird es damit auch weitergehen …

Schiff ahoi!

Von Schiff zu Schiff

Ich sehe, dass Joe auch schon auf seiner »Fabienne« ist und alles fürs Ablegen vorbereitet. Er sieht mich und hebt die Hand zum Gruß.

„Hallo Mika!“, ruft er mir zu. „Komm spring rüber, es geht dann mit der nächsten Fuhre los.“

„Guten Morgen, Joe“, begrüße ich ihn. „Schön, dass du mich zur »Colombo« mitnimmst.“

Joe schaut mir zu, während ich die Reling des Kran-Bootes etwas ungeschickt übersteige. Einmal angekommen ist mir sein Blick nun etwas unangenehm und, um die Stille zu unterbrechen, frage ich einfach das, was mir als Erstes in den Sinn kommt:

„Weißt du, wie das Wetter die nächsten Tage wird?“

„Bist noch nicht ganz wach, Mika“, grinst Joe breit und wendet seinen Blick von mir ab, um konzentriert in den Morgenhimmel zu schauen. „Dein Kommunikator wird dir zeigen, dass heute und morgen mäßige Winde und milde Temperaturen um achtzehn Grad zu erwarten sind … aber übermorgen wird’s ungemütlich, Sturmböen und die Temperaturen fallen auf zwölf Grad.“

„Aha …“, meine ich und tue so, als ob ich darüber nachdenke, während ich auch auf den Horizont schaue.

Die Motoren der »Fabienne« summen auf einmal lauter und ich sehe, wie sich der Pier langsam vom Bootsrand entfernt. Wir drehen langsam in Richtung Sonne ab. Es ist mir schon klar, dass es das Boot ist, das sich nun bewegt und nicht die Anlegestelle. Ich kann mich jedoch dieser verkehrten, für mich ziemlich verwirrenden Wahrnehmung nicht verwehren.

„Da drüben tauchen die Umrisse der »Colombo« auf?“, frage ich, nur um mich auf etwas anderes konzentrieren zu können und mich selbst vom Unwohlsein meines Magens abzulenken.

„Genau, da vorne am großen Festmacher hat sie heute Nacht angelegt.“

Vorne links zeichnet sich die Silhouette eines Schiffes ab, das wesentlich größer als die »Fabienne« ist. Sie ähnelt dem Bild, das ich im MultiNet bei der Reisevorbereitung gefunden hatte.

„Wow, das sieht ja riesig aus, diese Rotoren haben ja unglaubliche Ausmaße“, schreie ich gegen den Fahrtwind und halte mich an der Reling fest, denn das kleine Kran-Boot hat bereits an Geschwindigkeit zugewonnen.

›Ich glaube, ich sollte den Mund nach dem Staunen wieder schließen‹, stelle ich auch noch fest. Ich spüre eine gewisse Unruhe in den Knien und, wenn ich ehrlich bin, ich bin extrem aufgeregt und habe sogar ein bisschen Angst. Wovor? Das kann ich nicht wirklich sagen. Etwas Neues scheint gerade anzufangen, etwas anderes, als alles was ich bisher kannte. *›Bin ich nicht deswegen von Zuhause weg?‹*

„Aha, dich kann man also noch erstaunen“, stellt Joe fest und ich überrasche mich mit der Hand am Mund, um sicherzugehen, das er zu ist. „Die Ladung, die die »Colombo« mitgebracht hatte, hatten wir heute Morgen schon gelöscht, nun ist ihre Beladung dran“, meint Joe, der so tut, als ob er meine Verlegenheit nicht bemerken würde.

„Du hattest gestern zwei Fahrten erwähnt. Ist das jetzt die Letzte?“, klinke ich mich mutig in das Gespräch wieder ein.

„Hast aufgepasst! Ja, das ist die Letzte und die Kniffeligste.“

Joe beugt sich von seinem Kommandopult heraus und schaut besorgt in den Laderaum seiner »Fabienne«.

„Siehst du diese Kisten da unten?“

„Ja, die scheinen sehr aufwendig verpackt worden zu sein, ist da etwas Zerbrechliches drin?“, schreie ich zurück, wobei mir wirklich nicht klar ist, was er damit meint.

„Genau, deswegen bin ich nachher auch froh, wenn das alles heil auf der »Colombo« ist …“, meint er in den Mast schauend, „… aber der Wind ist noch ruhig! Das heißt, dass wir die Chance bekommen, die Kisten unversehrt zu verladen.“

„Was ist denn alles im Bauch deines Schiffes verladen? Und wie erkennst du, ob der Wind ruhig bleibt?“, versuche ich mehr Informationen zu bekommen.

„Ha, gute Fragen!“, ruft er. „Laut den Frachtpapieren haben wir diese seltsamen durchsichtigen Paneele geladen, die aus Sonne Strom machen und die Pflanzen untendrunter auch noch Sonnenlicht fürs Wachstum abbekommen. Und das mit der

Windgeschwindigkeit ist eher so eine Sache der Erfahrung. Wenn du lange genug auf See gewesen bist, dann kannst du das auch. Und oben im Mast ist übrigens der Windmesser …“, schmunzelt er noch dazu.

„Solarpaneele? Ich weiß, dass Solarpaneele für ein Projekt in Burkina Faso benötigt werden. Die reisen also auch mit? Super. Das wusste ich eigentlich schon. So habe ich mir ja diese Schiffspassage ausgesucht. Ich werde nämlich dort beim Aufbau der Solaranlage mitarbeiten“, entgegne ich stolz. „Wie bekommst du diese Riesenpakete umgeladen, sodass sie nicht kaputtgehen?“

„Das machen wir mit unseren beiden Kränen an Bord. Die »Colombo« hat nur einen kleinen Kran mit dem Proviant verladen wird und kann solche Gewichte nicht sicher stemmen. Die Lasten werden normalerweise mit Kränen an Land, oder, wie in Saintes-Maries-de-la-Mer, mit unserer »Fabienne« gelöscht oder geladen. Die »Fabienne« ist zwar, wie du bestimmt festgestellt hast, ziemlich klein im Vergleich zu einem Hochseefrachter, dafür aber stramm und kräftig!“, lacht Joe und sein Gesicht strahlt einen unverkennbaren Stolz aus.

„Warum gibt es denn keinen Kran auf den großen Containerschiffen? Bleibt so mehr Ladekapazität übrig?“, frage ich

„Ja, dass sicherlich auch, aber wichtiger ist, dass die Stabilität bei rauer See ohne die schweren Kranaufbauten wesentlich besser ist“, erwidert Joe. „Schau mal bitte, an Steuerbordseite wie viel Platz noch zwischen uns und dem Großen ist“, fordert er mich plötzlich auf. „Ich sehe gerade nicht wie nah dran wir sind … Steuerbord ist rechts!“, ruft er noch nach.

„Danke, dass hatte ich bereits gewusst“, meine ich und, über den Rand gebeugt, fange an die Entfernung durchzusagen „Fünf Meter … Vier Meter …“

„Okay, jetzt sehe ich es auch“, meldet Joe zurück gegen den Lärm der Motoren. „Kannst du bitte die Leine vor dir an den Mann auf der »Colombo« übergeben?“

Ich nehme die armdicke Leine und binde sie an die dünnere Leine, die der Matrose an der Reling heruntergelassen hatte. Der Mann übernimmt die Leine und vertäut die »Fabienne« an dem großen Frachtschiff. Joe läuft zum Bug und überreicht eine zweite Leine. Im Nu ist die »Fabienne« festgemacht und Joe macht sich mit den Kränen und der Ladung zu schaffen. Er steuert die hohen Kräne mit der Fernbedienung und bringt so die Ladung aus dem Laderaum bis über den Rand der »Colombo«.

Ein paar Befehle werden geschrien, der Matrose winkt Joe zu. Er soll die Last lang-

sam wieder ablassen, sodass sie im Frachtraum verladen werden kann. Das wiederholt sich ein paar Male, bis auf einmal die Kräne in ihrer Ruheposition wieder eingerastet werden. Ich staune über die Leichtigkeit, mit der gerade alles vonstattengegangen ist, meiner Wahrnehmung nach sehr zügig und routiniert.

„Fertig!“, meldet Joe, der mit den Fäusten in den Hüften auf seiner kleinen Brücke steht. „Jetzt bist du dran“, meint er und schaut mich ernst an.

„Wie komme ich jetzt rüber aufs andere Schiff?“, frage ich ihn und ich merke, dass ich ein flaues Gefühl im Magen habe, wenn ich mir vorstelle, dass ich auch mit dem Kran rüber schweben soll.

„Versuch’s mit klettern“, kommt die freche Antwort, die von Joes Lachen begleitet wird.

Er steht mit einem dicken Stapel Dokumenten in seiner Hand neben mir und zeigt mir seine weißen Zähne. Als er meine Unsicherheit genug genossen hat, folgt er in einem etwas ruhigeren Ton.

„Warte ein bisschen, dann fahren sie eine Passerelle runter. Ich komme auch mit. Ich muss die Ladungspapiere überreichen und mir das Laden quittieren lassen. Wir gehen dann gemeinsam hoch und ich werde dich dann Kapitän Rowanson vorstellen.“

„Sie fahren eine was runter?“, frage ich etwas beruhigt.

„Schau doch mal nach oben, dann siehst du was das ist“, meint Joe.

Ich folge der Richtung seines Zeigefingers und sehe, dass vom Rande der »Colombo« eine bewegliche Rampe herabgelassen wurde, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Wir klettern die ziemlich steile Rampe hinauf und gelangen über eine geöffnete Stahltür in den Schiffsrumpf.

Der Matrose, der beim Vertäuen der Schiffe schon mit angepackt hatte, hilft uns beim Einsteigen und sagt freundlich:

„Kommt mit, der Kapitän wartet bereits auf euch. Habt Ihr die Ladepapiere dabei?“

„Aye“, antwortet Joe.

Wir folgen ihm Richtung Brücke. Erst jetzt wird mir klar, wie groß das Frachtschiff in Wirklichkeit ist. Der Anblick der vier Flettner-Rotoren, je einer an jeder Ecke des Frachters, ist allein schon überwältigend. Jeder ist etwa dreißig Meter hoch und hat fünf Meter Durchmesser. Das Deck wird von ihnen umrahmt und ich habe das Gefühl

irgendwie eine zentrale Bühne zu beschreiten, bei der die Flettner-Rotoren ringsum die hohen Ränge eines Theaters bilden. *›In dem ein Stück ausgeführt wird, in dem auch ich jetzt eine wichtige Rolle spiele …‹,* muss ich vor mich hin schmunzeln. Ich habe mal ein Bild des alten Gebäudes vom Staatstheater Heidelberg im MultiNet gesehen, so, wie es ursprünglich, vor dem Verfall ausgesehen hatte. Dort war die Bühne zwar nicht in der Mitte, aber so kommt es mir gerade in den Sinn.

Um mich herum herrscht betriebsame Hektik. *›Vielleicht wird die Schiffsfahrt bald losgehen?‹,* schleicht sich ein weiterer Gedanke ein. Ich merke, wie mich das Fernweh packt. *›Wie lange bin ich schon weg? Es sind doch nur einige Tage, oder?‹*

„Ach, da seid ihr ja!“, ruft uns eine Frau etwas ungeduldig entgegen. „Ich bin Leandra Rowanson, Kapitän auf der »Colombo«. Willkommen!“, sagt sie und schaut mir direkt in die Augen.

„Hallo Leandra, hier sind die Papiere von den letzten beiden Touren. Ich bräuchte dann noch deine Abnahmeerklärung“, prescht Joe voraus.

„Hallo, ich bin Mika und ich würde gerne bis Accra mitfahren“, sage ich etwas unsicher.

Die Kapitänin lässt Joes Vorstoß unbeachtet und wendet sich erneut mir zu.

„Okay du bist also Mika! Ich hatte damals deine Anfrage beantwortet. Du bist herzlich willkommen“, sagt sie und mustert mich mit einem zwar freundlichen aber sehr scharfem Blick. „Wir können an Bord deine Hilfe ganz gut gebrauchen, einer der Matrosen ist erkrankt und fehlte heute Morgen schon beim Laden“, ergänzt sie, als ob sie sicher gehen wollte, dass ich wirklich alles von Anfang an zur Kenntnis nehme.

„Das freut mich sehr. Ich möchte gerne helfen und hier auch was lernen. Welche Arbeit habt ihr denn für mich?“, frage ich, während ich die mir entgegen gestreckte Hand drücke.

Kapitän Rowansons Händedruck ist kräftig und ihr Blick lässt nach wie vor nicht von mir ab. Sie erinnert mich in gewisser Weise an meine Mutter, wenn sie aus dem Büro unserer Gemeinschaft die Arbeitsplanung kommuniziert.

„Zuerst bekommt Joe seine Unterschriften, dann zeige ich dir die »Colombo«“, antwortet sie nach einigen langen Sekunden und wendet sich schließlich Joe zu, ohne mir eine klare Antwort zu geben.

Joe und Leandra erledigen den Papierkram relativ schnell und beide verabschieden

sich wie Freunde, die sich schon lange kennen. Ich gönne mir inzwischen ein tiefes Durchatmen. Joes letzte Worte, bevor er von Bord geht, gelten überraschend mir:

„Mika, schön, dass wir uns über den Weg gelaufen sind. Ich wünsche dir eine gute Überfahrt und vielleicht sehen wir uns bei deiner Rückreise ja wieder“, sagt er und ich kann spüren, dass er es ernst meint.

„Danke, das hoffe ich auch. Ich werde die spannenden Einblicke, die du mir in den letzten beiden Tagen gegeben hast, so schnell nicht wieder vergessen.“ Wir schütteln uns die Hände zum Abschied und danach ist er weg.

Über die Reling gebeugt verfolge ich die fließenden Manöver der »Fabienne«, die sich dann schnell entfernt. Der Blick von hier oben ist phantastisch. Die mitgebrachte Ladung scheint an Bord bereits vertäut zu sein. Zwei Leute sichern noch die Passerelle an Deck und verschwinden dann aus meinem Blickfeld. *›Ich glaube, es geht gleich los …‹,* vermute ich. *›Ab jetzt also wochenlang keinen festen Boden mehr unter den Füßen, sondern nur noch Wasser …‹* Ein bisschen mulmig ist mir schon.

„Wenn du hier oben auf der Brücke das Ablegen beobachten willst, dann zeige ich dir unser Schiff später“, höre ich Leandras Stimme hinter mir.

„Oh ja“, stottere ich aufgeschreckt, „das wäre prima.“

In meinen Gedanken ist diese Frau gerade noch als Schiffskapitän gespeichert worden und das flößt mir unheimlichen Respekt ein.

Der Küstenstreifen der Camargue zieht am Horizont ostwärts. Die »Colombo« nimmt langsam Fahrt auf und die Hafeninsel liegt bald weit hinter uns. Der Himmel ist immer noch klar und blau und nur einige Möwen machen sich durch ihre Rufe bemerkbar. Das flaue Gefühl im Magen, das ich auf der »Fabienne« hatte, hat nachgelassen. *›Es ist alles halb so schlimm‹,* sage ich mir und versuche die Landschaft in mich aufzunehmen, im Bewusstsein, dass das ein Abschied ist. *›Ein Abschied auf Zeit?‹* Das große Containerschiff fühlt sich wie sicherer Boden an, zumindest jetzt, wo das Meer so ruhig ist. Und doch spüre ich ein leichtes Kribbeln im Bauch und in den Beinen. *›Was ist das für eine Vibration?‹* Mein Blick schweift zu den Rotoren. *›Das ist also der Grund!‹* Ich vermute, dass die Drehbewegung als Schwingung auf das ganze Schiff übertragen wird. Die Markierung an den Rotoren lässt die Drehung deutlich erkennen.

„Die Vibrationen hören ab einer bestimmten Drehzahl auf. Die Dämpfung der Rotoren ist seit Monaten nicht mehr angepasst worden. Du gewöhnst dich aber

schnell an das Brummen und nimmst es bald nicht mehr wahr“, erklärt Leandra, die plötzlich wieder neben mir steht.

„Wäre das eine Aufgabe für mich? Ich bin in Maschinenbau ziemlich fit“, höre ich mich sagen, während ich mich ernsthaft frage, ob ich mich an dieses plötzliche Erscheinen der Kapitänin gewöhnen werde.

„Ja, das hatte ich beim Lesen deiner Anfrage schon bemerkt und umso einfacher ist mir meine Entscheidung gefallen, dir eine Mitfahrgelegenheit anzubieten. Ich hoffe auch, dass du uns hier unterstützen kannst. Wie auch immer, die Dämpfung ist das kleinste Problem, das mein Schiff hat. Ich hatte da eher an die Wartung und Reparatur der Rotoren gedacht. Wäre das auch was für dich?“

In Leandras Stimme erkenne ich keine Bitte, sondern einen Befehl, dem ich mich schlecht erwehren kann.

„Ja, das hört sich spannend an. Mache ich gerne“, stimme ich ihr zu.

„Okay. Dann ist das abgemacht. Du wirst dich um die beiden Vorderen kümmern. Wartungs- und Reparaturhandbücher findest du in unserer Bibliothek“, beschließt Leandra in einem klaren Ton. „Und jetzt komm Mika, ich zeige dir kurz das Schiff und deine Unterkunft hier an Bord.“

Sie verlässt die Brücke, ohne auf mich zu warten und ich folge ihr, als ob das selbstverständlich ist, als ob ich schon immer solche Anweisungen entgegengenommen hätte. *›Puh …!‹* Ich bin etwas überrascht von meiner Reaktion. Der Weg führt über steile Treppen und lange Korridore an verschiedenen Bereichen vorbei. Leandra geht sicheren Schrittes voran und schaut nicht hinter sich, ob ich ihr auch folge. Sie öffnet eine große Tür, zeigt in den dahinterliegenden Raum und dreht sich dann zu mir. Zum ersten Mal nach der Brücke treffen sich unsere Blicke. Ich habe das Gefühl, dass sie mich erneut mustert.

„Hier, unsere Kantine. Frühstück ab fünf, Mittag ab zwölf und Abendessen nach achtzehn Uhr“, rattert sie in geschäftsmäßigem Tonfall, um sich dann dem Raum zu zuwenden „Hallo Horst, was gibt’s heute zu Mittag?“, begrüßt sie den Koch, der zwischen hängenden Pfannen und Suppenlöffeln am anderen Ende der Küche zu erahnen ist.

„Dasselbe wie gestern!“, antwortet dieser frech, „Für die Fleischesser gibt’s Lasagne oder Fisch, die Anderen bekommen Grünzeug“.

Dann dreht er sich lachend und offensichtlich unbeeindruckt zu seinen Kollegen um,

die mit verschiedenen Aktivitäten in der Schiffsküche beschäftigt sind.

„Sein Essen ist viel besser als seine Witze …“, kommentiert Leandra mit einer überraschend sanften Stimme und setzt den Rundweg mit mir fort, bevor ich auch nur hallo sagen konnte.

Die Korridore werden breiter und an den Kreuzungen sind Hinweisschilder, die die Orientierung erleichtern. Wir biegen nun Richtung Mannschaftsräume ab. *›Der Rundgang war ja kurz.‹* Leandra öffnet eine der Kabinen.

„Das wird für die nächsten Wochen dein Zuhause sein. Kabine neun. Ist leicht zu merken. Oder?“, schmunzelt sie.

„Okay, ja das kann ich mir merken. Der Weg zur Bibliothek ist auch nicht sehr weit, wenn ich die Schilder richtig interpretiere. Nur, wie komme ich in den Bug zu den vorderen Rotoren?“, frage ich schnell, um eine Antwort zu bekommen, bevor sie möglicherweise wieder verschwunden ist.

„Leg erst mal deine Sachen hier ab. Wir werden das nach dem Mittagessen erledigen. Wir sehen uns gleich in der Kantine.“

Sie schaut mir noch einen Augenblick fest in die Augen, dreht kurz auf dem Absatz um und verlässt den Bereich in die Richtung, aus der wir hergekommen sind.

›Das ist eine Erscheinung …‹ Ich atme tief ein und aus, während ich mich umschaue. *›Mein neues Zuhause! Gar nicht so übel! Platz genug ist hier ja.‹* Eine Sitzecke, ein Schreibtisch mit Monitor, das Bett und der Schrank runden das Innenleben ab. Und alles aus demselben dekorativen Holz zusammengebaut. Ich lasse meinen Rucksack und meine Jacke im Zimmer und suche im Gang, unterwegs zur Kantine, noch einen Hinweis auf das WC.

◊ ◊ ◊

In der Kantine sitzen ein dutzend Leute an einem langen Tisch. Leandra ist mit dabei und in ein angeregtes Gespräch vertieft. An der Essensausgabe angekommen entscheide ich mich für die Gemüselasagne.

„Neu hier?“, fragt mich ein älterer Mann, der mir den Teller füllt. „Ich bin Knut. Wenn ich nicht in der Küche Essen ausgebe, dann arbeite ich in der bordeigenen Tischlerei und Schreinerei. Hast du dein Zimmer schon gesehen, die Möbel kommen alle von mir.“

„Jetzt gib mal nicht so an, Knut!“, poltert Horst aus dem Küchenraum. „Hilf mir

lieber mal beim Nachtisch!“

„Danke, Knut, ich bin Mika. Ja, mir sind die Möbel in meinem Zimmer schon aufgefallen. Die sehen einfach gut aus!“, bedanke ich mich bei ihm und suche die Getränkeausgabe.

„Gleich links neben dir, dort findest du die Getränke“, ruft Knut mir nach und verschwindet in den Küchenraum.

Ich stelle noch ein großes Glas Wasser aufs Tablett und setze mich an den langen Tisch. Ich schaue in die Runde und hoffe, dass mein Gesicht freundlich aussieht. Wenn ich erstaunt und unsicher bin, sehe ich meist etwas ernst aus, ist mir mal gesagt worden.

„Hallo zusammen, ich bin Mika und werde bis Accra dabei sein!“

Alle blicken mich kurz an und ein freundliches Gemurmel heißt mich willkommen.

„Passt mal auf Leute!“, ruft Leandra in die Runde. „Mika, unser Neuer! Wenn er sich eingelebt hat, dann wird er die Wartung der vorderen Flettner-Rotoren übernehmen, dann ist wenigstens die Arbeit von Pierre, der ja leider im Krankenhaus liegt, verteilt. Gibt’s noch was, was Mika erledigen könnte? Er kennt sich mit Maschinenbau aus und hat behauptet mit den beiden Rotoren nicht wirklich ausgelastet zu sein!“, grinst sie mich herausfordernd an.

„Ich könnte noch etwas Hilfe in der Werkstatt gebrauchen, wir werden ein paar Werkzeuge selbst ersetzen müssen, die kamen laut der Ladepapiere diesmal nicht mit. Aber dafür sind nun zwei Dämpfer für die Rotoren an Bord. Vielleicht können Mika und Joshua beim Tausch helfen“, verlautet Knuts Stimme, der sich neben mich gesetzt hat und mir väterlich eine Hand auf die Schulter legt.

„Das ist ja mal eine gute Idee!“, stimmt ihm Leandra zu. „Okay. Habt ihr alle aufgepasst? Dann wisst ihr jetzt, was ihr zu tun habt“, fährt sie mit Nachdruck fort und wendet sich dann ihrem Essen zu.

Irgendwie bin ich bereits angekommen, wie es scheint, auch wenn das alles sehr schnell passiert. Kaum war ich an Land, bin ich jetzt auf hoher See und übernehme Aufgaben, die ich mir nicht erträumt hätte. Es soll wohl so sein.

Auf der linken Seite, *›An »Backbord« wie die Seeleute sagen …‹*, gibt es ein Bullauge, durch das das im Wasser reflektierte Sonnenlicht zu sehen ist. Die Wellen sind nur angedeutet und alles ist im Moment ruhig. *›Schiff ahoi!‹*, lächele ich mir zu, mit dem Mund voller Lasagne.

Flettner-Rotoren

Ich stehe an der Reling außerhalb der Kantine und genieße den Fahrtwind, der nach Salz und Algen riecht. Nach dem relativ üppigen Essen tut mir das sehr gut. Die Möwen sind bereits nicht mehr zu sehen und die Küste ist nur ein dunkler Streifen am nördlichen Horizont. Wie ich gerade gelernt habe, stehe ich auf der Steuerbordseite des Schiffes und somit im Schatten der Kommandobrücke. Die Mittagssonne knallt im Moment heftig auf die Stahlplatten der »Colombo« und ich wünsche mir ehrlich nicht wirklich da arbeiten zu müssen. *›Die Kapitänin hat mich ganz schön vorgeführt, vor der Mannschaft …‹,* meine ich nachdenklich. Ich weiß, dass es eher wertschätzend gemeint war, aber es setzt mich auch ganz schön unter Leistungsdruck. Wenn ich es richtig aufgenommen habe, dann müsste sich jetzt gleich Joshua bei mir melden, der große junger Mann, mit den halblangen, dunklen Haaren, der neben Leandra am Tisch saß. Mit ihm zusammen soll ich mit der Arbeit beginnen. *›Es geht ziemlich schnell, das Einleben auf dem Schiff, oder?‹* Hinter mir quietscht die Kantinentür und eine raue Stimme ruft mich.

„Hallo Mika, wollen wir uns gleich mal an die Arbeit machen?“, fragt Joshua und geht ohne zu warten in Richtung Werkstatt.

›Das scheint hier die Regel zu sein‹, fällt mir auf. *›Einfach etwas fragen und nicht auf Antwort warten, sondern gleich weitermachen … ob das mit der Kapitänin zusammenhängt? Vielleicht färbt das ab?‹* Ich folge Joshua in die Werkstatt, wo er einige Werkzeuge zusammensucht und in einem Rollcontainer sammelt.

„Das werden wir gleich brauchen“, strahlt er mich an, als ob wir schon dicke Freunde wären und bereits viel zusammengearbeitet hätten. Er heftet dann ein kleines Gerät an den Rollcontainer. „Weißt du, was das kleine Ding tut?“

„Nein, nicht genau, aber ich vermute, dass es eine Steuereinrichtung ist, die mit dir gekoppelt ist?“, entgegne ich etwas verlegen. *›Prüft er mich, oder was?‹*

„Genau. Der Rollcontainer folgt mir dann Schritt für Schritt, bis ich den Launcher wieder abnehme“, erklärt er und zeigt auf einen der Spinde im Umkleidebereich der Werkstatt. „Hier findest du auch Arbeits- und Sicherheitskleidung. Ich hoffe, du hast deine Körpermaße richtig übertragen, dann sollte ja alles passen. Auf dem Spind steht auch dein Name drauf“, entgegnet er meinem etwas verwirrten Blick.

Ich suche den Spind und wir ziehen uns um. Ich lege mir auch die dickere Arbeitsjacke über die Schulter. *›Wer weiß, wozu das gut ist …‹*

„Und hier hast du auch einen Launcher, kannst ihn mit dem Kommunikator auf dich programmieren.“

Er hält mir ein weiteres Exemplar der Steuereinheit hin und mustert mich einige Sekunden kritisch, bis er endlich zufrieden mit dem Ergebnis meiner Bemühungen zu sein scheint.

„Komm, wir gehen oben übers Deck zu den Rotoren, noch ein bisschen Sonne, Wärme und frische Luft tanken.“

„Das ist eine gute Idee, zumal ich mich an der Aussicht nicht sattsehen kann“, entgegne ich, froh darüber, dass es wieder an die Luft geht.

„Das kommt schon noch“, murmelt Joshua und geht zügig voran.

Er scheint fünf oder sechs Jahre älter als ich zu sein und seine trainierte Körperhaltung sowie das von Wind und Sonne gebräunte Gesicht verraten, dass er schon eine Weile auf diesem Schiff tätig ist. *›Er muss sich für mich verantwortlich fühlen‹,* vermute ich unterwegs, während wir in Richtung Schiffsbug über das Deck stapfen. Der rollende Werkzeugkoffer surrt hinter uns her, erkennt offensichtlich alle Hindernisse und vermag ihnen auszuweichen, einschließlich mir selbst, falls ich mal plötzlich stehen bleibe.

„Bist du schon länger auf der »Colombo«?“, frage ich Joshua, um auch mal ungefragt etwas zu sagen.

„Ich bin nun schon das dritte Jahr hier“, antwortet er, ohne sich umzudrehen. „Und mir macht dieses Schiff einen riesigen Spaß und riesig viel Arbeit. Aber ich glaube, ohne diese Mannschaft und unsere Kapitänin wäre es nicht das gleiche Schiff.“

„Aber wenn du schon drei Jahre auf See bist, wo leben dann deine Familie und Freunde?“

„Meine Frau Ava lebt und arbeitet auch hier an Bord. Die meisten unserer Freunde auch. Aber unsere Familien leben an Land. Einmal im Jahr verbringen wir eine mehrwöchige Pause bei Ihnen“, erzählt er. „Aber einige hier an Bord sind, wie du, nur für eine oder wenige Passagen dabei, andere machen das eine Zeit lang und verschwinden dann wieder.“

„Weißt du schon, wie lange du noch zur See fahren willst?“

„Nein Mika, das ist nicht vorhersehbar. Wenn meine Frau schwanger werden würde, oder jemand von uns schwer krank wäre, würden wir wohl wieder aufs Land ziehen. Aber beides ist bisher nicht eingetreten, also bleiben wir erstmal.“

„Ich merke seit dem ich unterwegs bin, dass überall Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft großgeschrieben wird. Auch hier an Bord war es ein herzlicher Empfang“, stelle ich eher für mich fest.

„Ja, so sind die Menschen, wenn es ihnen gut geht“, entgegnet Joshua. „Es geht aber auch anders. Es ist nicht überall so, auch wenn wir in den Lehrjahren beigebracht bekommen, dass diese Art gut ist und überall zu finden sei. Wenn man so lange zur See fährt, dann trifft man viele Menschen und, auch wenn manches überall anzutreffen ist, kann man nicht erwarten, dass überall in derselben Art gelebt wird …“, sagt er noch und es macht mich sehr neugierig, was er wohl damit meint.

„Ich verstehe nicht ganz …“, fange ich an zu fragen, aber Joshua ist nicht gewillt das Thema zu vertiefen.

„So, lass uns bitte jetzt mal den Steuerbord-Rotor auseinanderbauen …“, wendet er sich von mir ab.

Wir sind am vorderen Teil des Schiffes angekommen und der Rotor auf der Steuerbordseite wurde bereits abgeschaltet. Die Markierung zeigt, dass sich nichts mehr dreht. *›Hier vorne bläst der Wind nun viel kräftiger, gut das ich die dicke Arbeitsjacke mithabe.‹*

„Die Ersatz-Kugellager für die Rotoren sind ja bei der der ersten Lieferung heute Morgen mit an Bord gekommen“, weiß Joshua. „Bevor wir die Alten ausbauen können, müssen wir die Verkleidung demontieren. Lade dir doch bitte noch das Rotorhandbuch aus der Bibliothek auf deinen Kommunikator. Dann kann einer von uns darin nachlesen und der Andere schrauben und wir vergessen nichts Wichtiges! Ich habe das praktisch auch noch nie gemacht, nur ein Video gesehen.“

„Geht klar. Zur Demontage des Gehäuses steht ein Warnhinweis wegen der dahinterliegenden Stromversorgung“, lese ich laut vor „Als Erstes also Sicherung abschalten! Steht da.“

„Sicherung abgeschaltet, klar. Das Gehäuse wäre geschafft“, meldet Joshua. „Für das Anheben des Rotors brauchen wir noch den hydraulischen Heber“, meint er und fährt ein großes rollendes Werkzeug an den Rotor.

Wir brauchen nur einige Minuten und das defekte Kugellager ist gegen das Neue ausgetauscht. Auch das Absenken des Rotors geht zügig voran und wir verschließen die Verkleidung wieder.

„Was fehlt jetzt noch?“, frage ich Joshua, der sich die Hände mit einem

Baumwolllappen sauber wischt.

„Wie meinst du das? Was soll noch fehlen?“, fragt er.

„Na, der Strom ist noch abgestellt. Du weißt besser welche Sicherung du da vorhin rausgenommen hattest“, schmunzle ich.

Joshua stapft zum Schaltschrank und werkelt dort kurz rum.

„Noch was, Herr Professor?“, meint er und muss lachen.

„Nein, alles gut!“, zwinkere ich ihm zu.

„Das war gute Arbeit und Spaß hattet ihr offensichtlich auch“, meint Knut, der offensichtlich schon etwas länger hinter uns steht und uns beobachtet. „Ich suche einen speziellen Schraubschlüssel. Habt ihr den vielleicht in Gebrauch gehabt?“

„Was genau suchst du denn?“, frage ich Knut etwas irritiert. „Sagt mal, habt ihr alle hier das sich Anschleichen obligatorisch lernen müssen? Ihr erscheint immer so, wie aus dem Nichts …“

„Einen HexStix 25“, antwortet Knut und lacht herzlich dabei. „Nein, nein, keine Angst, das ist keine Absicht. Du bist noch neu und deswegen kannst du die Geräusche des Schiffs von denen der Kollegen noch nicht unterscheiden. Das ist uns allen am Anfang auch so ergangen. Aber, das gibt sich nach einigen Tagen.“

„Das kann ich bestätigen“, meint Joshua zu mir. „Ich hatte Knut schon vor einiger Zeit bemerkt … den hier? Da steht HS25 drauf!“, meint er dann zu Knut.

„Genau den suche ich. Danke!“

Knut schnappt sich den Schraubenzieher und verschwindet wieder. Wir packen alles zusammen in den Rollcontainer und überqueren erneut das Deck in Richtung Werkstatt. Die Sonne hat sich merklich bewegt, während wir gearbeitet haben. Die Uhr bestätigt mir, dass die gefühlten paar Minuten in Wirklichkeit fast anderthalb Stunden gedauert hatten. Joshua gibt mir eine Flasche Wasser und wir setzen uns erst mal an den Pausentisch. Die Vibration des Schiffes ist durch die hölzerne Sitzfläche des Werkstattstuhls gut spürbar und gleichzeitig beruhigend. Durch das kleine, runde Fenster hinter Joshua sehe ich die glitzernde Wasseroberfläche, die sich bis zum Horizont erstreckt. Etwas lässt mir keine Ruhe.

„Was hast du eigentlich vorhin, bei der Arbeit, gemeint, als du gesagt hast, dass es nicht überall so freundliche Menschen gibt?“, frage ich in den Raum hinein, ohne Joshua direkt anzusehen. Mir ist klar, dass ihm das Thema Unbehagen bereitet und möchte ihm auch nicht zu nahetreten, aber die Aussage machte mich echt stutzig.

„Das hast du dir wohl gemerkt, was?“, murmelt Joshua und setzt sich etwas gerader auf seinem Stuhl.

„Kannst du was darüber erzählen, bitte? Ich bin neugierig, weil ich zum ersten Mal unterwegs bin und gerne wissen würde, was mich da draußen alles erwarten kann.“

„Nur Gutes, bestimmt …“, versucht Joshua mir zu versichern, ich sehe aber, dass sein Lächeln nicht wirklich ernst gemeint ist.

„Das kaufe ich dir nicht ab“, wehre ich mich dagegen. „Ich merke doch, dass du nicht gerne darüber reden möchtest und das spornt mich doch noch mehr an, dich danach zu fragen … Erzähl doch, bitte, so schlimm kann es doch nicht sein, oder?“

„Mann, was hatte ich wohl gesagt, dass du es so interpretierst? Ich meinte nur, dass nicht alles Gold ist, was glänzt. Eine alte Weisheit, die auch in der Gegend geläufig sein sollte, wo du bisher gelebt hast … es gibt die Theorie und die Praxis, jüngere und ältere Menschen, unterschiedliche Auffassungen darüber wie das Leben gelebt werden soll und einige dieser etwas anderen Auffassungen haben auch die letzten vierzig Jahren überlebt, verstehst du jetzt?“

„Ehrlich jetzt? Nein, ich verstehe noch weniger als vorher. Worüber redest du denn überhaupt?“, schaue ich ihn mit großen Augen an.

„Mika, wie alt bist du?“, fragt Joshua, ohne auf meine Frage einzugehen.

„Bin achtzehn geworden, vor einigen Monaten. Was hat das damit zu tun? Wie alt bist du denn, doch nicht viel älter, oder?“

„Ich werde in einem Monat achtundzwanzig und bin seitdem ich achtzehn war, stets zur See gefahren. Ich bin in Algerien geboren und bisher schon zwei Mal um den Globus gesegelt. Ich bin zwar nicht so uralt wie Horst, hab aber schon einiges erlebt. Glaub mir bitte, es gibt noch Dinge auf dieser Welt, die du nicht wissen möchtest, gerade weil du noch so jung und unerfahren bist. Vielleicht solltest du damit warten, bis sie dir persönlich begegnen, und dann deine eigenen Schlüsse ziehen.“

Joshuas Stimme klingt sehr ernst und gar nicht belehrend. Aber das bringt mir jetzt gerade nicht viel, denn meine Neugierde ist bereits so groß geworden, dass ich ihn jetzt erst recht nicht in Ruhe lassen kann.

„Sag mal“, fange ich vorsichtig an, „dir muss doch klar sein, dass du mich nur anstachelst, wenn du so kryptisch darüber redest. Jetzt mach’ nicht so eine große philosophische Sache daraus und erzähl mir bitte zumindest ein Beispiel von dem, was

du meinst, sodass ich mir ein Bild machen kann, worum es eigentlich geht“, sage ich und versuche meinen Worten, mit einem sehr ernsten Blick, das nötige Gewicht zu verleihen.

Joshua schaut mir direkt in die Augen, zum ersten Mal seitdem wir uns begegnet sind. Er scheint abzuwägen, ob er mir tatsächlich seine Gedankenwelt eröffnen soll, oder nicht. *›Das ist etwas unangenehm jetzt …‹,* denke ich noch, bevor er doch anfängt zu reden.

„Schau mal, Mika, ich will dich echt nicht beeinflussen. Du wirst mit der Zeit deine eigenen Erfahrungen machen und daraus lernen. Das einzig Wichtige, was ich dir sagen kann, ist, dass es gefährlich wäre anzunehmen, dass alle Menschen, überall auf der Welt, genau nach denselben Werten zu leben vermögen, wie die Menschen es dort tun, woher du kommst.“

Sein Blick ist eindringlich auf mich fixiert und ich spüre, dass es keinen Sinn machen würde, noch mehr darauf zu bestehen.

„Okay, ist gut“, sage ich schließlich. „Ich muss dann wohl noch warten.“

Joshua scheint auf einmal erleichtert zu wirken. Er steht auf, ohne den Blick von mir abzuwenden und geht zum Getränkeautomaten in der Ecke des Raumes.

„Magst du auch noch was zu trinken?“, fragt er mit einer aufgesetzt normalen Stimme.

Ich bin etwas sauer. So nicke ich nur kurz und lasse meinen Blick wieder durchs Fenster gleiten. Die Spannung zwischen uns ist nicht weg, aber sie hat gerade eine andere Qualität bekommen. Wir sind uns nähergekommen, auf einer Weise, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Joshua reicht mir eine Flasche Limonade und bleibt vor mir stehen. Ich schaue ihn wieder an.

„Was ist?“

„Sei mir nicht böse, bitte“, höre ich ihn sagen. „Es ist nicht so, dass ich ein Geheimnis daraus machen möchte. Aber die Erfahrungen solcher Art sind sehr persönlich und ich kenne dich noch nicht gut genug … vielleicht ein anderes Mal, okay?“

Er lächelt mich verlegen an und ich lächle zurück, auch verlegen, obwohl ich nicht genau weiß, warum ich nun verlegen sein sollte. *›Fremdschämen?‹*

„Keine Ursache, Mann. Wie ich sagte: Ist schon gut. Ich verstehe, dass du deine

Gründe hast. Wohl ist mir zwar nicht dabei, aber was soll's, die Welt geht deswegen nicht unter, oder?"

„Danke", meint Joshua. „Ich muss jetzt noch etwas erledigen. Ich vermute, dass du für heute erst mal Feierabend zum Eingewöhnen und Einrichten haben kannst. Viel Spaß dabei", fügt er noch schnell aus der Tür hinzu, bevor er dann verschwindet.

Ich sitze jetzt alleine in der Werkstatt und habe keine Lust in meine Kabine zu gehen und meine Sachen auszupacken. Nicht, dass viel Auszupacken wäre. Aber ich brauche mal Zeit, um über das, was gerade geschehen ist, nachzudenken. Reflexartig zücke ich den Kommunikator aus der Tasche. Es gibt bestimmt etwas in Ethans Notizbüchern, dass sich auf das, was Joshua angesprochen hat, bezieht. Ich bin innerlich unruhig und unausgeglichen, nach dem gerade beendeten Gespräch. Ich brauche eine Erklärung, etwas, was mir ein klareres Bild verschaffen kann. Die Suche nach »Werte« und »Gewalt« ist das erste, was mir gerade einfällt. Das Archiv spuckt mehrere Einträge aus.

19. Februar 2033

Ich hab noch mal mit Volker gesprochen. Er ist ein vernünftiger und sehr überlegter Mann, habe ich das Gefühl. Wir sind dann von Tür zu Tür gegangen, in der ganzen Straße und auch einige Straßen weiter, um weitere Menschen zu finden, die mit uns eine Solidargemeinschaft bilden wollen. Volker meinte auch, dass jeder für sich alleine dem Untergang geweiht sein wird, wenn das alles so weitergeht. Unsere Suche hat gefruchtet: Wir haben einige Nachbarn gefunden, die auch früher bei einer SoLaWi Mitglieder waren. Wir wollen uns treffen und besprechen, wie wir uns für den Frühling organisieren können. Wir haben unsere Gärten und könnten gut miteinander kooperieren, sodass wir alle einigermaßen über die Runden kommen können.

Arthur meint auch, dass das eine sehr gute Idee sei. Er hat zwar keine Erfahrung mit Landwirtschaft, aber er könnte gerne beim Organisieren helfen und würde auch mit anpacken wollen. Ich vermute, dass ihm eine Beschäftigung, die ihn herausfordert, auch sehr guttun würde.

Ich hoffe sehr, dass das alles klappen wird. Ich befürchte, dass diese Situation noch viel länger andauern wird, als es uns lieb ist und, auch wenn mir längst klar ist, dass diese Katastrophe auch ein immenses Potential zur Veränderung in sich birgt, es wird uns aber nichts nutzen, wenn wir diese Transitionszeit nicht überstehen …

Noram ist ohne uns etwas zu sagen in die Stadt gegangen. Er hat eine Packung Waschmittel, Zigaretten, AAA-Batterien, Zahnseide und, oh Wunder, drei Packungen Dinkel-Nudeln und eine Flasche Sonnenblumenöl mitgebracht. Alles nützlich, aber nicht viel zum Essen. Dabei wäre er von einer Gruppe sehr unfreundlicher Männer, die das Stadtviertel offensichtlich für ihr Territorium halten, fast geschnappt worden und konnte sich nur durch Wegrennen retten. Er meinte, dass in der Stadt kaum Polizei zu sehen sei und wenn, dann nur in gepanzerten Fahrzeugen und voller Kampfmontur. Vor den Türmen im Bankenviertel standen auch gepanzerte Fahrzeuge und bewaffnete Sicherheitsleute. Die bestehen anscheinend auf einen mindestens 50 Meter breiten Streifen »Niemandsland« rundum die Gebäude … die lassen unter Androhung von Waffengebrauch keinen näher ran kommen.

Auf vielen Straßen, die wie verlassen schienen, kam Noram gut voran. Nur an den Kreuzungen in der Nähe der Villenviertel gab es aber viele Barrikaden und Kontrollposten. Diese Zonen schienen regelrecht abgeriegelt worden zu sein. Auf den Straßen gab es viele ausgebrannte Autowracks. Und aus manchen Fenstern in den oberen Stockwerken stieg auch Rauch auf. Die Menschen schienen dort Feuerstellen eingerichtet zu haben. Vor einigen Supermärkten waren auch bewaffnete Sicherheitsleute, aber niemand schien rein oder rauszugehen.

Noram vermutet, dass sie von lokalen Gruppen in Besitz genommen wurden. Er sah auch einen Hubschrauber, der über dem Flughafen zu fliegen schien. Ansonsten gab es wenig zu berichten. Gerüchte über Verteilungsstellen der Regierung, nach denen Noram auch Ausschau gehalten hatte, haben sich nicht bewahrheitet. Zumindest nicht in den Vierteln in den Noram unterwegs war.

Aus unseren Gesprächen mit den Menschen in der Umgebung, die Volker und ich regelmäßig führen, wird allmählich klar, dass keine Lieferketten mehr existieren und die Lebensmittelversorgung in allen Großstädten und Ballungszentren nun komplett zusammengebrochen ist. Das heißt wohl, dass nun die industrielle Lebensmittelproduktion auch still steht. Die Mengen der eingelagerten Lebensmittel gehen zur Neige und inzwischen sind Schwarzmärkte entstanden. Anscheinend gibt es täglich Kämpfe wegen der Lebensmittel und deren Umverteilung. Viele Menschen flüchten deshalb aus den Städten aufs Land.

Das bedeutet, dass parallele Versuche auf jedem grünen Flecken Erde Gemüse und Getreide anzubauen, unter Umständen mit Waffengewalt gegen Fremde und Plünderer verteidigt werden müssen …

Das ist keine schöne Aussicht, aber, in meiner Wahrnehmung, ziemlich realistisch.

13. August 2033

Unser Garten sieht gut aus, wir können aber nicht wirklich viel ernten. Die Konservenvorräte werden bald komplett aufgebraucht sein. Sie haben schon lange genug gehalten. Wir essen so sparsam, dass Adina bereits Schwächeanfälle hat, Arthur auch. Er bewegt sich nur langsam und sehr vorsichtig. Noram und mir geht es etwas besser, anscheinend, aber ich tue eigentlich nur so … Ich habe mittlerweile chronischen Hunger. Ich hätte nie gedacht, dass ich dieses Empfinden wirklich kennenlernen würde … wenn ich nur daran denke, wie viele Millionen von Menschen genau das täglich erlebt haben, während ich es mir noch nicht vorstellen konnte, dann wird mir meine, unsere westliche Arroganz und Überheblichkeit schmerzlich bewusst.

Uns geht es heute aber immer noch besser als anderen Menschen, auch hier in Deutschland. Die Gemeinschaft der Nachbarn hat sich gut organisiert. Wir verfügen über einige Kleingärten hinter den Häusern und haben sogar auf einem kleinen Acker neben der Autobahn weitere Kartoffeln und Kürbis angebaut. Wir haben das alles hinter

hohen Büschen versteckt und versuchen unbeobachtet dahinzukommen und zurückzugelangen. Viele in der Gemeinschaft haben Sorge, dass wir die Ernte an Diebe und Räuber verlieren werden.

Die Situation im Stadtgebiet ist sehr ernst. Es gibt überall Müllberge und der Gestank ist bei der Hitze fast nicht mehr zu ertragen. Ich habe selbst Ratten auf den Straßen gesehen. Streunende Hunde und Katzen sind dagegen eher selten zu sehen. Ich möchte mir nicht vorstellen warum … es gibt Gerüchte, dass Cholera ausgebrochen wäre.

Am Eingang zum Rathaus war ein Aushang, dass alle Bürger verpflichtet sind, ihre Toten ohne Aufforderung und umgehend zu begraben. Es waren auch Orte außerhalb der traditionellen Friedhöfe aufgelistet, die für diesen Zweck nun offiziell ausgewiesen und beschildert wurden.

Noram kam zufällig an einer Stelle vorbei, an der gerade aus einem LKW Lebensmittel verteilt wurden. Eine Kompanie bewaffneter Soldaten bewachte den LKW und zusätzlich versuchten einige Sicherheitsleute die Menschenmenge ruhig zu halten und die Verteilung geordnet und zügig durchzuziehen. Noram hat sich in der Schlange angestellt, musste aber nach zwei Stunden mit leeren Händen wieder weggehen. Das Mehl und der Reis – je ein Kilogramm pro Person – sind kurz vor ihm ausgegangen. Er war jedoch von der Ruhe, in der alles stattfand besonders beeindruckt. Er meinte, dass die Menschen sehr ernste, leere Blicke hatten. Fast niemand hatte gesprochen. Nur wenige flüsterten. Die Soldaten trugen volle Kampfmonturen und Masken, sodass man ihre Gesichter nicht erkennen konnte.

Bin gestern mit Volker im Umland gewesen, bei den Höfen unserer früheren SoLaWi. Die stehen ja noch in Verbindung mit uns. Bei einem Hof war die Scheune zum Teil abgebrannt. Die Familie hatte dabei auch den Vater verloren. Er hatte sich mit den Marodeuren angelegt, die Essensvorräte stehlen wollten. Sie hatten ihn einfach erstochen und dann liegen lassen. Seine Frau und die kleine Tochter hatten sich im Keller versteckt und gewartet bis alle weg waren. Das

Feuer war wohl ein Unfall, weil die Frau ihre Öllampe in der Scheune vor Schreck hat fallen lassen, als sie ihren Mann dort liegen sah. Er hatte da wohl noch geatmet und sie wollte ihn noch versorgen. Aber das Feuer brach aus und sie versuchte noch, ihren Mann aus der brennenden Scheune zu zerren. Einige Nachbarn kamen und halfen beim Löschen. Der Mann war aber zwischenzeitlich verstorben … zum Glück fanden die Räuber aber nicht alle Vorräte … wir gingen diesmal ohne etwas mitgenommen oder getauscht zu haben.

Diese beiden Einträge handelten wohl von den Anfängen der Transformation, wie sie Ethan beschreibt. Es sind damals harte Zeiten gewesen, die kann und möchte ich mir heute kaum vorstellen. Es hat offensichtlich an allem gefehlt. Die Menschen mussten aber irgendwie überleben. Extreme Reaktionen könnten dadurch sicherlich gerechtfertigt werden. Theoretisch ist das alles nachvollziehbar, aber tief in mir spüre ich dazu gar nichts. Ich kann mich nicht wirklich in diese Menschen hineinversetzen. Ich war selbst noch nie in einer solchen Situation. *›Ich habe noch nie Hunger erleiden müssen …‹,* blitzt ein Gedanke vor meinem inneren Auge, so stark, dass mir der Atem stockt. Mein Herz pocht gerade, als ob es aus der Brust rausspringen will. Ich versuche tief ein- und auszuatmen. Es wird mir schummerig gerade. Ich brauche Luft. *›Eine Panikattacke …?‹* Bin das nicht gewohnt. Es sind doch letztendlich nur Worte auf dem Kommunikator-Bildschirm. Mir droht ja keine Gefahr. *›Warum bin ich denn so betroffen?‹*, frage ich mich und stolpere bis zum nächsten Bullauge. Die Seeluft tut mir gut. Meine Knie sind etwas zittrig. Im Inneren hat sich etwas bewegt und ich meine jetzt zu erahnen, was Joshua meinte. Nicht in seinen Worten, aber in seiner Haltung.

Ich setze mich wieder auf dem hohen Schemel an der Werkbank und lese weiter.

12. Juli 2044

Wir sind alle weiterhin geschockt, dass so etwas überhaupt in unserer Gegend noch passieren kann. Ich dachte wirklich, dass zumindest in der unmittelbaren Region alle alten gewaltbereiten Strukturen wie Armeen, Paramilitärs und Banditen fast komplett aufgelöst wären. Ja, das Wichtigste hier scheint das Wort »fast« zu sein. Die kriminellen Milieus haben immer mehr ihrer Mitstreiter verloren, da diese sich nun immer häufiger in Gemeinschaften zu integrieren versu-

chen. Aber offensichtlich noch nicht alle!

Wir waren nicht darauf vorbereitet. Besser gesagt, wir haben es uns nicht mehr vorstellen können und dann ist es auch uns passiert: Wir sind tatsächlich von einer Gruppe wandernder bewaffneter Menschen überfallen worden. Die haben wirklich versucht, warum auch immer, unsere Gemeinschaft in Geiselhaft zu nehmen.

Wir hatten echt Glück, dass Frank und Valentin den Einbruch gestern Abend rechtzeitig bemerkt haben. So konnten wir uns alle erst in Sicherheit bringen und die sonstigen Fenster und Türen verbarrikadieren, bevor unsere Jungs die drei Männer unter Androhung von Schusswaffen, die wir tatsächlich nicht haben, in den Speisesaal festsetzten. Ich muss jetzt zwar schmunzeln, aber zu der Zeit des Geschehens war das gar nicht lustig. Diese Männer hatten Pistolen und Macheten und haben gar nicht so freudig darauf reagiert, als sie merkten, dass ihre Rechnung mit uns nicht aufgeht.

Drei Stunden waren sie in unserem Speisesaal und, wie wir merkten, waren sie auch froh etwas zum Essen gefunden zu haben. Adina meinte, nach dem wir sie durch einen Spalt beobachtet haben, dass sie gar nicht so gewalttätig aussehen würden und wollte mit ihnen reden und anbieten, dass sie bei uns übernachten können, wenn sie wollen. Sie wollten aber nicht mit uns reden. Einer hat einfach nur geschrien, dass er uns umlegen wird, sollten wir reinkommen. Wir wussten nicht wirklich, wie wir das Problem lösen sollen. Als sie alles an Essen, das sie finden konnten, in eine Tischdecke eingepackt hatten, sind sie einfach durch die Tür rausgegangen und in die Nacht verschwunden.

Ich frage mich inständig was mit diesen Männern los war, was sie gesucht haben, was sie tatsächlich von uns wollten und vor allem warum sie partout nicht mit uns sprechen wollten. Offensichtlich waren sie hungrig, aber wo wollten sie denn hin und warum haben sie sich unser Angebot nicht angehört?

Wir erleben gerade das Ende einer für alle bisher sehr schwierigen Zeit. Der Umgang der Menschen untereinander hat sich um einiges

verbessert und die früher allgegenwärtige Gewaltbereitschaft, hat stark nachgelassen. Es gibt nur noch sehr wenige bekannte Enklaven, die sich noch an die alte Lebensweise halten. Und doch gibt es noch solche Menschen, die offensichtlich nicht anders können … Ich fühle tief mit ihnen, denn sie tun das bestimmt nur um zu Überleben, und ich habe Angst vor ihnen, da sie uns allen sehr weh tun könnten …

Die Gemeinschaften sind prinzipiell für alle Menschen offen und niemand wird grundsätzlich abgelehnt. Bei gewalttätigen Individuen versucht jede Gemeinschaft mit den ihnen gegebenen Einflussmöglichkeiten auf die jeweiligen Menschen einzugehen, so wie wir es mit diesen uns fremden auch getan haben. Es geht aber auch um die Menschen, die bereits Mitglieder einer Gemeinschaft geworden sind und weiterhin ein gewalttätiges Verhalten aufweisen. Zum Einsatz kommen in solchen Fällen einfache Gesprächsangebote bis hin zum Verweis aus der Gemeinschaft, wenn dauerhaft keine Verhaltensänderung erfolgt.

Im MultiNet haben sich mittlerweile viele Foren zu dem Thema gebildet und es gibt bereits Menschen, die sich als Mentoren dieser Problematik angenommen haben. Sie können sich aufgrund ihrer eigenen spirituellen Entwicklung auf einer anderen Bewusstseinsebene diesen gewaltbereiten Menschen annähern und möglicherweise Einfluss nehmen. Einige dieser Mentoren sind auch bereit, zu den betroffenen Gemeinschaften zu reisen und Kontakt zu diesen gewalttätigen Individuen zu suchen.

Was mich am traurigsten macht ist, dass Adina und ich uns auch als Mentoren gemeldet hatten. Aber in dieser Situation gab es keine Möglichkeit, kommunikativ an diese Menschen heranzukommen.

Mein Herz hat sich beruhigt und ich fühle mich etwas gefasster. Der letzte Eintrag ist offensichtlich vom Ende der heißen Phase der Transformation. Interessant zu lesen, wie mein Urgroßvater darüber nachdachte, damals, als die Menschen direkt mit der Situation konfrontiert wurden und nach nachhaltigen Lösungen gesucht hatten. Aus dieser Perspektive erscheinen mir die Worte Joshuas in völlig anderem Licht. Er will mir vermutlich sagen, dass Menschen, die auf Kosten anderer leben wollen und be-

reit wären, dies auch mit Gewalt durchzusetzen, auch heute noch denkbar wären. Dass es sich hier um einen fortwährenden Prozess handelt, bei dem es immer wieder solche Individuen geben kann, mit denen mit entsprechender Vor- und Umsicht vorgegangen werden muss.

Es ist als ob gerade ein Schleier gelüftet wurde. Ich atme noch mal durch, diesmal viel leichter als vorher. Ich bin bisher noch nie mit dem Thema »Vertrauen« in dieser Form konfrontiert worden. Wo denn auch? Ich bin zum ersten Mal von Zuhause weg. Zuhause vertrauen wir uns alle gegenseitig und ich nahm an, dass dies überall und mit allen Menschen ganz normal wäre. Joshuas Worte machen mir aber klar, dass das wohl nicht immer der Fall ist. *›Wie hatte er gesagt? »Ich kenne dich noch nicht gut genug«? … recht hat er.‹* Wir kennen uns kaum und ich erwarte, dass er mir sein Inneres offenbart. Ein Inneres, das von Erfahrungen geprägt wurde, die offensichtlich nicht alle angenehmer Natur waren. *›Puh …‹*

Ich stehe auf. Mein Kopf fühlt sich mit einem Mal wie leer an. Ich bewege mich ruhig zu meiner Kabine, fühle mich aber wie ferngesteuert. Meine Hände packen meine Sachen aus und ich beobachte mich dabei, wie ich mich in der Kajüte etwas heimischer einrichte. *›Es wird eine lange Reise, wie es scheint …‹*

Saintes-Maries-de-la-Mer - Tanger

Zwischenstopp Tanger

„Die »Colombo« wird heute am frühen Abend noch Tanger anlaufen und weiteres Stückgut sowie zwei Passagiere aufnehmen. Bei der Gelegenheit werden unsere Nahrungsmittelvorräte auch wieder aufgefüllt“, verkündet Leandra durch das Lautsprechersystem. „Wir brauchen zwei Leute zum Festmachen im Hafen. Und wir sollten wenigstens zu viert mit anpacken und den Ladevorgang tatkräftig unterstützen. Wir bleiben die Nacht über im Hafen und laufen morgen früh erst wieder aus.“

Ich melde mich im Schiffssystem als potentieller Helfer beim Packen an. Ich freue

mich wieder an Land gehen zu können. *›Wenigstens spielt das Wetter mit, nach den letzten stürmischen Tagen. Ich sollte mal von Land aus zuhause anrufen, seit einer Woche hatte ich keine Möglichkeit dazu‹,* setze ich mir einen gedanklichen Merker.

Knut erscheint in der Werkstatttür und schnauft kurz auf.

„Ich denke, wir haben nun die letzte Kiste verstaut und Leandra sollte zufrieden sein“, meint er mit einem breiten Grinsen.

„Gehst du heute Abend auch an Land?“, frage ich ihn. „Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen wie sich richtiger fester Boden unter den Füßen anfühlt.“

„Ja klar, Mika, einen Landgang sollte man nicht verpassen. So oft haben wir die Gelegenheit ja nicht“, antwortet Knut. „Ich habe gesehen, dass du dich auch beim Packen gemeldet hast. Du lässt aber auch keine Arbeit aus, so wie ich das die letzten Tage beobachten konnte.“

„Weißt du, bevor es langweilig wird, packe ich lieber mit an. Das habe ich schon zuhause so gelernt. Aber am meisten freue ich mich heute darauf, mal wieder die Stimmen meiner Familie zu hören. Und ich hoffe, dass mein Kommunikator keine Probleme bereitet.“

„Ach, das wird in Tanger schon klappen. Das funktioniert alles wie gewohnt“, versichert mir Knut. „Aber die Verbindung über Funk, unsere einzige Kommunikationsader in den letzten Tagen auf See, ist für mehr als ein paar einfache Informationen nicht geeignet“, erklärt er mir.

„Ja, das habe ich mir gedacht. Es wäre mir auch viel zu wenig gewesen, nach so langer Zeit nur eine Textnachricht schicken zu können“, stimme ich ihm nachdenklich zu.

„Sie fragen sich bestimmt, wie es dir geht, oder? Und du hast sicherlich eine ganze Menge zu erzählen …“, lächelt Knut mich an. Er schnappt sich seinen Seesack, der neben der Tür abgestellt ist und eilt die Passerelle runter.

„Hey, wo gehst du hin?“, frage ich noch. „Kannst du mich bitte mitnehmen? Ich bin doch noch nie hier in Tanger gewesen …“, murmle ich ihn noch hinterher, allerdings vergebens.

Er ist bereits an Land und entfernt sich schnellen Schritts in Richtung Innenstadt. *›Der hat offensichtlich einen Plan für seinen Landgang … so einen brauche ich auch noch …‹* Ich schultere meinen Rucksack auch und gehe langsam runter von Deck. Die Luft ist heiß und weit und breit ist kein Schatten zu sehen. Die weißgetünchten

Gebäude strahlen so stark, dass ich mir jetzt eine Sonnenbrille wünsche. Der steinerne Pier, an dem wir angelegt haben, erstreckt sich bis zur Hafenmeisterei. Daneben sehe ich ein Informationsterminal. Ich gehe erstmal dahin und bemerke, dass das Gehen auf festem Boden nicht mehr dasselbe ist, wie es war, bevor ich auf das Schiff kam. *›Ich glaube, ich bin nun landkrank, oder so …‹*

Mein Kommunikator versucht sich gerade seit fast fünf Minuten in das lokale Netz einzuwählen, leider ohne sichtbaren Erfolg. Ich weiß aus dem Benutzerhandbuch, dass es zum Teil Konfigurationsunterschiede geben kann, die nur an Ort und Stelle angefragt und gelöst werden können. Im Infobereich des Hafenterminals finde ich endlich die Einstelloptionen für das lokale Netz. Es ist kein großer Unterschied, aber doch wesentlich. Der Kommunikator läutet kurz als die automatische Synchronisation mit dem Netz anfängt.

›Schatten suchen und entspannen ist jetzt erstmal angesagt.‹ Neben dem Informationspunkt ist ein Lebensmittelautomat mit Wasserspender, an dem ich meine schon leere Flasche wieder mit Wasser auffülle. Ein paar Schritte weiter, auf einer kleinen Terrasse am Straßenrand, bieten einige verblichene Sonnenschirme Schatten an. Ich setze mich an einen der Tische. Allerdings, irgendwas stimmt an diesem Ort nicht. Ich bin der einzige, der auf der Straße ist.

Der Synchron-Vorgang ist beendet. Ich kann mich jetzt ins Netz einwählen. Der Kommunikator meiner Mutter leitet mich gleich auf die Sprachbox um.

„Hallo Mama“, murmle ich auf den Anrufbeantworter. „Ich bin momentan in Tanger und bis morgen früh zu erreichen. Grüße bitte alle von mir.“

Der nächste Versuch ist Lares. Er hatte in den letzten Tagen schon mal versucht mich zu erreichen. Die Verbindung klappt diesmal.

„Lares, schön, dass zumindest du erreichbar bist!“, freue ich mich sein Gesicht zu sehen. „Hatte gerade Leyla zu erreichen versucht. Vergebens.“

„Ja, ist nicht verwunderlich, Simon und Leyla sind zu Opa gefahren, dem geht’s nicht sehr gut.“ Lares Stimme klingt traurig. „Ich war vorgestern bei Noram. Ich glaube, er bekommt nicht wirklich noch was mit. Mich hat er nicht erkannt, trotz mehrerer Minuten Ansprache, und ist schnell wieder eingeschlafen. Ich weiß echt nicht, wie lange er so noch durchhalten kann …“

Ich spüre wie mein Herz in meiner Brust schmerzt und eine undefinierbare Angst sich langsam breit macht. Es ist mir plötzlich klar, dass es wohl möglich sein könnte, dass

ich Opa nie wieder lebend sehen werde. Aber ich bin der große Bruder. Ich versuche die Situation sachlich anzugehen.

„Wenn ich Opa richtig in Erinnerung habe“, sage ich mit etwas zittriger Stimme, „war er ja immer darauf bedacht, sein Leben schmerzfrei beenden zu können. Ich will hoffen, dass ihm dieser Wunsch erfüllt wird.“

„Ich glaube, da musst du dir keine Sorgen machen. Mama und Papa haben das im Griff …“, versucht Lares mich zu beruhigen.

›Lares versucht mich zu beruhigen … na, das ist mal was Neues … ich bin anscheinend doch nicht mehr der so große Bruder …‹

„Wo steckst du denn mittlerweile?“, fragt er und sein Gesicht zeigt, dass er eigentlich irgendwohin eilen möchte.

„Wir sind heute in Tanger gelandet und ich habe mal wieder festen Boden unter den Füßen. Fühlt sich irgendwie seltsam an“, antworte ich kurz. „Du, der Gedanke lässt mich nicht los. Was denkst du, wird Opa bald sterben? Ich fürchte echt, dass ich ihn nicht wiedersehen werde …“

„Das kann ich dir nicht beantworten, mein Lieber. Aber Papa hat den besseren Überblick. Er spricht viel mit den Ärzten. Sobald die beiden zurück sind, werde ich sie bitten, sich sofort bei dir zu melden“ ,versichert mir Lares.

„Ja, bitte mach das. Ich komme mir, so weit weg von zuhause, gerade hilflos vor“, gestehe ich ihm. „Sag mal, was machst du denn so den ganzen Tag?“, versuche ich mich von Opas Situation abzulenken.

„Ich habe momentan viel am Campus zu tun. Das neue Schuljahr hat angefangen und wir orientieren uns an den neuen Themen. War bei dir bestimmt nicht anders. Oder?“, fragt er etwas außer Atmen und ich sehe, dass er offensichtlich unterwegs ist.

„Ja Brüderchen, war zu meiner Zeit auch so. Aber wo rennst du denn hin, das dir die Zunge aus dem Mundwinkel hängt?“, frage ich neugierig.

„Ich versuche noch die InterMod zum Campus zu erreichen“, stöhnt er in den Kommunikator. „Ich sag mal tschüss und bis bald.“

„Alles klar. Lares, wir hören uns“, meine ich, aber Lares ist schon weg.

Ich schaue auf den bereits schwarzen Bildschirm und frage mich, ob ich jetzt auch Ajola anrufen sollte. Mir ist nicht unbedingt wohl dabei. Es ist schon eine Weile her, seitdem wir zuletzt miteinander gesprochen haben, und ich kann mich noch gut

erinnern, dass wir damals nicht in Eintracht auseinander gegangen sind. *›Wie es ihr jetzt wohl geht?‹*

Ich trinke noch einen ordentlichen Schluck Wasser. Die Halbliterflasche ist schon zur Hälfte leer. Der Schirm wirft zwar einen guten Schatten, aber mein T-Shirt ist am Rücken durchgeschwitzt und es ist nicht ein Hauch von Wind zu spüren. Der Pier und das Meer sind wage am Ende der Straße noch zu sehen, aber sonst sind hier nur die weißgetünchten Häuser. Die Straße mündet in Richtung Siedlungsmitte in einen winzigen Platz, den ich von hier aus nur erahnen kann. Ich sollte gehen und die Umgebung erkunden, habe aber irgendwie keine Kraft dazu. Es ist kurz vor zwölf und der Kommunikator meint, dass es im Schatten etwa vierzig Grad sind. So fühlt sich das auch an. Ich bin so eine Hitze nicht gewohnt, das laugt mich ganz schön aus. Auf der anderen Seite bin ich dadurch auch relativ ruhig und entspannt. Ich wundere mich nicht mehr, dass ich bei dieser Hitze der Einzige bin, der auf der Straße verweilt. *›Ich sollte echt irgendwo reingehen, mir von den Leuten hier ein Beispiel nehmen und nicht in der prallen Sonne draußen sein …‹,* denkt sich etwas zwischen meinen überhitzten Neuronen und bleibt aber dort, dazwischen, auch stecken.

„Ich wusste nicht, dass du selbstmordgefährdet bist …“, höre ich eine Stimme hinter mir. „Magst du nicht lieber mit reinkommen, Mika, hier drin ist ja viel angenehmer.“

Ich schaue mich um und sehe niemanden. Erst nach einigen Sekunden merke ich, dass die Stimme, die ich mittlerweile als die von Knut erkenne, aus meinem auf dem Tisch gestellten Kommunikator kommt. *›Wann zum Teufel habe ich das Ding auf den Tisch gestellt? Ich muss wohl langsam durchdrehen hier …‹*

„Ja“, sage ich schnell, mit der Angst kämpfend, dass Knut plötzlich wieder weg ist und ich ihn nicht wieder finde.

„Na, dann komm. Von dir aus nach rechts, Richtung Siedlungsmitte und dann noch ungefähr zweihundert Meter, auf der linken Seite, da wirst du eine rote Tür mit gelben Markierungen in der Mauer sehen. Es ist die einzige Tür in der Mauer, die kannst du nicht verfehlen. Klopfe einfach an, wenn du da bist.“

Die Verbindung ist weg, bevor ich antworten kann. Ich stehe auf und fühle mich echt nicht wohl. Die Flasche ist auch leer. *›Na gut, dann nach rechts …‹* Die ersten Schritte sind etwas mühsam, aber es geht langsam wieder. Nach einigen Minuten sehe ich

bereits die beschriebene Tür und wundere mich, warum es wohl auf der Straße nur diese eine Tür gibt. Ansonsten besteht sie nur aus recht hohen Mauern auf beiden Seiten. Eine enge, weiße Gasse zwischen zwei hohen Mauern. Kein Fenster, nichts. *›Hmm …?‹*

Nach meinem Klopfen passiert erstmal nichts. Ich versuche gerade Knut anzurufen, als die Tür aufgeht und dabei schrecklich knarzt. Im Schatten des Türrahmens steht eine komplett in schwarz gekleidete Gestalt und betrachtet mich mit großen Augen, ohne irgendwas zu sagen.

„Ähm, Knut …?“, schaffe ich nach einigen Sekunden zu stammeln.

„Knut? Hmm …“, meint auch die schwarze Gestalt und öffnet die Tür komplett, sodass ich durchgehen kann, geht aber keinen Deut zur Seite.

Ich stehe deswegen noch verunsichert davor und weiß nicht recht, was ich tun soll. Dann höre ich wieder Knuts Stimme, diesmal aus dem Inneren des Hauses kommend.

„Mika? Bist du es? Komm doch rein, Aisha wird dir nichts tun …“, höre ich ihn herzlich lachen. „Sie spricht nur arabisch und hat auch keinen Kommunikator“, fügt er noch hinzu, während ich die schwarze Gestalt als recht junge Frau identifiziere, als ich an ihr vorbeigehe. „Sie ist unsere Gastgeberin hier“, höre ich Knut noch sagend. Er kommt mir in dem dunklen Gang entgegen. „Wir haben auch hier unser Traditionshaus. Hier wie überall, wo wir an Land gehen. Hier können wir uns vor der Hitze verstecken und etwas zu trinken und zu essen bekommen“, erklärt er.

Ich bin ziemlich unsicher in der Dunkelheit des schattigen Gangs und dankbar, als ich merke, dass Knut mich ohne weitere Worte einfach an der Hand nimmt. Ich folge ihm in einen Raum voller Leute, von denen einige von der »Colombo« sind. Viele Gesichter sind mir jedoch unbekannt. Meine Augen gewöhnen sich nur langsam an das wenige Licht, das durch die vergitterten Oberlichter, wie ein weißer Schleier von der Decke herabzufließen scheint. Der Raum sieht aus, wie aus einer alten Erzählung über den Orient. Die Wände sind mit Teppichen behangen und überall gibt es Sofas und Kissen, auf den die Leute sehr bequem zu sitzen scheinen.

Die Atmosphäre ist entspannt und die vielen Stimmen sind überraschend leise und gedämpft. Das Gespräch stockt für einen Augenblick, als ich den Raum hinter Knut betrete. Blicke mustern mich vom Kopf bis Fuß und für einige Sekunden herrscht eine ruhige Stille. Auf den Tischen stehen Tassen, Gläser und Becher mit Getränken

die nach Aromen duften, dir mir weitestgehend unbekannt sind. Dazu gibt es Körbe und Platten mit exotischen Früchten, die ich aus Bildern in Botanik-Büchern kenne, bei uns allerdings noch nie angefasst, geschweige denn gegessen hatte.

„Setzt dich hier zu uns“, lädt mich Knut ein und ich lasse mich auf der Ecke eines Sofas, neben drei anderen Kollegen von der »Colombo« nieder.

Wie von einem geheimen Zeichen gesteuert, werden die Gespräche wieder genauso entspannt fortgeführt, wie vor meiner Ankunft. Das beruhigt mich etwas. Die Stille war schon etwas unheimlich.

„Was ist das hier genau?“, frage ich in der Runde mit leiser Stimme.

„Wie ich schon sagte, das ist eines unserer Traditionshäuser, und zwar das in Tanger“, antwortet Knut.

„Ja, klar. Aber was ist ein Traditionshaus genau? Ich kenne das gar nicht …“

„Du bist ja auch noch sehr jung“, meldet der Nachbar links neben mir, ein kleiner, stämmiger Mann mit Glatze und anscheinend ungefähr auch so alt wie Knut. Ich hatte ihn auf der »Colombo« noch nicht gesehen. „Ich bin Alfredo“, stellt er sich vor. „Ich kümmere mich um die Mechanik der Savonius-Rotoren auf unserem Schiff. Ich erfuhr von Joshua, dass du ja schon mal mit den Innereien der »Colombo« Bekanntschaft gemacht hast?“, meint der Glatzkopf zu mir und schaut mich so an, als ob er schon über mich Bescheid wüsste.

„Das stimmt, Joshua hat mir bereits einiges im Inneren der »Colombo« gezeigt. Eine sehr interessante Arbeit. Bist du dann der Chef der Mechaniker? Oder wie soll ich das verstehen?“, frage ich etwas provokativ, da mir sein Ton nicht so gut passt.

„Nee, nicht Chef“, erwidert Alfredo schmunzelnd. „Sagen wir mal so: Ich habe unter Umständen die meiste Erfahrung damit und werde deswegen oft, vor allem von euch Jungspunden, aus meiner verdienten Ruhe mit unsäglichen Fragen gestört …“, erklärt er mit aufgesetzter Ernsthaftigkeit und schaut grinsend in die Runde.

Wie abgesprochen fangen alle am Tisch an zu lachen und schauen mich dabei amüsiert an. Knut legt seine Hand auf meine Schulter und flüstert mir ins Ohr:

„Alfredo ist in der Tat der Chefmechaniker auf der »Colombo«. Das heißt, dass er der dritte Mann in der Hierarchie des Schiffes ist, nach Leandra und Thomé, der erste Offizier an Bord. Und Alfredo ist dazu schon fast sein ganzes Leben auf diesem Schiff. Man munkelt, dass er sogar beim Stapellauf dabei war …“

›Jetzt ist es amtlich, ich habe es geschafft mir auf der »Colombo« Freunde zu ma-

chen!‹, schäme ich mich und suche eine Möglichkeit, um in den Boden zu versinken, ohne dass ich viel Aufsehen errege.

„Aber du fragtest nach dem Traditionshaus, nicht wahr“, höre ich wieder Alfredos Stimme und merke überrascht, dass keine Animositäten zu spüren sind.

„Ähm, ja, das wollte ich eigentlich wissen … wenn das möglich ist …“, stammele ich schnell etwas zusammen.

„Na, ja, wie ich schon sagte“, fängt Alfredo an zu erzählen, „du, und viele andere hier, seid noch sehr jung, aber früher gab es solche Häuser auch und sie nannten sich Restaurant, oder Kneipe, oder Taverne. Dort ließen sich die Seeleute nieder, wenn sie an Land gingen und konnten sich für das, was man damals Geld nannte, zu essen und trinken und …“, in die Runde bedeutungsvoll schauend, „vieles andere kaufen. Die Zeiten haben sich, zum Glück, verändert. Heute werden die Seeleute auch ohne Geld versorgt, und zwar jeweils von den lokalen Gemeinschaften, die die Transportschiffe überall auf der Welt nutzen. Wir tun unsere Arbeit auf einem dieser Transportschiffe und werden hier von Freunden versorgt, die mit unserem Schiff all das bekommen, was sie brauchen. Und ihrerseits können sie die Dinge verschiffen, die andere andernorts brauchen. Es ist anders als früher, denn es gibt nichts mehr zu kaufen, und doch sehr ähnlich, denn wir …“, und hier schaut er nochmal sehr bedeutungsvoll in die Runde, „… Wir haben hier Freunde und Freundinnen, die dafür sorgen, dass wir bekommen, was auch immer wir benötigen. Und das ist sehr gut, nach so einer langen Zeit weg von Zuhause“, schließt er mit Nachdruck seine Rede ab.

Mein Gesicht strahlt wohl mein totales Nichtverstehen aus. Denn nach einigen Augenblicken, in denen mich alle wie gebannt angucken, ist das darauf folgende Gelächter so gewaltig, dass mir langsam unwohl wird. Ich weiß wirklich nicht, wovon der alte Mann überhaupt spricht, warum das alle so komisch finden, und es scheint so zu sein, dass ich der einzige Unwissende bin.

„Hey Mika“, legt Knut seine Hand mal wieder beruhigend auf meine Schulter. „Mach dir nichts draus. Deine Neugierde kannst du mit einer gezielten Suche nach den Stichworten »Geld«, »Seefahrer« und »Sex« in deinem Kommunikator befriedigen“, weist er mich freundlich an. „Wie sieht’s aus? Durst und Hunger? Ich kann dir die regionale Küche nur empfehlen.“

„Ja, genau, aber pass mit der Schärfe auf!“, meint der Mann neben Alfredo zu mir.

„Nicht alles kann unser ungeübter Magen vertragen. Und siehe bitte zu, dass du noch etwas übrig lässt, ansonsten bekommst du noch mal so viel dazu. Die Sitte hier besagt, dass jemand, der sein Teller leer isst, noch hungrig sein muss. Aber die Leute hier haben nicht viel. Wir sind bedacht unsere Mahlzeiten mit Vernunft zu uns zu nehmen und die Gastfreundlichkeit nicht überzustrapazieren."

Die junge Frau, die mich auch reingelassen hatte, serviert mir auf einer Holzplatte verschieden zubereitete Speisen. Ein junger Mann, auch in Schwarz gehüllt, stellt mir ein Tablett mit schwarzem Tee dazu. Ich bedanke mich bei beiden und während ich neugierig den leisen Gesprächen meiner Tischnachbarn lausche, verzehre ich die Köstlichkeiten mit großem Genuss.

„Na, das hat dir wohl geschmeckt!", sagt Alfredo in einem etwas freundlicheren Ton, als er sieht, dass ich fast alles aufgegessen habe.

Er steht auf und verschwindet mit zwei weiteren Kollegen von der »Colombo« hinter einer Tür am Ende des langen Flurs.

„Was machen die jetzt? Wo sind die hin?", frage ich neugierig und schaue Knut an.

„Hast du meine Suchempfehlung bereits in deinen Kommunikator eingegeben? Ich denke nicht …", grinst er mich breit an. „… Sonst würdest du jetzt nicht fragen."

Der Eintrag im MultiNet zu »Geld«, »Seefahrer« und »Sex« führt mich zu zwei weiteren Einträgen:

> *Prostitution versus einvernehmliche erotische Beziehung. Nachdem das Geld immer mehr an Bedeutung verloren hatte, hat auch die Prostitution ihre Basis verloren, da Geld keine Macht mehr über Menschen ausübte und sie nicht mehr gezwungen waren, ihre Sexualität zu verkaufen um überhaupt Leben zu können. Nachdem die gewachsenen Gemeinschaften die Versorgung der Individuen sicherstellen konnte, blieb die essentielle, kulturell geprägte Frage aber erstmal bestehen: Wie soll Sexualität gelebt werden? In vielen Gemeinschaften der nördlichen Halbkugel hat sich das Model der einvernehmlichen erotischen Beziehung etabliert. Dies impliziert alle Geschlechter mit allen ihren Bedürfnissen gleichermaßen. In andern Kulturen haben sich andere Schwerpunkte herausgebildet. Allen voran in ehemals islamisch geprägten Regionen sind die Fragen nach Freizügigkeit und Einvernehmlichkeit nicht mehrheitsfähig beantwortet worden. Hier haben sich regional stark unterschiedliche Ansichten etabliert. Bei Besuch in diesen Regionen sollten sich Reisende mit Nachsicht und Umsicht auf die regionalen Gepflogenheiten einlassen.*

Und in den Notizbüchern von Ethan finde ich …

5. September 2017

Gerade ist das Prostituiertenschutzgesetz in Deutschland in Kraft getreten. Nun müssen alle Prostituierten »zum Schutz« mit einem kleinen Klappausweis herumlaufen, dem sogenannten »Hurenpass«. Mir ist nicht ganz klar, wer da vor wem »beschützt« werden soll.

Aber dem Gesetzgeber, der leider nicht das Volk ist, ist doch schon längst klar, dass das doch nichts bringt!!! Dass die Prostitution doch nichts anderes ist, als Gewalt gegen Menschen … und die Anerkennung als Beruf? Was soll der Quatsch??? Diese Leute kommen doch aus der Teufelsspirale aus Drogen, Gewalt, Geld und Sex nur extrem schwer wieder heraus und der Nachschub für das Milieu kommt dann einfach »verschleppt und versklavt« unerkannt aus dem Ausland – ohne Berufsnachweis, ohne Schutz … So werden weiterhin – überwiegend Frauen – zur bezahlbaren Ware gemacht! Und ein »Hurenpass« ist dann am Ende nur eine Bestätigung der sozialen Diskriminierung, der stets wirtschaftlich schwach gehaltenen Menschen anheimfallen müssen, denn so ist das systemisch gesehen ja von vornherein angelegt.

Ich finde es schon bezeichnend, dass der G20-Gipfel in Hamburg stattfand, und zwar in der Nähe von St.-Pauli … und dass die Reaktionen der Mächtigen und der Polizei in diesem Jahr so hart ausgefallen waren.

Sollten sich jetzt alle freuen, dass die »Ehe für alle« endlich auch in diesem Land möglich sein wird? Ändert das etwas an der Tatsache, dass Menschen sich weiterhin für ihren Lebensunterhalt selbst verkaufen müssen?

›Wo bin ich hier hingeraten?‹ Ich verstehe nicht so ganz, um was es hier geht. Ethans Eintrag gibt mir keine Antwort zu der Frage, die ich Knut gestellt habe. Er grinst mich weiterhin besserwisserisch an. Eine vage Idee habe ich schon, aber ich merke, dass ich mich gerade mit dem Thema nicht auseinandersetzen möchte.

Wie auch immer. Ich muss noch mal versuchen mit meinen Eltern zu reden. Ich suche mir noch was zu trinken und folge dem Flur und dem Licht bis zu einem kleinen Innenhof. Die Sonne scheint immer noch sehr hell und die Luft ist so heiß wie

zuvor, aber der quadratische Raum, obwohl nicht überdacht, befindet sich meist im Schatten. Ich finde unter einer kleinen Palme eine Bank und setze mich hin. Der junge Mann aus dem Gemeinschaftsraum sitzt auf der Bank gegenüber, in der Sonne, und ist mit seinem Kommunikator beschäftigt. Mein Kommunikator zeigt an, dass er kein Netz findet.

„Hallo“, rufe ich dem Jungen zu. „Ich bekomme hier kein Netz …“

„Hi, ja, komm hier her, hier klappt es besser“, antwortet er. „Ich bin übrigens Tarek“, fügt er hinzu, als ich näher komme.

„Ich bin Mika, danke für den Hinweis“, sage ich und setzte mich neben ihn auf die Bank. „Ja, hier geht’s. Wollte den Landgang nutzen, um mal mit der Familie und Freunden zu reden.“

„Das machen viele, wenn sie von ihren Schiffen hierherkommen“, grinst der junge Mann. „Dann lass dich mal nicht stören“, sagt er und will aufstehen.

Seinen Worten nach zu urteilen, ist der junge Mann kein Seemann, sondern lebt hier, in der Hafengemeinschaft.

„Eine Frage noch, Tarek“, halte ich ihn kurz auf. „Darf ich dich bitte was fragen? Ich verstehe noch nicht richtig, wie euer Traditionshaus funktioniert. Wenn ich deine Worte richtig interpretiere, dann lebst du hier, im Hafen. Wie ist das Leben hier?“

„Ja, das stimmt. Ich lebe hier, in der Hafengemeinschaft und, wie du richtig vermutest, kümmere mich auch um das hiesige Traditionshaus der Seeleute. Genaugenommen sind alle Traditionshäuser, alle Häfen und alle Schiffe auf einer Seeroute eine riesige Gemeinschaft, die fortwährend zusammenarbeiten“, antwortet er. „Die Traditionshäuser und die Häfen bilden auch eine dauerhafte Gemeinschaft, die sich, wie andere auch, selbst versorgen kann und von den umliegenden Gemeinschaften im Landesinneren unterstützt wird. »Eine Hand wäscht die andere«, hätte man früher gesagt. Heute würde das Sprichwort etwas anders lauten. Vielleicht »Eine Hand hilft der Anderen«.“

Tarek scheint sich mit der Organisation hierzulande sehr gut auszukennen, obwohl er nicht viel älter als ich zu sein scheint.

„Aha, das ist ja dann ein komplexes Miteinander. Wie wird das koordiniert?“, frage ich neugierig weiter.

“In jedem Hafen gibt es ein Büro, wo die Anfragen für Logistik koordiniert werden, und das Büro ist manchmal sogar in dem jeweiligen Traditionshaus des Hafens

angesiedelt. Die Hafen-Gemeinschaft, also die Leute, die unmittelbar am Hafen leben, zu den auch ich gehöre, kümmern sich um die Angelegenheiten des Hafenbüros, wie um das Verladen von Lebensmitteln und anderen Rohstoffen, deren Transport organisiert werden will, sowie um das Traditionshaus, sodass die Seeleute mitversorgt werden können.“

„Verstehe. Also, auch eurem Einsatz verdanke ich, dass ich nun die Passage mit der »Colombo« nach Burkina Faso machen kann, oder?“

„Ja, prinzipiell schon. Aber hauptsächlich bist du auf dem Schiff gelandet, weil das Schiff an sich einen Platz für einen zusätzlichen Mitfahrenden hatte. Das ist nicht von uns abhängig, sondern von der Route und Fluktuation der Seeleute, die auf dem Schiff arbeiten. Es hätte auch ein anderes Schiff sein können, nicht unbedingt die »Colombo«“, meint Tarek und schaut mich etwas verwundert an. „Bist du zum ersten Mal unterwegs?“, fragt er nach einer kurzen Verzögerung.

„Ja, genau, ich bin zum ersten Mal von Zuhause weg“, antworte ich etwas verlegen.

„Ach, das erklärt wohl, warum du solche Fragen stellst“, schmunzelt Tarek und ich merke, dass er plötzlich gerader zu sitzen scheint. „Du bist also niemals in anderen Regionen der Welt gewesen, als in deiner eigenen Heimat?“, folgt er und sein fragender Blick verwundert mich noch mehr.

„Nein, ich hatte bisher noch keine Zeit dafür. War beschäftigt mit dem Studium“, meine ich kurz und irgendwie auf hab Acht.

„Studium, aha“, mustert mich Tarek und spitzt seine Lippen in einer Geste, die ich bisher nicht kenne. „Die »Colombo« kommt aus dem Süden Europas. Du musst dort eingestiegen sein, stimmt’s?“, sagt er, steht auf und geht einen Schritt zur Mitte des steinernen Hofes. „Wo kommst du ursprünglich her? Und was treibt dich um, dass du zur Reise aufgebrochen bist?“, fragt er noch mal und diesmal schaut er mir genau in die Augen, als ob er beobachten will, ob ich die Wahrheit sage.

„Ich bin im Zentrum Europas geboren, dort wo früher Deutschland war. Warum fragst du so? Ist das was Besonderes?“, versuche ich der Frage gerecht zu werden.

Tarek antwortet erst mal nicht. Er steht vor mir und mustert mich weiterhin mit einem konzentrierten Blick, dann fängt er an vor mir hin und her zu laufen, wie ein Tier in einem Käfig, wie ich es mal in einem Dokumentarfilm gesehen hatte. Auf einmal steht er wieder still und dreht sich wieder zu mir. Seine Stimme ist sehr leise und ich

habe Schwierigkeiten ihn zu verstehen, trotz der Übersetzung des Kommunikators.

„Naja“, fängt er vorsichtig an, „es sind nicht wirklich viele Menschen aus Europa, die hier vorbeischauen und noch weniger solche, die so jung sind wie du … nicht, dass ich viel älter wäre“, meint er nach einer kurzen Pause. „Ich schätze, dass du vielleicht zwanzig bis, also ungefähr so alt wie ich. Nur, ich habe bisher noch nicht studiert, so wie du, und ich bin zwar viel unterwegs gewesen, aber nicht, weil ich nichts anderes zu tun hatte, sondern weil hier das Leben einen dazu zwingt sich zu bewegen.“

„Ich wusste nicht …“, versuche ich etwas dazu zu sagen, aber Tarek sorgt mit seinem gehobenen Finger dafür, dass ich still bleibe.

„Klar wusstest du nicht, wie es anderswo ist, weil, trotz der elektronischen Vernetzung, nicht alles zugänglich ist, was das tatsächliche Leben anderswo ausmacht. Lass mich bitte deswegen, deine Fragen so beantworten, wie einer von außerhalb deiner bekannten Welt sie beantworten würde: Es ist nicht alles überall so, wie du es in Dokumentarfilmen über andere Regionen erfahren kannst. Das ist bestimmt nicht böse gemeint, aber, weißt du, die Menschen tendieren dazu das Schöne vor der Kamera zu zeigen und dass nicht so Angenehme zu verschweigen.“

„Ja, doch, ich muss dich aber noch was fragen“, sage ich aufstehend, denn es wird mir unangenehm von Tarek so, von oben herab angesprochen zu werden. „Was meinst du genau, wenn du sagst, dass du nicht studiert hast? Warum nicht? Habt ihr hier nicht dieselbe Möglichkeit zur Bildung, wie in anderen Regionen der Welt, wie dort woher ich komme?“

„Doch, die Möglichkeiten sind da. Nur, zuerst müssen wir satt werden und das ist hier zwar möglich, aber nicht so leicht wie woanders, nicht so leicht, wie bei dir zuhause, wo es viel Regen gibt und die Sonne mild ist, verstehst du?“

Tareks Augen glänzen in einer inneren Spannung, die ich mir nicht erklären kann. Ich kann jedoch spüren, dass nichts von dem, was er sagt, irgendwie erfunden oder gelogen ist. Er schweigt jetzt und ich fühle mich in einer mir noch unbekannten Art schuldig. Ich kann nicht sagen weshalb, aber es fühlt sich so an, als ob ich mich für mein bisheriges Leben Tarek gegenüber rechtfertigen müsste.

„Du meinst, dass die Jugendlichen hier keine Zeit zu lernen haben, weil sie zu viel für die Selbstversorgung arbeiten müssen. Ist es das, was du sagen möchtest?“

„In gewisser Weise schon. Bestimmt nicht alle. Es kommt darauf wie einer gebo-

ren wurde. Ich habe es auf jeden Fall bisher mit dem Studieren nicht weit gebracht …“

„Warte mal“, hake ich nach, „was meinst du mit Familie? Gibt es hier Unterschiede deswegen? Helft ihr euch denn nicht gegenseitig, oder wie soll ich das verstehen.“

Tarek lächelt so, als ob ihn Zahnschmerzen plagen würden.

„Doch, wir helfen uns gegenseitig und uns wird sogar auch aus Europa geholfen, von Gemeinschaften, die mit uns in Verbindung sind, von der anderen Seite des Mittelmeeres. Aber du kennst bestimmt die Regel, die besagt, dass jede Gemeinschaft erst dann unterstützt werden soll, wenn sie unter dem minimalen Anteil von siebzig Prozent der Selbstversorgung ankommt. Das haben wir bisher nie geschafft, ich meine unter die siebzig Prozent abzurutschen. Du musst verstehen, dass wir ein sehr stolzes Volk sind …“, fügt er hinzu und seine Augen strahlen eine tiefe Traurigkeit aus. „Die siebzig Prozent erreichen und halten wir schon lange. Der Preis dafür ist allerdings sehr hoch. Das meine ich damit. Ich und auch viele andere Jugendliche kommen nicht in den Genuss des Studierens, weil wir für die Gemeinschaft sorgen müssen.“

„Ja, verstehe“, murmle ich etwas geschockt. „Aber wer sind denn die Kinder, die sich die Weiterbildung erlauben können und warum?“

„Wenn du logisch nachdenkst, dann ist es ganz einfach. Es sind die unter uns, die nicht schwer arbeiten können, aus welchem Grund auch immer. Sie müssen sich für uns alle weiterbilden und unterstützen uns dann, mit dem gewonnenen Wissen und ihren neuen Fertigkeiten. Alles hat einen Sinn, aber es ist für die anderen, wie ich es bin, trotzdem nicht unbedingt eine schöne Sache nicht studieren zu können“, schließt er seine Erklärung ab und ich merke, dass er erstmal nichts mehr zu sagen hat.

„Ja, das ist logisch …“, sage ich leise.

Tarek steht noch vor mir als sein Kommunikator ein leises Klingeln ertönen lässt und uns wie aus einer Trance aufweckt. Nach einem kurzen Blick auf das Display verschwindet Tarek durch eine schmale Tür am schattigen Ende des Hofes.

◊ ◊ ◊

Mein Kommunikator weckt mich. Tareks Ausführungen über die Ungleichheit der verschiedenen Regionen auf diesem Planeten haben mich noch bis in den Schlaf begleitet. Wie könnte die Menschheit diese unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen besser ausgleichen? Die Fruchtbarkeit der Böden lässt sich beeinflussen,

der Wassermangel kann bekämpft werden. Nur das Klima entzieht sich, nach wie vor, unserer Einflussnahme. Ich suche nach »Solidarität« und das Notizbucharchiv liefert einen interessanten Eintrag.

17. April 2036

Ich kann kaum noch schreiben. Ich fühle mich schwach und kann mich nur sehr schwer konzentrieren. Gestern ist noch einer von uns gestorben. Dirk war nur fünf Jahre älter als Noram. Die unzureichende Ernährung und eine Lungenentzündung hat ihm nach langem Kampf, trotz unserer Anstrengungen, dann den Rest gegeben.

Mit ihm sind wir jetzt nur noch zweiundzwanzig geblieben …

Den verbliebenen Kindern geht es einigermaßen gut, aber wenn wir nicht bald eine bessere Wetterlage bekommen, dann wird es sehr eng werden.

Adina und Noram halten sich wacker. Vor allem nach dem Arthur von uns gegangen war, hat Noram noch intensiver, fast wie besessen an dem Funkgerät gearbeitet. Anscheinend, jetzt im Nachhinein betrachtet, hat ihm gerade diese Arbeit beim Überleben geholfen. Ich weiß ja nicht, woher er die Kraft nimmt, sich immer wieder auf die Suche nach den benötigten Teilen zu machen. Es hat sich aber gelohnt, als die Jungs diesen liegengebliebenen LKW gefunden hatten. Das gerade dort noch ein relativ gut erhaltenes Funkgerät zu finden war, hatte keiner erwartet. Noram konnte aber mit den Teilen von zwei kaputten ein Funktionstüchtiges zusammenbasteln. Respekt für meinen Sohn!

Das Funkgerät ist seitdem fast jeden Abend in Betrieb, auch wenn uns das viel Energie kostet, denn wir müssen den kleinen Stromgenerator mit Beinkraft in Bewegung setzen. Es gibt immer noch keine ausreichende Sonnenscheindauer und -stärke für unsere PV-Anlage. Die Vulkanausbrüche überall auf der Welt halten den Himmel weiterhin dunkel. Draußen wächst nach wie vor nichts. Nur in unserem Gewächshaus, mit ein wenig künstlichem Licht, können wir noch einige wenige Gemüsesorten wachsen lassen. Die halten diejenigen von

uns, die etwas stärker sind, noch am Leben.

Ich, wir alle sind Noram jeden Tag dankbar. Wir können jetzt jeden Tag mit anderen Menschen kommunizieren, überall auf der Welt. Aber das Wichtigste ist, dass wir dadurch ein aktiver Teil der lokalen Vernetzung wurden. Es sind erstaunlich viele Gemeinschaften in Deutschland, die, ähnlich wie wir, versuchen subsistent zu überleben … und alle haben viele Mitmenschen in diesem Winter verloren … mit diesen Überlebenden zu reden, uns auszutauschen, Lösungen für ähnliche Probleme zu besprechen, oder uns auch einfach mal gegenseitig etwas zu erzählen, das hilft uns allen. Zu wissen, dass wir nicht alleine sind, das gibt uns Mut durchzuhalten.

Was ich in den Gesprächen mit Menschen aus anderen Gemeinschaften, die über Funk mit uns reden, beobachte ist, dass gerade die Lebensbedingungen aller katastrophal schlecht sind, und immer mehr Menschen sich ernste Gedanken bezüglich der Art und Weise des gemeinsamen sozialen Umgangs miteinander machen.

Aus deren Aussagen wird klar, dass die wirtschaftlichen Regeln, die bisher als »normal« galten, in der jetzt gelebten Situation – ohne die versteckten und offenkundigen Erpressungsmechanismen – nicht mehr greifen können. Die alten Machtverhältnisse werden nicht mehr als Lösung angesehen, sondern nur noch als Hindernis. Die Menschen erkennen nun, was wirklich zum Überleben notwendig ist und was nicht. Viele scheinen zu erkennen, dass echte Solidarität und gelebte Kooperation immer mehr an Gewicht gewinnen und dass dies folgerichtig zur Gründung von neuen Solidargemeinschaften führt.

Für mich persönlich, gleichzeitig erfreulich aber auch erstaunlich ist, dass auch die Rolle und Verantwortung des Menschen zum Erhalt des planetaren Gleichgewichts und der Natur im Lichte der Ereignisse der letzten Jahre immer deutlicher werden. Ich muss gestehen, dass ich mich allein von diesem Gedanken getragen und energetisiert fühle – es ist wie eine berechtigte Hoffnung, dass ein Weg aus diesem dunklen Tal hinauf ins Licht führt …

Ich würde gerne die Menschen kennenlernen, deren Stimmen ich bereits über Funk kenne. Ich hoffe, ich werde bald im Stande sein zu reisen.

Bin irgendwie etwas enttäuscht von dem Text, weil Ethans Vorstellungen darüber, wie das Zusammenleben der Menschen mit ihrer Umwelt zu organisieren sei, aus meiner Perspektive noch sehr vage sind. Ich kann allerdings gut nachvollziehen, dass zu seiner Zeit diese Überlegungen erst eine Vision bildeten, die noch umzusetzen war. Für mich ist das bereits in großen Teilen gelebte Wirklichkeit. Mal wieder merke ich, dass die schon damals angefangene Umsetzung lange noch nicht fertig ist. Tareks Situation ist ein sehr gutes Beispiel dafür, was heute, trotz aller guten Absichten und Pläne, noch an Probleme gelöst werden müsste, bis alle Menschen gleichberechtigte Entfaltungsmöglichkeiten genießen können.

›Wir sollen um halb neun Ortszeit wieder auf der »Colombo« sein …‹, fällt mir wieder ein, als ich aufstehe. Mein Gästezimmer im Traditionshaus ist sehr simpel und funktional gestaltet. Eine Schüssel und ein gefüllter Wasserkrug auf einem kleinen Tisch helfen mir beim Waschen. Ich suche meine Siebensachen zusammen und verlasse das Zimmer. Im Flur sind schon einige von der »Colombo« unterwegs und ich folge ihnen in der stillen Hoffnung auf ein kleines Frühstück im Gästeraum. Einige Leute begrüßen mich mit einem verschlafenen Nicken. Ich lächle freundlich zurück und suche mir einen Platz neben Knut aus.

„Moin Knut“, begrüße ich ihn. „Hast du gut geschlafen?“

„Klar Mika, du auch?“, murmelt er mit einem Brocken Brot im Mund.

„Hallo Mika“, begrüßt mich auch Tarek. „Was möchtest du zu trinken? Essen findest du am Buffet hinter dir.“

„Grüß dich, ich nehme gerne einen Kaffee, danke!“, antworte ich und gehe zum Buffet und nehme mir Brot, Marmelade und etwas Käse auf einen Teller.

Auf dem Weg zum Tisch kreuzt mein Blick den von Tarek.

„Ich habe gestern Abend noch lange über das Gesagte nachgedacht. Ich glaube, ich verstehe deine Lage nun ganz gut“, meine ich im Vorbeigehen zu ihm. „Was hältst du davon, wenn ich dich zu uns nach Hause einlade?“

„Danke, das ist ein großartiges Angebot. Du hast mir gestern also sehr genau zugehört“, freut sich Tarek.

„Du könntest in unserer Gemeinschaft mithelfen und es bliebe dir auch genug Zeit

an unserem Campus zu studieren.“

„Das könnte ich mir gut vorstellen, aber, wer macht während meiner Abwesenheit hier meine Arbeit?“

Tareks Augen schauen mich erwartungsvoll an und ich merke, dass ich nicht wirklich gründlich darüber nachgedacht hatte, wie das alles funktionieren sollte.

„Ich würde in meiner Gemeinschaft und in den Nachbarschaften fragen, ob wir mit dir und einem unserer Leute einen Austausch vornehmen könnten. Dann hätten beide Seiten durch den Erfahrungsaustausch neues Wissen erlangt“, schlage ich etwas unsicher vor.

„Wie lange könnte so ein Austausch dauern? Schon eines möglichen Studiums wegen?“

Tareks Gesicht zeigt mir, dass er sich zwar freut, aber sein Vertrauen in ein solches Angebot muss noch gewonnen werden.

„Der Zeitraum sollte zwei bis drei Jahre sein, sonst bringt dir das Studieren nur wenig“, fahre ich fort. „Am besten bleiben wir in Kontakt und halten uns über die Möglichkeiten auf dem Laufenden. Ich habe deinem Kontakt bereits zugestimmt und gespeichert. Mach’s doch einfach genauso“, lächle ich ihn an.

Ich genieße das Frühstück. Tarek bringt mir den Kaffee.

„Kommst du mit? Wir wollen pünktlich auf der »Colombo« sein“ fragt Knut.

„Ich folge gleich, ich will noch was erledigen …“, meine ich etwas unruhig.

Knut zieht mit der Gruppe von unseren Leuten los. Dann plötzlich steht wieder Tarek vor mir und strahlt mich an.

„Zwei, drei Jahre von hier fort? Da bekomme ich gleichzeitig weiche Knie und Abenteuerlust. Danke Mika, hatte dich nicht so eingeschätzt! Wir bleiben in Kontakt!“

„Das machen wir. Ich melde mich, sobald ich Neuigkeiten für dich habe. Lebe wohl, Tarek“, versichere ich ihm und wir umarmen uns zum Abschied.

Ich folge zögerlich dem Pulk, der sich Richtung Anlegestelle bewegt. Die Temperatur hier draußen ist so früh noch erträglich. Auf der »Colombo« herrscht emsiges Treiben, alle an Deck bereiten das Ablegemanöver vor. Ich nehme an der Steuerbordseite im Bug an der Leine Platz und warte auf das Kommando.

„Leinen los!“, krächzt eine Stimme aus dem Lautsprecher.

„Nächster Stopp ist dann wohl Puerto del Rosario auf den Kanaren“, höre ich jemand hinter mir sagen.

Ich blicke auf die Dächer von Tanger und nehme innerlich Abschied vom Festland. *›Bald wird davon nichts mehr zu sehen sein und wir sind wieder weit draußen, auf See.‹* Die »Colombo« zieht gleichmäßig durchs Wasser und setzt ihren Weg fort.

Tanger - Fuerteventura

Piraten auf hoher See

Der Wellengang ist ziemlich ruhig. Die Sonne strahlt und wir machen gute Fahrt, wie Joshua es ausdrückt. Nach ein paar Tagen auf See kommen wir dem Land in Höhe der Stadt Agadir wieder recht nah. Am Horizont sind die Siedlung und der Küstenstreifen klar zu erkennen. Um in die Ferne zu schauen habe ich aber gerade nicht wirklich Zeit. Wir wechseln an Deck eine defekte Bodenplatte und Joshua meint, dass wir zügig arbeiten müssen, weil es später noch Sturm geben wird. Der Himmel zeigt zwar keine Anzeichen eines Sturms, aber ich habe nicht wirklich die notwendige Erfahrung, um die Situation realistisch einschätzen zu können.

Ein großes Segel ist Steuerbord zu sehen.

„Katamaran voraus!“, schallt es aus dem Lautsprecher.

„Offensichtlich bewegen die sich direkt auf uns zu! Ich habe eine stehende Peilung zu dem Boot“, ruft Joshua und schaut angestrengt über die Reling.

„Was meinst du damit?“, frage ich und versuche auch etwas zu erkennen, ohne mich dabei an der Kante der Bodenplatte zu verletzen.

„Ich meine damit, die fahren genau auf uns zu!“, antwortet Joshua. „Hast du das große Ausrufezeichen auf dem Segel gesehen? Was das zu wohl bedeuten hat?“

„Ausrufezeichen …?“, murmle ich verwirrt während aus den Bordlautsprechern und unseren InterCom-Headsets Leandras Stimme tönt.

„Wir lassen sie steuerbordseitig beilegen“, sagt Leandra. „Alfredo und Pierre, einfach zwei Leinen vorbereiten und an Bord belegen! Stefano, du machst die Passerelle fertig!“

„Merkst du auch, dass die »Colombo« langsamer wird?“, frage ich Joshua.

„Klar, die »Colombo« muss stoppen, wenn der Katamaran beiliegen soll …“, meint er und lässt alles liegen, um an die Reling zu gehen.

Ich gehe mit und sehe, dass ein kleines Boot, *›Aha ... der Katamaran ...‹,* die Segel einholt und ebenfalls an Fahrt verliert. Alfredo und Pierre lassen die Leinen runter. Zwei Leute an Bord des Seglers vertäuen sich und ihr Boot liegt nun parallel mit der »Colombo«. Die Winsch quietscht leicht, als Stefano die Passerelle herablässt. Drei Männern und zwei Frauen in langen, dunklen Gewändern klettern hoch und betreten die »Colombo«. Zwei weitere sind auf dem Boot geblieben. Alle tragen Kopfbedeckungen, wie ich sie bisher nur in Dokumentarfilmen gesehen hatte. Joshua und ich beobachten das Geschehen voller Aufmerksamkeit und Neugierde.

„Die Segel des Bootes sind oft geflickt worden, das Boot wohl auch“, meint Joshua.

"Die Leute an sich sind auch nicht besser dran. Sie sehen sehr mitgenommen und verwahrlost aus“, spreche ich meinen Gedanken aus. „Was treibt die nur hierher?“

„Hey, siehst du die beiden anderen Boote dort hinten? Die scheinen dieses hier zu begleiten“, sagt Joshua und zeigt in Richtung der Boote, die in einigem Abstand ihre Position eingenommen haben.

„Hat Leandra das mitbekommen?“, frage ich, „Ich denke sie sollte das wissen!“

„Diese Information hat sie bereits, schau, sie hat die Neuankömmlinge auch gesehen.“

Alfredo und Leandra schauen in Richtung der beiden entfernten Boote, wenden sich wieder der Gruppe an Bord zu und verschwinden mit ihnen ins Schiffsinnere. Alles scheint irgendwie eine Ordnung zu haben, die mir zumindest noch verborgen bleibt. Joshua scheint jedoch etwas angespannt zu sein. Wir wenden uns wieder der Arbeit zu und lassen die vorbereitete Stahlplatte in die Bodenöffnung gleiten. Wir wollen sie mit ein paar Schweißpunkten fixieren. Joshua programmiert den Schweißroboter aus der Werkstatt so, dass das Flickstück wasserdicht verschlossen wird. In der Zwischenzeit gehen wir zu Stefano und Pierre, die an der Steuerbordseite untätig rumstehen.

„Was treibt ihr beiden hier?“, fragt Joshua auffällig beiläufig.

„Leandra hat uns angewiesen die beiden neuen Schiffe da draußen im Auge zu behalten und ihr jede Änderung sofort zu melden“, antwortet Stefano, ohne sich auch nur zu uns zu wenden.

„Ja, ist total spannend“, meint Pierre mit gelangweilter Miene und tut so, als ob er die Reling sehr aufmerksam untersuchen würde.

„Na, ich glaube eher wichtig, oder?“, schaue ich Pierre fragend an, mich in das offensichtliche Spiel der drei Kameraden einfügend.

„Was ist hier eigentlich los? Ich finde es sehr komisch, da sie einfach so aus dem Nichts auftauchen und auch noch im Rudel …“, sagt Stefano und sein Gesicht sieht ziemlich besorgt aus.

„Haben sie schon Forderungen gestellt …“, höre ich Joshua hinter mir sagen und drehe mich überrascht zu ihm zu.

„Wie meinst du das jetzt, Forderungen?“

Bevor Joshua mir antworten kann, höre ich im Ohr die Stimme Knuts, die mich zur Kombüse beordert. Joshua blickt mich an und zeigt auf seinen Ohrstöpsel:

„Zur Kombüse?“

Ich nicke und wir gehen beide los durch die nächste Tür ins Innere der »Colombo«. Ich bin noch nie in der Kombüse des Schiffes gewesen, aber ich vermute, dass sie in der Nähe der Küche sein müsste und somit auch in der Nähe der Kantine, wo Leandra und Alfredo mit den Besuchern sind. Ich muss zugeben, dass die ganze Situation und vor allem die Reaktionen von Stefano und Joshua, meine Neugierde noch mehr anstacheln.

Wir nähern uns der Küche und ich sehe Knut in der Tür mit einem Stapel Jutesäcke in der Hand. Er sieht, wie es mir scheint, auch etwas nervös aus.

„Ich dachte wir sollen uns bei der Kombüse treffen?“, schaue ich Knut fragend an und ich spüre schon den Ellenbogen von Joshua in meinen Rippen während er mir brüderlich ins Ohr flüstert:

„Die Küche *ist* die Kombüse, du Flegel …“

Knut verliert keine Zeit mit Erklärungen, sondern schreitet schnell vor uns den Korridor runter.

„Vorratskammer …“, höre ich ihn murmeln, „wir sollen für diese Leute Vorräte zu-

sammenpacken, weil sie angeblich in Not sind …“, folgt er und tippt den Sicherheitscode auf den Touchscreen der Panzertür, die den Lagerraum abriegelt.

„Warum verschlossen?“, frag ich einfach in den Raum hinein, da mir nicht klar ist, warum diese Tür verriegelt sein muss.

„Es muss sichergestellt werden, dass sich die Tür nicht zufällig im Havariefall öffnet und die Vorräte durch das Salzwasser unbrauchbar gemacht werden. Wir kennen alle den Sicherheitscode. Nur du noch nicht, da du noch nicht in den Genuss gekommen bist, von Horst als Küchenknecht eingespannt zu werden …“, schmunzelt Joshua und blickt Knut an, als ob er erwarten würde, dass dieser etwas dazu sagt.

Knut zeigt uns jedoch nur seinen Rücken und wir hören ihn weiterhin murmeln. Sein Tonfall ist nicht besonders freundlich.

„Ein Drittel unsere Vorräte soll ich ihnen einpacken … ein Drittel, als ob wir das alles nicht mehr brauchen würden“, stammelt er, während er sich etwas hibbelig in dem vollen Raum umschaut. „Hört auf rumzustehen, ihr beiden!“, schnauzt er uns an. „Fangt schon mal an, Kartoffeln und Zwiebel in die Säcke einzupacken, und zwar dalli, dalli!“, raunzt er und wirft uns einige Jutesäcke zu.

Joshua und ich nehmen die Säcke und befüllen sie. Joshua mit Kartoffeln, ich mit Zwiebeln aus den großen Maschendraht-Containern, die an den Wänden angereiht sind. Wenn ich in den bisherigen Wochen etwas gelernt habe, dann ist es Knut nie zu widersprechen, besonders wenn er nervös ist. Wir sind eine Weile alle ruhig beschäftigt, Knut stapelt Konservendosen auf dem Boden, wir befüllen die Säcke, als plötzlich die Stimme Leandras in meinem Ohr zu hören ist.

„… Ich verstehe euch nicht, Leute, was ist das für ein Vorgehen? Wie kommt ihr darauf, dass das alles so möglich gemacht werden sollte? Nur um eure Probleme zu lösen?“

Wir schauen uns alle drei verdutzt an. Ich verstehe, dass wir alle Leandras Stimme über den Interkom hören können. Knut tastet an seinem InterCom-Headset, ob das Mikro ausgeschaltet ist und weist uns mit einem Zeichen an, dasselbe zu tun. Danach flüstert er:

„Kein Wort! Etwas ist hier nicht in Ordnung … Leandra hat noch nie aus Versehen das InterCom für die ganze Mannschaft offen gelassen …“

Die Stimmen in der Kantine sind nun deutlicher zu hören. Es sind uns unbekannte Stimmen und offensichtlich entfernt von Leandras Mikrofon. Das müssen wohl die

Besucher sein.

„… Sie müssen uns verstehen …“, beteuert ein Mann mit tiefer Stimme, „… Wir haben einen Notfall, wir brauchen in der Tat schnelle Hilfe, ansonsten würden wir es uns nicht erlauben, einfach so ein Schiff auf hoher See anzusteuern …“

„Bitte entschuldigt mich, dass ich diese ganze Geschichte mit der verweigerten Notfallunterstützung aus der Nachbarschaft nicht wirklich glauben kann …“, hören wir Leandra sagen. „Ich bin selbst schon eine Weile auf dieser Welt und, wie sie sich wohl vorstellen können, ziemlich viel herumgekommen auf diesem Globus. Doch, habe ich bisher noch niemals so eine Geschichte gehört, ich meine, seitdem sich unsere Welt nach der Großen Transformation in die Richtung verändert hat, von der wir alle jetzt profitieren können …“

Knut, Joshua und ich schauen uns gegenseitig mit so großen Augen an, dass ich mich echt wundere, ob wir in der engen Vorratskammer noch genug Platz haben werden. Alles ist mit einem Mal so ungewöhnlich geworden. Ich erinnere mich an das, was Joshua mal ganz zu Anfang der Reise, als ich ihn kennengelernt hatte, über die Menschen gesagt hat.

„Ist das das, was du damals meintest?“, flüstere ich ihm ins Ohr, „dass die Menschen nicht überall so freundlich sind?“

Knut weist mich an, endlich Ruhe zu halten. Wir hören weiter aufmerksam zu.

„Frau Kapitän“, höre ich die Stimme einer Frau sagen, „in unserer Region ist das sehr schwer für alle, den Lebensunterhalt zusammenzubringen. Der Boden ist karg, es gibt wenig Wasser, das Klima ist sehr trocken und die Sahara-Winde machen alles noch schwerer. Wir sind zwar daran gewöhnt, genau wie alle Menschen in den umliegenden Gemeinschaften. Aber wenn alle sehr wenig haben, es ist auch sehr schwer die notwendige Unterstützung zu bekommen …“

„… Und wir sind leider nicht wenige, die Essen brauchen …“, tönt eine Männerstimme im Hintergrund.

„Ja, das verstehe ich alles, aber die Weltgemeinschaft hat gemeinsame Solidaritätsregeln entwickelt, die es ermöglichen, dass, unter Berücksichtigung des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens, jeder Gemeinschaft in Not auch geholfen wird. Und zwar auch von Gemeinschaften, die weiter entfernt sind, nicht nur von denen, die sich in unmittelbarer Nähe befinden … die Anwendung dieses Regelwerks basiert zwar auf Freiwilligkeit und ist immer vom jeweiligen lokalen Lebenskontext abhängig,

was bedeutet, dass jede Gemeinschaft in ihrer eigenen Art Hilfe anbieten kann und ja, manche können die Hilfe auch verweigern. Aber alle Gemeinschaften, alle Menschen gehören zur Weltgemeinschaft und mittlerweile respektiert die überwiegende Mehrheit der Gemeinschaften das Regelwerk. Auch die, die aus unterschiedlichen Gründen noch etwas sperrig mit der Anwendung der Solidaritätsregeln umgehen. Gerade diese Gemeinschaften tragen implizit dazu bei, dass Lösungen für fast jede Situation gefunden werden und somit dieses Regelwerk stets weiterentwickelt wird …“

„… Wenn das alles so einfach wäre …“, spricht wieder die tiefe Männerstimme, „… Ja, wir hatten schon nachgefragt und uns ist auch schon geholfen worden, aber das hat leider nicht gereicht … seit mittlerweile zwei Wochen müssen wir alles rationieren, um nicht zu verhungern …“

„Sie werden nicht verhungern. Meine Leute stellen schon eine Notration zusammen, die euch bestimmt für einige Tage reichen wird, bis weitere Hilfe kommt. Ihr habt doch weitere Hilfe angefordert, oder?“

„Nur für ein paar Tage?“, empört sich eine andere Frauenstimme. „Wir sind hundertsechzig Menschen, mit kleinen Kindern und einigen Älteren, die versorgt werden müssen. Sie müssen doch mehr geben können. Sie fahren doch gleich in den nächsten Hafen und können ihre Vorräte wieder auffüllen …“

„Ich bitte noch mal um Entschuldigung, aber wir verfügen nur über die für uns notwendigen Lebensmittel und die Mannschaft muss auch essen … wir müssen außerdem auch für See-Notfälle ausgerüstet sein … so wie sie sich das vorstellen, wird das nicht funktionieren …“

„Warum nicht?“, hören wir eine andere, krächzende Männerstimme. „Warum fällt es euch so schwer, aus eurem Überfluss heraus, uns zu helfen?“

„Wir haben keinen Überfluss …“, hören wir Alfredo, „wir haben nur begrenzte Vorräte und wir teilen sie mit euch gerne, um euch zu helfen. Aber es gibt eine Grenze, die wir nicht überschreiten dürfen, zu unserer eigenen Sicherheit, dass müsst ihr doch verstehen!“

„Nein, das verstehen wir nicht“, schreit der krächzende Mann, „wir und unsere Kinder, Mütter und Väter haben Hunger und wir haben nichts zu verlieren … wenn ihr weg seid, dann sind wir wieder auf uns gestellt. Wenn ihr nicht wollt, dann …“

„Wie bitte?“, ertönt die sichere und jetzt verärgerte Stimme Leandras. „Was soll dann bitte passieren? Wollt ihr uns mit Gewalt berauben? Das ist eure Vorstellung

von Dankbarkeit, dass wir euch unterstützen?“

Knut hält plötzlich die Hand hoch und sagt.

„Lasst alles hier. Wir gehen zur Kantine, aber unauffällig, klar?“

„Draußen sind noch weitere Boote, die mit den Besuchern angekommen sind, da sind weitere Leute, die vielleicht an Bord kommen wollen …“, flüstert Joshua während wir den Korridor in Richtung Kantine entlang gehen.

„Das weiß Leandra, keine Sorge, die Passerelle ist bereits hochgezogen, keiner kommt mehr hier rein.„

„Was ist? Wollt ihr mir bitte erklären, warum ihr uns droht?“, hören wir Leandra entschieden fragen.

„Wir sind in einer sehr schweren Situation, bitte, Frau Kapitänin“, sagt die erste Frauenstimme beruhigend, „Wir wollen nicht drohen, wir versuchen nur klar zu machen, dass es uns ernst ist, dass wir das, was wir von euch einfordern, tatsächlich sehr dringend brauchen und …“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, unterbricht sie Leandra etwas schroff, „darüber reden wir bereits seit einer halben Stunde, ohne dass wir erklärt bekommen haben, wie es überhaupt dazu gekommen ist, dass ihr in so eine Situation geraten seid …“

„Aber wir haben doch gesagt, dass hier das Leben nicht so einfach ist …“, versucht die tiefe Männerstimme einzuhaken. Leandra lässt aber nicht locker:

„Ja, das Leben ist hart manchmal, aber wir haben Regeln und Medien durch die Notsituation global angemeldet werden können, sodass Hilfe und Unterstützung von überall kommen kann. Habt ihr das wirklich gemeldet, dass in eurer Region dieser Notstand herrscht? Ja, oder nein? Denn wenn ja, dann dürftet ihr gar nicht mehr in Not sein, oder wir hätten sogar bereits Hilfsgüter für euch an Bord gehabt! Wir sind über alle Hilfstransporte informiert und werden auch dafür in Anspruch genommen. Über eine Notsituation an der Nord-West-Küste Afrikas ist mir als Kapitän dieses Versorgungsschiffes jedoch noch nichts bekannt. Wie kann das sein, hier stimmt was nicht und das möchte ich sofort von euch erklärt bekommen.“

Wir stehen mittlerweile an der halb geöffneten Kantinentür und schauen uns mit ungläubigen Augen die Szene an, die sich gerade abspielt. Ich habe so eine konfliktbeladene Situation noch nie erlebt und vermute, dass ich deswegen meinen Herzschlag so deutlich spüre. Leandra steht mitten im Raum, Hände vor sich verschränkt, die

Gelenkknochen weiß vor Anspannung, und schaut unerbittlich dem großen, schlanken Mann und der zierlichen Frau direkt in die Augen.

„Ich will die wahre Geschichte hören. Und glaubt nicht, dass wir eure weiteren Schiffe draußen nicht bemerkt haben. Unsere Mannschaft weiß Bescheid über alles, was hier im Raum passiert und wir sind kein kleiner Katamaran, sondern ein Dreißigtausend-Tonnen-Versorgungsschiff mit einer zwanzigköpfigen Besatzung, die mit allen Wassern gewaschen ist … das solltet ihr bedenken, bevor ihr weitere Unwahrheiten erzählt!“

Leandras Blick blitzt kurz in Richtung Knut und der schleicht sich sofort weg, offensichtlich mit einem Befehl, der mir völlig unerkannt bleibt. *›In der Tat eine eingeschworene Mannschaft …‹,* denke ich noch, kurz bevor Leandras Stimme wieder ertönt.

„Ich höre. Ihr habt zehn Minuten um uns alles zu erzählen und uns glaubhaft zu machen, dass ihr keine Verbrecher seid. Denn das könntet ihr sein, wenn ich über eure bisherige Geschichte nachdenke und mich daran erinnere, wie ihr hier plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht seid …“

Der Raum füllt sich für einige lange Sekunden mit einer unwirklichen, schweren Stille. Die zierliche Frau schaut den großen, schlanken Mann mit bittenden Augen an, setzt sich auf den nächsten Stuhl hinter ihr und senkt ihren Blick. Der Mann bleibt für weitere lange Sekunden einfach schweigend stehen und lässt schließlich einen langen Seufzer los, atmet danach tief ein und spricht:

„Unser Stamm hat eine lange, eine sehr lange Geschichte … unsere Ahnen sind mit den Mauren in Spanien eingefallen und unsere Krieger waren sehr lange Zeit im Norden Afrikas als die tapfersten aller Krieger bekannt. Wir konnten hier in dieser Region nur überleben, weil wir uns als Handelnde und als Krieger über die ganze nordafrikanische Küste versorgen konnten. Die Zivilisation hat unsere Lebensgrundlage zerstört und wir mussten erstmal lernen mit den neuen Herren der Welt, die aus dem weit entfernten Europa kamen, zurechtzukommen. Danach kam die »Große Transformation« und uns wurde gesagt, dass nun wir die Herren unserer eigenen Region sind. Und, dass wir uns von nun an selbst versorgen müssten. Aber wenn wir das nicht schaffen, dann würde uns geholfen werden.“

Ich höre wie gebannt der Stimme Mannes zu, die sehr, sehr traurig klingt und ich kann spüren, dass er auch wütend ist. Nur warum er wütend ist, kann ich nicht ver-

stehen. *›Wenn es ihnen nur gesagt wurde, dann waren sie wohl nicht selbst bei den damaligen globalen Präsenztreffen vertreten und können die neue Form zu leben bisher nicht wirklich erkennen? …‹* Leandra und Alfredo haben sich auch hingesetzt und ich kann ihnen ansehen, dass sie auf der einer Seite sehr bewegt sind, auf der anderen Seite aber auch unzufrieden über die Länge der Geschichte sind, die gerade erzählt wird. Aber sie sagen nichts und der Mann erzählt weiter:

„Wir waren und sind kein Volk von Bauern und nicht nur das, auch das Land, das jetzt unser ist und uns ernähren sollte, ist kein fruchtbares Land, das uns alles einfach so schenkt, was wir zum Leben brauchen. Fremde Menschen sind immer wieder zu uns gekommen und haben uns erzählt und erklärt wie die neue Lebensweise gemeint ist und warum sie berechtigt ist. Wir haben Wissen vermittelt bekommen und uns ist neue Technologie zur Verfügung gestellt worden. Aber das hilft bei der Dürre, die hier herrscht, auch nicht viel. Uns wurde auch gesagt, dass wir auch anderswo einen etwas besseren Lebensort finden könnten. Wir wissen, dass überhaupt nur noch sehr wenige Menschen auf dem Planeten leben, und dass dies die neue Lebensweise erst ermöglicht hat. Aber das ist unsere Heimat, wo wir Zuhause sind, wo unser Volk schon immer und bis vor der Transformation auch gut gelebt hat … klar haben wir immer wieder die Unterstützung von anderen Gemeinschaften in der Umgebung angefragt und angefordert, aber diese haben es auch nicht leichter als wir und …“, seine Stimme stockt und es ist spürbar, dass das, was er gerade zu sagen versucht, geht ihm nicht leicht über die Lippen. „… Wir schämen uns, immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein … wir sind ein stolzes Volk, das niemals gebettelt hat … wir würden lieber im Kampf sterben, als beschämt zu werden … aber ich glaube nicht, dass ihr das verstehen könnt, da ihr aus dem Überfluss kommt, aus Regionen, von denen euch alles geschenkt wird …“

Seine Stimme bricht und er legt seine Hand über sein Gesicht, als ob er sich vor der Beschämung seiner Worte schützen möchte. Die Stille im Raum ist so dicht, dass ich kaum atmen kann. Leandra schaut den Mann mit warmen Augen an, sagt jedoch noch nichts. Sie geht stattdessen zu ihm und legt eine Hand auf seine Schulter. Nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Freundin, die einen verletzten Kameraden tröstet. Der Mann senkt seine Hand und schaut Leandra überrascht in die Augen. Man kann ihm ansehen, das er dankbar für diese Geste ist. Leandra entfernt sich einen Schritt und wendet sich der zierlichen Frau zu.

„Ich habe sehr gut verstanden, um was genau für eine Not es sich hier handelt.

Wir werden euch helfen. Nicht so, wie ihr es euch vorgestellt habt, sondern viel nachhaltiger, glaubt mir bitte. Das, was ihr erzählt, deckt offensichtlich eine Lücke in den guten Absichten unseres globalen Gemeinschaftsnetzwerks auf. Es kann gut sein, dass niemand bisher daran gedacht hat, dass eine solche Situation entstehen kann. Bitte habt Geduld. Allerdings wird es eine Weile dauern, bis alles eine gewisse Normalität erreichen wird. Bis dahin werden wir euch das geben, was wir können und weitere Hilfsgüter werden demnächst unterwegs sein."

Sie schließt ihre Rede ab und dreht sich in Richtung Tür, wo Knut wieder erschienen ist.

„Knut, wir machen weiter mit den Vorräten, bitte …", beschließt sie kurz und dann zu dem großen Mann:

„Ihr müsst uns Zeit lassen. Ich verspreche, dass ich alles tun werde, um euch zu helfen. Knut wird euch die versprochenen Vorräte zusammenpacken und ich bitte euch sie zu nehmen und nach Hause zu gehen. Hier wird nichts mehr passieren. Ich werde die restlichen Schritte über das MultiNet einleiten und die Hilfe, die ihr benötigt wird zu euch nach Hause geliefert. An der Stelle müsst ihr uns vertrauen", sagt sie und schaut dem Mann tief in die Augen.

Der große Mann beugt seinen Kopf zustimmend, dreht sich auf die Fersen und verlässt den Raum mit großen, sicheren Schritten. Wir machen Platz, sodass alle über den Flur an Deck gelangen. Wir gehen wieder in die Kombüse. Die Säcke sind im Nu voll. Wir arbeiten schweigend. Kein Wort ist notwendig. Knut weist uns nur mit Gesten an. Die Luft ist dicht und ich spüre einen Kloß im Hals. Noch einige von der Mannschaft kommen und helfen beim Tragen der vollen Säcke und bei der Übergabe der Nahrungsmittel auf das andere Boot.

„So, die sind wir wieder los …", meint Joshua und schaut den kleinen Booten nach, die sich langsam entfernen.

Die »Colombo« nimmt wieder spürbar Fahrt auf. Ich höre Leandras Stimme über InterCom und Bordlautsprecher.

„Ich möchte euch danken, ihr habt in dieser ungewöhnlichen Situation souverän und ohne Panik reagiert … Ich denke, wir konnten diesen Menschen helfen und hoffe, dass sie in Zukunft keine anderen Schiffe mehr mit Blitzbesuchen überraschen werden … Sicher bin ich noch nicht, aber für den Augenblick ist das erstmal alles, was wir tun konnten. Wir gehen wieder zum normalen Tagesablauf über."

Ich halte mich an der Reling fest und schaue den Booten nachdenklich nach. Der Wellengang hat etwas zugenommen. Joshua klopft mir auf die Schulter und verschwindet unter Deck.

Eigentlich sind alle von Deck verschwunden, wie ich sehe. Ich bin alleine und das tut mir nach dem Gewusel gerade gut. Ich setze mich auf einen Vorsprung am Fuße des nächsten Rotors. In meinem Kopf schwirrt eine Wolke unfertiger Gedanken. Ich erinnere mich an einiges, was ich in Ethans Notizen gelesen hatte. Da war sogar etwas über Piraten, wenn ich mich nicht irre. Ich starte eine neue Abfrage und der Kommunikator meldet, dass das Archiv durchsucht wird.

Ich brauche etwas Zeit, um über das, was gerade geschehen ist, nachzudenken. Das eben erlebte hinterlässt ein sehr komisches Gefühl in mir. Das alles hat mich sowohl überrascht als auch sehr tief berührt. Es ist eine neue Dimension der Solidarität, die, wie es Ethans Notizen klar belegen, schon seit vielen Jahren zwischen den unterschiedlichen Menschen auf dem ganzen Planeten aufgebaut und gefördert wird. Das Geschehen zeigt mir aber, dass die Bemühungen noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden können. Die Suche ist beendet und die Auflistung ist da. Der Wind beginnt an Stärke zu gewinnen. Ich gehe lieber auch unter Deck, in meine Kajüte, da kann ich in Ruhe lesen.

2. März 2030

Jitu ist seit einer Woche auf dem Weg von Afrika zu uns. Noram berichtete mir, dass das relativ kleine Frachtschiff vor der Elfenbeinküste von Piraten überfallen und alle Fracht entwendet wurde. Einige Mitglieder der Besatzung wurden bei Kämpfen gegen die Piraten verletzt, die wenigen Passagiere scheinen aber alle mit einem Schrecken davon gekommen zu sein. Ich bin sehr erleichtert, das hätte auch schlimmer ausgehen können … Vor fünf Jahren hätte das im Atlantik nicht passieren können, da die Briten und die Amerikaner mit ihrer Marine überall präsent waren. Die Situation hat sich jedoch seitdem etwas geändert. Die Amerikaner sind zwar immer noch präsent, jedoch ihre Aufmerksamkeit ist eher auf die großen chinesischen Frachter gerichtet und diese werden nie angegriffen, da die Westafrikaner eher mit den Amerikanern und Europäern, also den ehemaligen Kolonialherren, Probleme haben.

Das Frachtschiff, das angegriffen wurde, war unter portugiesischer Flagge und hatte nur wenig Nahrungsmittel am Bord, da es hauptsächlich Kaffee von der Elfenbeinküste für den europäischen Markt geladen hatte, hat Noram erzählt. Jitu war am Bord als Passagier, weil es für ihn die erschwinglichste Reisemöglichkeit war. Offensichtlich sind die Leute an der Elfenbeinküste so in Not, dass sogar die Nahrungsvorräte eines Frachtschiffes einen Überfall auf hoher See wert sind … das ist sehr traurig. Gut, dass Jitu nichts passiert ist.

›Sieh mal an …‹ Hier wird eine ähnliche Situation beschrieben, wie die, die ich gerade selbst erlebt hatte. Vor zirka sechzig Jahren kam es auch zur Gewaltanwendung und es gab wohl auch einige Verletzte. Zum Glück ist das heute nicht passiert. Es hat sich also etwas geändert seit damals, aber noch nicht so viel, dass so was nicht mehr vorkommt. Auch die Gründe des Überfalls scheinen sich geändert zu haben. Damals waren angeblich Räuber unterwegs, die bereit waren für ihre eigenen Interessen Gewalt anzuwenden. Heute waren verzweifelte Menschen am Werk, die für die eigene Versorgung bereit waren Druck auszuüben, weil sie keinen anderen Ausweg wussten. Allerdings, wenn ich genauer darüber denke, beschreibt Ethan, dass die »Räuber« aber auch nur nach Nahrung gesucht haben. Das bedeutet, dass auch sie, genau wie die heutigen Menschen, aus Verzweiflung um das eigene Überleben Gewalt anwenden mussten. *›Oder? …‹* Aber es gibt noch mehr.

25. August 2038

Es ist nicht gut, was gerade in unserer Umgebung passiert und es tut mir leid, dass Jitu, endlich bei uns angekommen, in diesen unsicheren Zeiten reisen musste. Wir freuen uns so sehr ihn wiederzusehen. Er erzählt viel aus Koti und von unterwegs, aber wir können ihm nicht wirklich unsere ganze Aufmerksamkeit widmen. Wir vermissen seit drei Tagen Anika, Robert und Konrad, die als Besorgungsgruppe nach Heidelberg aufgebrochen waren, und alle sind deswegen sehr besorgt.

Im lokalen Funktreffen hieß es heute Morgen, dass es mittlerweile klar wäre, dass westlich von Heidelberg, in der Rhein-Ebene, eine relativ große, gut bewaffnete Gruppe Armeeangehöriger, Menschen entführt und zur Feldarbeit zwingt. Wir wissen nicht, ob diese Leute

auch im Großraum Heidelberg unterwegs waren, aber die Befürchtung ist groß, dass auch unsere Besorgungsgruppe von diesen Leuten entführt worden sein könnte. Ich möchte mir nicht vorstellen, wie es ihnen gerade geht … und, noch schlimmer, ich wüsste nicht, wie wir ihnen helfen könnten, denn gegen Bewaffnete können wir nicht kämpfen und so auch niemanden befreien …

Heute haben wir einen kurzen Besuch aus einer Gemeinschaft in der Nähe von Heppenheim bekommen. Die Nachrichten, die der Mann brachte, sind noch haarsträubender. Er erzählte, dass westlich des Rheins der »Freistaat Westoberrhein« ausgerufen wurde und an vielen Zugangswegen bewaffnete Grenzposten aufgestellt wurden. Er rät, das Gebiet weitläufig zu umgehen. Gut, dass wir nicht sehr nah dran sind.

Ich sehne mich nicht nach dem alten Staat, aber ich frag mich schon, was aus der BRD, der Politik und der Regierung wurde … es gibt noch ein paar Radiosender zu Propagandazwecken, aber es scheint, dass dahinter nur sehr kleine Gruppen stehen, die sich noch nach der bereits vergangenen Macht sehnen. Momentan gilt hier nur das Gesetz des Stärkeren. Die politische Struktur, an die ich mich noch erinnern kann, ist nicht mehr vorhanden und scheint auch von den aktuellen Warlords nicht unbedingt gewollt zu sein. Es sind strenggenommen wenige bewaffnete und vor allem gewaltbereite Menschen, deren Plan ist, sich hier lokal zu etablieren und auf Kosten derjenigen zu leben, die sich nicht dagegen wehren können. Das ähnelt eher den feudalen Machtstrukturen von Raubrittern, die hier auf dem deutschen Gebiet schon viel früher entstanden waren.

Die Tatsache, dass das Klima nun Selbstversorgung erlaubt und sich die neu entstandenen friedfertigen Gemeinschaften mittlerweile stabilisieren konnten, stachelt diese gewaltbereiten Gruppierungen zu Übergriffen an.

Die Vernetzung unserer Gemeinschaften und die stete Kommunikation sind das A und O, um hier in unserer Region für etwas Sicherheit sorgen zu können. Es ist gut, dass diese, aus meiner Sicht noch fehlgeleiteten Menschen, bisher nur wenige Gemeinschaften direkt

attackiert haben. Das könnte auch bedeuten, dass sie sich trotz ihrer Waffen nicht so mächtig fühlen, eine offene Konfrontation einzugehen. Das ist gut für uns alle, aber wir müssen uns weiterhin noch besser organisieren und Wege finden, auch auf friedlicher Weise mit diesen gewaltbereiten Menschen zu kommunizieren.

Hier merke ich, dass mir das Telefonieren und auch das Internet in der Tat fehlen. Noram und seine Mitstreiter suchen immer noch nach Lösungen, das noch vorhandene Telefon-Festnetz irgendwie wieder verwenden zu können. Wie ich verstehe, fehlt es sowohl an Wissen, als auch an manchen Komponenten, um stabile Verbindungen realisieren zu können. Aber sie bleiben hartnäckig dran.

Bis dahin bleibt der Funk das verlässlichste Kommunikationsmittel, mit all seiner Unbequemlichkeit. Mit diesen Möchtegern-Machthabern konnten wir leider bisher nicht direkt kommunizieren, das wäre viel zu gefährlich. Und so können wir nur vermuten, was unseren Leuten passiert sein könnte.

Die Zukunft wird in der Vernetzung von kleinen lokalen Gemeinschaften liegen, die dialogisch miteinander kooperieren und dezentral organisiert sind. Für mich wird das Bild immer klarer, auch aufgrund der unmittelbaren Erfahrungen, die wir miteinander machen. Adina meint, dass wir Lösungen finden müssen, die die Menschen auch nachvollziehen können, um sich uns im Vertrauen anschließen zu wollen.

12. Oktober 2038

Wir, Noram und ich, haben bereits alle uns bekannten Gemeinschaften rechts vom Rhein und im Odenwald zwischen Frankfurt und Karlsruhe besucht. Es macht ja so viel aus, die Menschen, deren Stimmen wir zuerst nur per Funk gehört hatten, auch mal persönlich zu treffen und kennenzulernen. Ich hatte es mir zwar immer gewünscht, aber mir nie wirklich vorstellen können, dass Herzlichkeit bei den Menschen tatsächlich so verbreitet ist. Es gab bisher auf unserer Route keine Gemeinschaft, die uns nicht mit offenen Armen und Herzen empfangen hat. Gut, wir »kannten« uns schon von den

Funktreffen, aber es hat mich sehr berührt, dass auch viele, die nicht bei den Funktreffen waren, uns namentlich kannten und Noram und mich mit sehr viel Respekt empfangen hatten.

Es muss wohl daran liegen, was ich immer wieder in den Funktreffen erzähle und erläutere. Das spricht die Menschen offensichtlich an. Sie stellen zwar jetzt im direkten Gegenüber nicht so viele Fragen, aber ich spüre, wie sie mich ansehen. Teilweise ist mir das unangenehm, denn ich weiß nicht genau, was sie von mir erwarten … Noram meint, dass sie in der Situation sehr wahrscheinlich jeden, der eine Vision gut erklären kann, so empfangen würden, wenn dieser Mensch ihnen nur etwas Hoffnung gibt … könnte sein, weiß ich nicht. Wichtig ist es mir, dass sie zuhören, dass ich sie irgendwie erreiche …

Unser koordiniertes Vorgehen gegenüber den Feudal-Enklaven scheint nun Früchte zu tragen. Wir haben entschieden, sie weitestgehend zu isolieren, indem wir es vermeiden ihre Gebiete überhaupt zu betreten. So sollten unsere Leute nicht mehr entführt werden. Manchmal denke ich, dass unsere verschleppten Mitglieder unsere Entwicklungen und Überlegungen vielleicht auch in diese Enklaven tragen und damit auch für deren Zerfall sorgen, von innen heraus.

Wir haben Nachricht von zuhause bekommen, dass drei neue Menschen aufgenommen werden konnten, die aus der Gefangenschaft hatten fliehen können. Sie haben dort zwei unserer Vermissten, Robert und Konrad, getroffen, die ihnen während der Gefangenschaft von unserer Lebensweise erzählt haben. So wussten sie, wie sie auf dem sichersten Weg unsere Gemeinschaft finden konnten. Aber von Anika konnten sie leider nichts erzählen. Aber sie vermuten, dass sie für das Vergnügen der Oberen herhalten muss. Sie ist ja gerade mal achtzehn … Anikas Situation ist keine gute Nachricht …

Adina erzählte, dass die Banden auch wohl deswegen nicht angreifen, weil sie fast keine Munition mehr haben und nicht wissen, woher sie noch welche bekommen sollen. Ohne funktionierende Feuerwaffen trauen sich die meisten Mitläufer nicht mehr, einen offenen Konflikt anzuzetteln. Die Selbstverständlichkeit eines postulierten Macht-

anspruchs trifft wohl nicht mal mehr in den eigenen Reihen auf große Resonanz. Und in der unmittelbaren Umgebung findet ja ein freies Leben in friedlichen Gemeinschaften statt. Viele, die sich mit den Gefangenen privat unter vier Augen unterhalten haben, fragen nach Alternativen und sehnen sich nach einem anderen Leben, als dem, das sie gerade führen.

Das ist eine sehr gute Sache. Dann schreitet die Veränderung unentwegt voran. Wir hatten schon einen Soldaten bei uns aufgenommen. Bin mir sicher, das weitere folgen werden. Es ist nur eine Frage der Zeit. Wir müssen uns gegenüber den Banden bedeckt halten, aber die Kommunikation mit Menschen suchen, die offen für ein friedliches Miteinander sind, und sehr geduldig sein.

Ich stelle mit Interesse fest, dass sich mitten in der Transformationszeit der Umgang der Menschen miteinander bereits so stark verändert hatte. Es waren damals bereits viel weniger Menschen auf der Erde, als vorher und noch weniger Ressourcen, die deren Überleben sichern konnten. Auf der einen Seite waren es wenige, die ihre Machtansprüche mit Gewalt durchsetzten, auf der anderen Seite eine große Mehrheit, die nicht mehr bereit war, für eine vermeintliche Sicherheit als Sklaven den Mächtigen zu dienen.

Ich lege den Kommunikator weg. Mein Gehirn arbeitet weiter, aber ich versuche bewusst nicht mehr, alles verstehen zu wollen. Ich kann zwar einiges von dem, was damals geschah, von der Logik her schon nachvollziehen. Vom Wesen her kann ich allerdings mit der Vorstellung gewaltbereiter Menschen rein gar nichts anfangen. Ich kenne keine Menschen, die bereit wären anderen Menschen etwas anzutun, geschweige denn sie mit Gewalt zu versklaven. Was da damals passiert war, verursacht heute in mir, wenn auch nur beim Lesen, ein sehr unangenehmes Gefühl.

Wasser tanken in Puerto del Rosario

Seit Stunden werden wir ordentlich von Sturmböen durchgerüttelt. Erstaunlich, was mein Magen so alles aushält. *›Gleich erreichen wir Fuerteventura … mal wieder Land unter den Füßen …‹* Bin froh, dass wir nun in das ruhigere Wasser des Hafens fahren.

„Das Anlegen unter solchen Bedingungen ist nicht einfach, aber hier im Hafenbecken sind wir etwas vor den Windböen geschützt“, merkt Knut an.

„Ja, das kann ich auch spüren, durch die windgeschützte Bucht wird es deutlich erträglicher“, stimme ich ihm zu.

Wir stehen beide an der Reling im Bug und schauen das Hafenbecken an, das an uns vorbeigleitet. Die »Colombo« nähert sich langsam und vorsichtig der Anlegestelle.

„Werden wir auch hier wieder in einem Gemeinschaftshaus untergebracht?“, frage ich beiläufig.

„Nein, soweit ich weiß, übernachten wir an Bord, aber wir können uns frei an Land bewegen“, meint Knut. „Wobei ich in Erinnerung habe, dass Puerto del Rosario kein Ort zum Verweilen ist, einfach zu trostlos … und kaum Menschen, die wenigen die hier leben, haben sich in die fruchtbaren Täler zurückgezogen“, fügt er hinzu und dreht sich zu Leandra, die gerade hinter uns aufgetaucht ist.

„Wir haben eine kleine Nahrungsmittellieferung und ein paar Kisten, die für die Insel bestimmt sind und noch abgeladen werden sollten“, sagt sie. „Knut, kümmerst du dich bitte darum?“

Knut nickt ihr zu und wendet sich dann wieder zu mir.

„Mika? Pakt ihr mit an? Ja, ich meine dich und Joshua. Wo ist der lange Kerl überhaupt?“, fragt er und schaut sich auf dem Deck um. „Er sollte doch hier sein, oder hab ich mich vorhin in der Küche verhört?“

„Ja, ja, da ist er …“, höre ich Joshuas Stimme von irgendwo auf der Steuerbordseite, sehen kann ich ihn aber nicht.

„Leandra, wer nimmt diesmal die Sachen entgegen?“, fragt Knut, ohne Joshuas Antwort zu beachten „Ist Tami immer noch hier?“

„Ich denke schon“, lächelt Leandra ihm entgegen. „Ich habe bereits Kontakt mit ihr aufgenommen, sie wird in Kürze erscheinen. Ich freue mich auch sie wiederzusehen.“

Der Wind hat sich beruhigt und die Sonne brennt schon wieder heftig auf uns ein. Die alten, teilweise verfallenen Häuser sind weiß getüncht, aber Menschen sehe ich keine. Manchmal lugt eine Palme zwischen den Häusern hervor, aber sonst kann ich kaum etwas Grünes entdecken. Ein unwirklicher Ort, dieser Hafen. Die Krananlagen am Hafenbecken sehen nicht mehr funktionstüchtig aus, als ob sie seit sehr langer

Zeit nicht mehr verwendet wurden. Die Landschaft ähnelt eher einer Wüste, als einem Gebiet in dem Menschen leben würden. *›Können hier Menschen überhaupt leben?‹,* frage ich mich.

„Da hinten kommt Tami mit zwei Kerlen im Schlepptau. Es kann losgehen …“, ruft Knut und setzt den kleinen Lastenkran in Betrieb.

Joshua und ich beeilen uns alles auf der Palette am Kran zu verstauen. Es sind mehrere Kisten mit Lebensmitteln, die offensichtlich hier nicht erzeugt werden können, und noch weitere Kisten, in denen sich Ersatzteile für etwas Komplexeres vermuten lassen. Einige Teile sind nur mit einer dicken Plane abgedeckt und darunter sind mechanische Werkzeugarme und andere Edelstahlteile zu sehen.

Die Hafenmeisterin und die zwei Männer, die sich mit einem selbstfahrenden Lastkarren auf uns zu bewegen, sind schon am Quai angelangt. Die Hafenmeisterin, *›Tami?‹,* hat ihren Kommunikator in Betrieb und bearbeitet offensichtlich etwas darin. Der Lastkarren wird am Rande des Quais in Stellung gebracht. Knut hebt mit dem Lastkran die Palette über die Reling und kann sie nun direkt auf die Ladefläche des untenstehenden Karrens ablassen und darauf absetzen. Er arretiert den Kran wieder und wir folgen Leandra über die Passerelle an Land. *›Es fühlt sich immer wieder komisch an, wenn der Boden nicht mehr wackelt …‹* Muss ich denken, als ich den steinernen Boden unter die Füße bekomme, *›Aber, ich meine, dass der doch wackelt und mir wird dann auf dem Festland übel …‹*

Die Hafenmeisterin und Leandra umarmen sich, als ob sie schon lange befreundet wären. Knut hält sich diskret im Hintergrund, aber sein Blick ist der Frau zugewandt. *›Sie müssen sich wohl etwas länger kennen, aber da ist noch mehr da, was jetzt nicht ausgesprochen wird …‹,* meine ich zu mir, während ich die Szene beobachte. Tami, die Hafenmeisterin ist etwas älter als Leandra, vielleicht sogar Knuts Jahrgang, und trägt eine ausgewaschene Jeanshose und eine einfache weiße Bluse. Die gekräuselten, fast weißen Haare sind hinter ihrem Kopf zu einem gewaltigen Zopf gebunden und mit einer dunkelblauen Kapitänsmütze mit goldenen Abzeichen bedeckt. Die Mütze ist das einzige, das zeigt, dass sie etwas mit dem Hafen zu tun hat. Würde sie diese Mütze nicht tragen, dann würde ich sie niemals mit einem Hafen in Verbindung bringen können. *›Ja, ja, und ich habe auch so viel Erfahrung mit Häfen, nicht wahr …‹*

„Sehr gut, dass ihr auch die Ersatzteile für unser Observatorium dabei habt. Den Lieferschein habe ich gerade mit unserer Bestellung abgeglichen und es scheint

alles mitgebracht worden zu sein. Damit haben wir den offiziellen Teil erledigt“, sagt die Hafenmeisterin und sieht mich dann direkt an. „Ich bin übrigens Tami“, sagt sie und meinem Blick folgend, fügt sie hinzu: „… Und die zwei sind György und George.“

„Hallo, und ich bin Mika“, grüße ich zurück, etwas überrascht, dass ich mitten ins Geschehen reingerate.

György und George sind zwei große, blonde Männer, die offensichtlich auch europäische Anteile in ihren Genen haben müssen. Sie nicken mir beide freundlich zu und sichern weiterhin, mit schnellen, geübten Bewegungen, die Kisten auf der Ladefläche des Lastkarrens.

Offensichtlich schaue ich das klapprig aussehende Vehikel mit einem so besorgten Blick an, dass George sich genötigt fühlt, mir meine noch nicht gestellte Frage zu beantworten:

„Die Karre sieht zwar so aus, als könnte sie unter Last zusammenbrechen, aber sie hält schon, keine Angst …“, lächelt er verschmitzt.

„Die wird von uns beiden liebevoll gehegt und gepflegt“, fügt György stolz hinzu.

Ich könnte sie fragen, ob sie Brüder sind, aber allein die Aussprache, die trotz des Kommunikators gut zu unterscheiden ist, verrät, dass sie aus unterschiedlichen Regionen hierhergekommen sein müssen.

„Wir müssen noch den Wassertank auf der »Colombo« auffüllen“, meint Leandra an Knut und mich gerichtet.

„Die Zapfstelle ist dort drüben in dem blauen Container untergebracht, bedient euch einfach“, meint Tami zu uns.

György und George verabschieden sich schnell und fahren mit dem Lastkarren in Richtung Quai-Ende.

„Ihr entschuldigt, aber ich muss mal irgendwo hin …“, murmelt Knut und verschwindet in Richtung »Colombo«.

Ich schaue ihm hinterher und frage mich, ob er das mit dem Auffüllen mitbekommen hat und Joshua auf der »Colombo« Bescheid geben wird, dass er den Füllschlauch herunterlassen soll. Kaum gedacht und ich sehe schon Joshuas Kopf an der Reling. Er wurstelt irgendwas an Deck und lässt jetzt einen dicken, blauen Schlauch über die Reling zu uns herunter. Der Schlauch hat eine in Aluminium gefasste Verbindungs-manschette und ist gar nicht leicht, aber Joshua lässt ihn so schnell runter, dass ich

es relativ leicht schaffe, ihn noch in der Luft bis zum Container zu ziehen und an der Zapfstelle anzuflanschen. Ein Wasser-Marsch-Zeichen an Joshua und ich kann spüren wie das Wasser in Richtung »Colombo« gepumpt wird.

Tami und Leandra unterhalten sich einige Schritte entfernt mit leiser Stimme. Ich kann zwar kein Wort verstehen, aber es scheint ein ernstes Gespräch zu sein. Ich vermute, dass es etwas mit dem zu tun haben muss, was bei unserer Überquerung passiert ist. Auf einmal schauen beide in meine Richtung.

„Mika, wenn du und Joshua fertig seid, kommt ihr bitte auch zur Hafenmeisterei?“, sagt Leandra zu mir und, ohne auf meine Antwort zu warten, dreht sich um und geht mit Tami weg.

Der Quai endet an einer Rangierfläche, wo wohl früher Lastwagen manövriert haben mussten. Daneben stehen einige alte Gebäude. *›Das muss dann wohl die Hafenmeisterei sein …‹,* denke ich, als ich sehe, dass die beiden Frauen auf das größte der Gebäude zugehen. Das Fließen des Wassers ist weiterhin gut durch die Schlauchummantelung zu spüren. *›Ich kann jetzt verstehen, wieso Knut es so eilig hatte … ich müsste mal langsam auch irgendwohin …‹* Ich schaue nach oben, zu Joshua.

„Wie lange dauert das Auffüllen noch?“, rufe ich ihm zu.

„Mindestens noch eine halbe Stunde“, höre ich Joshua sagen.

›Gut, dann ist Zeit für eine Pinkelpause‹, entscheide ich mich kurzerhand und gehe gezielt zur Passerelle und auf die »Colombo«.

◊ ◊ ◊

Die Verbindungsmanschette scheint an der Zapfstelle des Wassercontainers angeschweißt worden zu sein. Ich kann sie von Hand nicht mehr lösen.

„Hier, nimm den Schlüssel!“, höre ich den Joshua rufen und drehe mich um.

Er wedelt mit einer komischen Metallsichel, als ob er sie gleich herunterwerfen will.

„Komm hoch und nimm ihn dir“, antwortet er meinem fragenden Blick. „Ich werfe ihn nicht runter. Er kann kaputtgehen und wir haben keinen anderen. Beeile dich, bitte!“, fordert er mich auf.

Ich hole mir den Schlüssel und kurze Zeit später ist alles erledigt. Ich binde den Schlüssel an die Schlauchmanschette und Joshua zieht alles wieder hoch auf die »Colombo«. Nach kurzer Zeit kommt auch er die Passerelle runter und wir gehen gemeinsam zur Hafenmeisterei. Die Sonne lässt unsere Schatten, quer über den

Quai auf die Gemäuer der alten Lagerhallen fallen, die wie wackelige Abbilder lang verstorbener Dinosaurier aussehen. Die großen Metalltore sind verrostet und bei kaum einem Fenster ist die Glasscheibe noch intakt. Die Hallen sind wohl seit der Zeit der Großen Transformation nicht mehr verwendet worden.

Der Quai ist relativ lang und wir brauchen eine Weile, bis wir die große Rangierfläche erreichen. Ich sehe auf der rechten Seite den alten Lastkarren, der von György und George gefahren wurde, vor dem Tor einer kleinen, aber neu aussehenden Lagerhalle stehen. Die Ladung ist noch drauf, aber von den beiden Männern ist weit und breit nichts zu sehen.

Das Tor selbst ist offen und wir schauen kurz mal rein. Joshua zuerst, ich zögere noch. Es ist mir nicht angenehm irgendwo reinzuschauen, wenn ich nicht eingeladen wurde. Joshua verschwindet in den Schatten hinterm Tor und ich höre ihn rufen:

„Hey, Leute, braucht ihr Hilfe beim Abladen?“

Ich gehe auch einen Schritt durch das Tor. Ich brauche einige Zeit, bis sich meine Augen an das wenige Licht gewöhnen. Ich kann langsam wieder Joshua ausmachen, der einige Meter vor mir steht, links und rechts stehen lange Reihen von metallenen Regalen, halb voll mit unterschiedlichsten Sachen. Die Etiketten erzählen von Ersatzteilen und Komponenten für etwas, was mir unbekannt ist.

„Ich sehe niemanden hier“, meint Joshua zu mir und ruft wieder, diesmal lauter „Hey, Leute! Jemand hier?“

Seine Stimme verhallt schnell im großen Raum, aber keine Antwort kommt.

„Komm“, sage ich, „lass uns zur Hafenmeisterei gehen. Vielleicht sind alle da. Es ist wohl nicht so dringend, dass sie die Sachen abladen und verstauen.“

„Du hast Recht“, meint Joshua und zieht an mir vorbei und raus, ins grelle Licht.

Jetzt, wo meine Augen sich an den Schatten gewöhnt haben, zögere ich wieder rauszugehen. Hier drin ist jedoch nichts mehr zu tun. Ich frage mich, was die beiden Männer wohl vorhaben werden, um die Lasten in die Regale zu verfrachten. Ich sehe nämlich keinen Kran an der Decke und auch keinen Gabelstapler hier herumstehen. *›Nicht mein Problem!‹,* denke ich und stapfe wieder ins Licht der untergehenden Sonne. Ich muss meine Augen kurzzeitig bedecken, so grell ist es nun.

Joshua ist fast über die ganze Rangierfläche gelaufen und winkt mir zu.

„Kommst du, oder was?“, höre ich seine Stimme, denn sehen kann ich ihn noch

nicht richtig, meine Augen sind erstmal voller Tränen.

Fast ohne zu sehen, wo ich hingehe, treffe ich dann doch den Eingang der Hafenmeisterei. Joshua ist schon drin und ich kann die Stimmen von Tami, Leandra und tatsächlich, auch die der beiden Männer hören. Vom Licht geblendet sehe ich noch nichts.

In der kleinen Eingangshalle gibt es fünf Türen, alle offen. Ich gehe in Richtung der Stimmen nach links und kann endlich auch verstehen, was gesagt wird.

„… Und ihr könnt auch gerne mit zum Observatorium kommen und wenn ihr wollt und Spaß daran habt, auch bei der Montage der Teile mit anpacken. Wir brauchen immer Hilfe von geschickten Händen …“, ertönt Tamis Stimme.

„Leute, die helfen wollen, sind hier immer genug“, sagt George, als ich durch die Tür reinkomme. „Leider sind es aber nur wenige, die auch wirklich mit anpacken können …“, fügt er hinzu und schmunzelt offenkundig belustigt.

Joshua sitzt schon, wie alle anderen auch, um einen runden Tisch und schenkt sich gerade aus einer großen Kanne einen sehr gut riechenden Kaffee ein. Auf einem großen Teller sind so etwas wie Kekse zu sehen. Sie drehen sich alle kurz zu mir und nicken mir freundlich zu.

„Ich verstehe das »Mithelfen« ja so, dass sich niemand dabei verletzt! Das können aber nur die wenigsten der Kollegen Wissenschaftler, die sich in der Regel hier aufhalten“, schließt dann György die Erklärung von George ab.

Alle lachen beherzt. Ich weiß noch nicht richtig weshalb das alles so lustig sein sollte, aber ich setze mich erstmal hin und schenke mir auch eine Tasse Kaffee ein. Im Kopf summt mir jedoch etwas anderes.

„Welches Observatorium?“, frage ich neugierig. „Ich habe etwas von einem Observatorium gehört, oder? Und wenn ihr von Wissenschaftlern spricht, dann meint ihr die Astronomen, die dort den Himmel erforschen?“

„Ja, das hast du richtig gehört. Wir haben eine der wenigen funktionierenden astronomischen Beobachtungsstationen auf der Welt“, sagt Tami selbstbewusst. „Aber nicht nur dort sind Wissenschaftler zu finden. Es gibt auch andere Forschungsgebiete, wofür unsere Insel ideale Bedingungen zur Verfügung stellt. Wir haben zum Beispiel um die etwa hundert Wissenschaftler, die hier auf dem Gebiet der Meerwasserentsalzung forschen und arbeiten. Wir sind zurzeit mit unserer Meerwasserentsalzungsanlage autark genug, um die ganze Insel und auch das

Festland mit Trinkwasser versorgen zu können. Von unserem Wasser habt ihr gerade auch getankt, oder?“

Ich merke, mal wieder, dass mein Mund unbewusst offen steht. Ich bin echt überrascht.

„Ich muss gestehen, dass mein erster Eindruck von diesem Hafen keine Erwartung an wissenschaftliche Arbeit geweckt hat“, erwidere ich etwas verlegen.

„Ja, kann ich mir gut vorstellen. Dein Gesichtsausdruck gleicht denen, die diese Insel das erste Mal betreten haben“, antwortet Tami mit einem breiten Lächeln. „Aber das Observatorium und die Möglichkeiten der astronomischen Studien entschädigen die Neuankömmlinge schon bald, wenn sie hier in ihre Arbeit eintauchen.“

„Welche Ersatzteile sollen denn verbaut werden?“ Fragt Leandra „Und wieviel Zeit wird das in Anspruch nehmen?“

„Wenn wir genug Leute sind, die geschickt mitanpacken können, dann sollte die Geschichte in zwei Stunden zu erledigen sein, also vor Anbruch der Dunkelheit, wenn wir das jetzt noch machen wollten“, meint George.

„Der Austausch des Drehmechanismus für die Spiegelautomatik in der Sternwarte steht an, wir haben die Ersatzteile auch noch nicht verstaut, können also sofort loslegen“, folgert György.

„Da mach ich gerne mit, das klingt nach Abwechslung“, sage ich ohne zu zögern.

„Was meint ihr mit genug Leute? Ich wäre auch dabei. Reichen Mika und ich dafür, oder brauchen wir noch mehr von uns?“, meint Joshua.

„Also“, murmelt György und schaut nach oben, offensichtlich überlegend, was alles zu tun wäre, „es ist viel einfacher, wenn die Last beim Ausbauen und neu Einrichten des Mechanismus von mehreren gleichzeitig verschoben wird. Die wird zwar vom Kran getragen, aber es sind ja mehrere Fixierungspunkte, die gleichzeitig korrekt ausgerichtet werden müssen. Je mehr Leute, desto schneller geht es. Ich würde sagen, wenn noch zwei, drei von euch dazu kommen könnten, dann wäre es perfekt“, schließt er seine Einschätzung ab und schaut hoffnungsvoll Leandra an.

„Alles klar“, lächelt Leandra und zückt ihren Kommunikator. „Knut? Brücke? Bitte melden …“ Sagt sie mit sicherer Stimme ins Mikro und dann kurz in die Runde: „Ich lass Knut mit noch zwei Leuten runterkommen, okay?“

Georges und Györgys Gesichter strahlen. George steht sofort auf und verlässt den Raum ohne weitere Worte zu verlieren. György folgt ihm auf dem Schritt, wirft aber

kurz über die Schulter:

„Wir bringen schon mal die Karre zur »ferrocarril« Richtung Observatorium. Wir treffen uns alle da."

Joshua macht Anstalten sich zu erheben. Tami beruhigt ihn aber mit einer klaren Geste.

„Ich sehe schon, Leute, die was tun wollen, soll man nicht von der Arbeit abhalten", sagt sie, „aber immer mit der Ruhe. Wir können erstmal warten bis alle hier sind und dann gehen wir gemeinsam zum Observatorium. George und György brauchen eine Weile bis die alte Karre den Berg erklommen hat", klärt sie uns auf und fügt noch hinzu: „Ich danke euch, dass ihr uns unterstützen wollt. Wenn die Arbeiten abgeschlossen sind, wird das Team vom Kollegen Hans Nüchter von der Sternwarte nach Anbruch der Dunkelheit eine interessante Reise in den Kosmos anbieten. Ihr seid alle herzlich eingeladen dabei zu sein."

Tami steht doch auf einmal auf und wir folgen ihr zur Tür der kleinen Eingangshalle. Über den Vorplatz kommt Knut mit zwei Helfern und unserem Rollcontainer auf die Hafenmeisterei zu. Sie sind vor der untergehenden Sonne nur als Schatten zu erkennen.

„Hallo Tami, ich hab noch zwei, die gut anpacken können mitgebracht. Alfredo und Kiichi", meldet sich Knut. „Wo geht's lang?"

„Hallo!", begrüßt Tami sichtlich zufrieden die Ankommenden. „Schön, dass ihr mithelfen wollt. Wir fahren gemeinsam in zehn Minuten mit der Schmalspurbahn zu unserer Sternwarte in Tefia. Euren Rollcontainer könnt ihr schon mal auf dem Transportwaggon verstauen. Dort sollten nun auch die Ersatzteile abgelegt sein. Ihr folgt einfach der Beschilderung »ferrocarril«. Die Haltestelle liegt zwischen den beiden Hafenquais. Seht Ihr?"

Tami zeigt mit ausgestrecktem Arm Richtung Stadt und ich kann die kleine Lok der Bahn zwischen ein paar Palmen erspähen. Wir ziehen mit dem Rollcontainer los.

„Seht, die Bahn ist elektrifiziert. Irgendwie haben die hier ein Oberleitungsnetz aufgebaut", meint Alfredo erstaunt.

„George und György haben den alten Karren mit den Ersatzteilen bereits auf dem Tieflader-Waggon deponiert", meine ich zu den anderen.

„Dort sollte auch unser Rollcontainer Platz finden", höre ich Knut hinter mir.

Der Zug ist nicht sehr lang. Der offene Tieflader ist direkt an die Lok gekoppelt. Ein geschlossener Containerwaggon und zwei Personenwaggons folgen. Alle sind ziemlich klein. Der Rollwagen wird auf den Tieflader verstaut. Hinter uns sind Leandra und Tami zu sehen, die sich, mit noch etwa einem halben Dutzend Leuten von der »Colombo«, dem Zug langsam nähern.

„Kommen noch Leute, oder kann’s losgehen?“, fragt Knut, während wir es uns im ersten Personenwagon bequem machen.

„Nein, wir sind vollständig. Die restlichen Leute sind auf der »Colombo« beschäftigt“ antwortet Leandra für alle und setzt sich neben mich.

„Ich denke, dass wir gleich losfahren werden, denn wir brauchen keinen weiteren Personenwaggon anzuhängen“, meint György in Tamis Richtung.

Tami wechselt einige Zeichen mit George, der in der Lok auf Freigabe für die Abfahrt wartet, und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

„Auf nach Tefia“, meint sie mit einem Lächeln in die Runde.

Forschungsstation Tefia

Es ist eine kurze und holprige Fahrt mit der Schmalspurbahn. Der Ort Tefia besteht aus kleinen weißen Häusern, die sich an der Eisenbahnstrecke entlang schmiegen. Viele haben kleine hellblaue Verzierungen an den Häuserecken und auf der Giebelfläche. Zwischen den Parzellen schauen Gewächshäuser hervor und alles wirkt sehr belebt.

„Nächster Halt, Tefia Zentrum“, ruft George scherzhaft. „Bitte rechts aussteigen!“

„Schau, es gibt noch zwei Passagiere … Halt mal an, wir fragen mal, ob die vielleicht mit wollen“, erwidert György.

Die Bahn kommt unter mächtigem Gequietsche der Bremsen zu stehen. Tami winkt den beiden Wartenden zu und sie steigen in unseren Waggon ein.

„Hallo Hans, hallo Susann“, begrüßt sie den älteren Mann und die junge Frau, während sich diese setzen. „Wie ihr seht, haben wir Hilfe für die Reparatur des Spiegelsystems und im zweiten Waggon auch noch Publikum für die Astro-Show heute Abend.“

„Gut, dass ihr mir so rechtzeitig Bescheid gebt“, antwortet die junge Frau. „Wir werden die Übernachtungsmöglichkeiten und das Abendessen für alle noch irgendwie organisiert bekommen …“

Der Zug setzt sich langsam wieder in Bewegung und verlässt den kleinen Ort. Die kleine Lokomotive muss sich gegen die ständig steiler werdende Steigung auf dem Hügel durchsetzen. Das schafft sie, aber nur mit kleiner Geschwindigkeit. Die Eisenbahnstrecke führt vorbei an einer alten verfallenen Windmühle und endet auf einem Hochplateau. Der Zug nimmt wieder etwas an Fahrt auf. Auf der Hochebene drehen sich gemütlich ein Dutzend Windräder und weiter hinten kann ich zwei Kuppeln und ein großes Gebäude erkennen.

„Das ist die Sternwarte mit den beiden Teleskopen und nebendran unser Wissenschaftscampus mit Gästehaus und Kantine“, erklärt uns Hans, der ältere Mann der eben zugestiegen war.

„Mit dem vorderen Teleskop auf Spiegelbasis können wir im sichtbaren Spektrum des Lichts unsere Untersuchungen durchführen“, informiert uns Susann. „Das hintere ist für Radioastronomie ausgerüstet. Dort untersuchen wir das Radiowellenspektrum der beobachteten Himmelskörper.“

„Beide sind mit hochauflösenden Kamerasystemen ausgestattet, so dass wir unsere Beobachtungen archivieren und für Langzeituntersuchungen heranziehen können“, fügt Hans hinzu.

„Wie viele Sternwarten werden denn noch weltweit betrieben?“, frage ich die beiden.

„Wir sind mit etwa fünfzehn Stationen weltweit vernetzt, so dass alle Teleskope, egal ob optisch oder mit Radiowellen, zusammen arbeiten können und wie ein Riesiges funktionieren. Das »Event Horizon Telescope« wurde schon vor der Großen Transformation, das heißt schon vor siebzig Jahren, realisiert und hat sich seitdem wenig verändert.“

„Ist der Windpark groß genug um die komplette Station und den Campus mit Strom zu versorgen?“, erkundige ich mich noch.

„Noch nicht, wir beziehen auch Strom aus einem Gezeitenkraftwerk, das an der Westküste gebaut wurde und von einer anderen Forschergruppe betreut wird. Aber wir bauen den Windpark hier oben weiter aus“, antwortet Susann.

„Endstation!“, ruft George, während der Zug eine Ausstiegs- und Abladeplattform

erreicht und zum Stehen kommt. „Bitte beim Abladen mit anpacken! Danke!“

„Können wir unseren Rollwagen auf eure Karre mit draufpacken?“, fragt Knut an György gerichtet „Oder bricht das Ding dann zusammen?“

„Das geht …, und zwar ganz unproblematisch“, murrt George von der Seite.

Alle packen kräftig mit an und der Tieflader ist leergeräumt. George und György gehen mit dem vollbepackten alten Karren voran Richtung Sternenwarte. Die Karre meistert die kleine Anhöhe klaglos. *›Offensichtlich ist die gut in Schuss, auch wenn man es ihr nicht ansieht‹,* denke ich während ich den Beiden hinterhertrotte. Ich sehe, dass alle anderen, geführt von Tami und den Wissenschaftlern, die Endhaltestelle in Richtung Campus verlassen.

„Wenn wir fertig sind, gibt’s Abendessen und nach Anbruch der Dunkelheit die große Astro-Show von Dr. Hans Nüchter und seiner bezaubernden Assistentin“, meint George grinsend.

„Also los, je schneller wir hier fertig werden, desto früher ist Feierabend“, fügt György hinzu.

›Da bin ich mal gespannt …‹, denke ich und freue mich schon auf den Abend.

Fuerteventura - Dakar

Luftschiff kreuzt

Die »Colombo« zieht nun den zweiten Tag an der Küste von Westsahara entlang. *›Unser nächster Stopp ist dann wohl Dakar …‹* Der Wetterdienst verspricht für die nächste Zeit nichts Gutes. An Deck ist es zwar noch einigermaßen ruhig, aber ich muss mich oft an der Reling festhalten, um mein Gleichgewicht nicht zu verlieren. In der Ferne türmen sich schon bizarre Wolkenformationen auf, die sich bilden und wieder vergehen, vom Wind getrieben und von der Sonne durchtränkt.

„Bitte macht die »Colombo« wetterfest, wir werden einige Zeit in stürmischer See

zubringen und wir wollen dann keine Probleme bekommen.“

Ich höre Leandra über die InterCom direkt zu uns sprechen. *›So wie sie das betont, scheint es ihr wichtig zu sein‹,* denke ich mir und merke schon, dass ich mich bereits reflexartig in Richtung nächsten offenen Schotts gedreht habe, um es zu schließen. *›So was geht schon ganz schnell ins Blut über …‹,* schmunzele ich.

„Kann mir jemand helfen, die Lagerräume durchzusehen?“, höre ich auch Knut über die Interkom fragen. „Ich möchte nicht, dass uns da irgendwas die nächsten Tage um die Ohren fliegt“, fügt er noch hinzu, während seine Stimme irgendwie vom elektrostatischen Knistern gestört wird.

„Ich komme und helfe“, meldet sich Joshuas Stimme ganz entfernt.

„Ich bin auch schon unterwegs“, sage ich und bewege mich Richtung Lager.

Bevor ich durch das Schott runtergehe, blicke ich nochmal in den Himmel, denn ich kann mir das Knistern im Interkom noch nicht wirklich erklären. Der Himmel ist weitestgehend noch frei und die Wetterfront ist immer noch weit entfernt am Horizont zu sehen. *›Komisch, dass es jetzt schon so viel elektrostatische Aufladung gibt …‹,* murmle ich vor mich hin, aber dann sehe ich auch den Grund dafür. Fast genau über uns kreuzt ein anderes großes Schiff, allerdings diesmal ein Luftschiff. Als ob meine Vermutung bestätigt werden müsste, bekomme ich einen leichten Schlag, als ich die Klinke umgreife.

„Bitte beachtet, dass die »Orion« uns gerade im Luftraum kreuzt …“, verkündet Leandra. „… Und zwar planmäßig, wie bei jeder unserer Reisen bisher. Zwar zwei Tage früher als gewohnt, aber immer noch im vereinbarten Zeitfenster. Die hat ein stärkeres Funkrelais an Bord und das bedeutet wieder Datenverbindung mit dem Festland. Wer Nachrichten nach Hause senden mag, hat dann in den nächsten dreißig Minuten die beste Gelegenheit dazu.“

›Mist! … und ich muss jetzt runter ins Lager …‹, ärgere ich mich und schließe das Schott dicht hinter mir. Knuts Stimme hallt mir bereits in den Ohren:

„Ok, Mika, du übernimmst den Bereich frische Lebensmittel dort links. Und du, Joshua, übernimmst den Bereich Konserven. Alles andere müsste bereits gesichert sein, aber schaut überall nach, ob sich auch wirklich nichts lösen kann. Meldet mir bitte Bereichsweise den Fortschritt. Wir haben nicht viel Zeit!“

„Aber der Himmel ist noch blau und die Sturmwolken noch weit weg …“, fange ich etwas verwirrt an zu fragen, was mit der Eile an sich hat.

„Das kann sich auf hoher See ganz schnell ändern“, flüstert mir Joshua im Vorbeigehen zu. „Wir sind besser dran, wenn wir schon lange vorher alles sturmsicher verstaut haben. Glaub mir, Überraschungen gibt es immer und nicht unbedingt angenehme …“, meint er noch, bevor er hinter den Regalen verschwindet.

Ich prüfe einen Container nach dem anderen und rufe reflexartig beim Weitergehen Knut zu:

„Klar! … gesichert! … auch klar!“

Dabei spüre ich, dass das Schiff nun etwas mehr rollt als zuvor. *›Der Wellengang nimmt zu …‹,* wird mir bewusst und ich merke plötzlich, dass ich deswegen ganz stolz auf mich bin. *›Wie ein alter Seewolf …‹,* schmunzele ich und stolpere fast über Knut, der auf dem Boden des nächsten Gangs etwas noch nicht Erkennbares macht.

„Langsam, Junge!“, schreit er erschrocken als er umfällt und sich abrollt.

„Tut mir leid“, stammele ich, „ich habe dich gar nicht gesehen …“

„Ja, ja, ist gut … hier, pack mal mit an dieser Seite … ich krieg diese Klappe nicht richtig zu …“, hechelt er, während er mit seinem Fuß versucht die Metallklappe einer Werkzeugroller-Ladestation festzuhalten.

Ich pack mit an und, als das Schiff die nächste Rolle macht, schieben wir gemeinsam den Werkzeugcontainer komplett rein. Die Klappe ist nun geschlossen. Knut steht auf und sein Gesicht ist schweißgebadet.

„Danke, das war knapp …“, sagt er, als ob er sich entschuldigen wollte.

„Klar doch“, meine ich etwas verwirrt, „aber wie ist das eigentlich passiert? Der müsste schon vorher korrekt verstaut gewesen sein, oder?“

„War er auch, aber ich wollte noch einen vergessenen Schraubschlüssel reintun und bin dabei von der Welle überrascht worden, als ich die Klappe gerade aufgemacht hatte. Da ist mir das Ding einfach raus gerollt …“, brummt Knut etwas genervt und folgt: „Siehst du, genau deswegen muss alles vor einem Wettersturz überprüft werden … so!“, meint er noch. „Macht hier alles fertig, dann habt ihr vielleicht noch etwas Zeit über die »Orion« was zu versenden …“, meint er und verschwindet.

›Aha, deswegen also muss alles richtig verstaut werden …‹, lächele ich ihm hinterher. *›Die »Orion« ist aber etwas, was ich mir auf jeden Fall mal anschauen möchte …‹* Noch ein Lagerregal und ich bin mit meinem Rundgang fertig. Joshua offensichtlich auch, denn er steht schon in der Tür und tippt fleißig auf seinen Kommunikator ein.

Wieder am Deck bin ich überrascht, wie stark sich die Umgebung verändert hat. Der Himmel ist nun nicht mehr blau, sondern grau und die »Colombo« rollt nun heftiger im stärker werdenden Wellengang.

„Bitte an Deck nur mit Sicherungsseil und Schwimmweste aufhalten!“, ertönt die Lautsprecheranlage und in meinen Ohren.

Schnelle Handgriffe in den nächsten Spind und ich bin mit Weste und Seil gesichert. Über uns, jedoch jetzt etwas weiter weg, fliegt die »Orion« noch auf Parallelkurs. *›… Ob sie auch Schwierigkeiten mit dem Wind haben wird?‹* Der Wind hat merklich zugenommen und weht längs der Flugachse der »Orion«, also auch in unserer Fahrtrichtung.

Ich kenne mich mit Luftfahrtschiffen zwar nicht gut aus, aber der Anblick dieses Schiffes ist schon ein unverhofftes Erlebnis. Das Schiff ist fast genauso lang wie die »Colombo«, silberfarben und trägt unter seinem dicken Bauch eine große und gut beladene Containerplattform. An seinen Seiten und am hinteren Ende sind große Rotoren zu erkennen, die von Elektromotoren angetrieben werden. Der Strom wird über die ganze Oberfläche des Schiffes gewonnen, da diese fast komplett mit flexiblen Solarpaneelen bedeckt ist. *›Eigentlich ist sie fast komplett aus flexiblen Solarpaneelen gebaut‹,* erinnere ich mich an einen Aufbaukurs in Solarenergiegewinnung aus dem letzten Studienjahr. Der Rumpf müsste mit Helium gefüllt sein, weiß mein Kommunikator, und da kein Treibstoff benötigt wird, gibt es auch keinen unerwünschten Auftrieb in Verbindung mit Gewichtsverlust durch den Treibstoffverbrauch. Der Dachbereich ist mit einer riesigen Terrasse versehen, die die Oberfläche fast verdoppelt und nach der Landung platzsparend zusammengefaltet werden kann.

„Eigentlich dürften diese Kolosse ja nicht fliegen … na schon wegen der Physik“, meint Alfredo, der angeseilt und mit einer pinkfarbenen Schwimmweste sich neben mich gestellt hat und auch in den Himmel starrt. „Genau wie Hummeln, Omnibusse und Backsteine nicht fliegen können sollten“, lacht er rau und ungläubig.

„Bei der »Orion« drückt die Physik dann wohl alle Augen zu“, antworte ich ihm mit breitem Grinsen. „Was die wohl in den Containern transportieren? Bei der Geschwindigkeit, mit der sie sich bewegen, können es keine verderblichen Nahrungsmittel sein?“, frage ich während ich am Himmel den Weg des Luftschiffs verfolge.

„Die »Orion« fliegt auf ihrer Route vom Mittelamerika über Westafrika nach Europa und wieder zurück“, meint Alfredo. „Mika, die Nahrungsmittel sind natürlich als Konserven verpackt. In Mittelamerika wachsen mehr Nutzpflanzen als lokal verbraucht werden, der Überschuss wird also konserviert und in aller Welt verteilt. Aber der Großteil der Fracht sind wohl technische Produkte und Rohstoffe wie Eisen, Silber und Gold. Aber, warum dass alles um die halbe Welt transportiert werden muss, ist mir nicht klar“, wendet er sich an mich.

„Wir recyceln ja wirklich alles mögliche“, antworte ich. „Ein Problem ist aber, dass manche Werkstoffe einfach verschwinden. Ein verlorener Kommunikator, ein versenktes Boot. Diese Rohmaterialien können wir dann nicht mehr nutzen.“

„Und in Mittelamerika sind diese Stoffe vorhanden?“, fragt Alfredo.

„Ja, soweit ich weiß, gibt es dort Metalle und seltene Erden, die bei Bedarf aus dem Boden gewonnen werden und den erwähnten Verlust gut ersetzen können“, meine ich und suche im Notizbucharchiv nach »Rohstoffen«.

Der aufgelistete Eintrag müsste aus den jungen Jahren Ethans sein. Er war damals Mitte zwanzig.

> *12. Oktober 2012*
>
> *Ich habe heute intensiv über Norams Zukunft nachdenken müssen – der Kleine ist ja gerade mal achtzehn Monate alt und entwickelt sich prächtig. Adina hat mir einen Artikel über die Situation der Kinder in Kolumbien vorgelesen und Noram hat dabei unbekümmert gespielt. Ich habe mich in dem Moment gefreut, dass Noram noch nichts verstehen konnte. Adina las aus einem Reisebericht eines Sozialforschers. Der hatte auf seiner Reise in Kolumbien viel Trauriges erlebt. Er beschrieb, wie außerhalb von Medelin, im Hinterland Kolumbiens, die Armut überall wahrzunehmen ist. Die Kinder müssen schon mit fünf Jahren in den Müllkippen der großen Städte Verwertbares sammeln. Schule? Fehlanzeige! Kinderrechte? Fehlanzeige!*
>
> *Seine Busfahrt nach Bogota führte ihn an einer solchen Müllkippe vorbei und er konnte dort wenigstens 10 kleine Menschen erkennen, die dort arbeiten müssen – eine in der Tat erschreckende Realität …*
>
> *Überall in der Welt leiden die Menschen darunter, wie sie gezwun-*

gen werden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Vor allem in den Ländern der sogenannten »dritten Welt«, in Nord-Afrika speziell, scheint die Unterdrückung durch den westlichen Imperialismus ein Niveau erreicht zu haben, das die Menschen nicht mehr ertragen wollen. Ich finde den Namen, den der Kampf der arabischen Völker bekommen hat, in einer sehr traurigen Weise bezeichnend … mit dem Frühling verbinde ich ja eher ein lebendiges, fröhliches Erwachen. Der »arabische Frühling« dagegen, nun schon im zweiten Jahr, hat für mich nichts Fröhliches an sich. Es ist ein verzweifelter Kampf der Ohnmächtigen gegen eine unbezwingbar erscheinende Übermacht …

Das schockiert mich jetzt richtig. Ich schau noch mal nach oben, zu dem Luftschiff über mir, und versuche die Vorstellung von mir wegzuschieben, dass die Rohstoffe, die dort transportiert werden, früher mal durch Kinderarbeit gewonnen wurden. Natürlich hat das mit der Menschheitsgeschichte zu tun und zum Glück nichts mehr mit dem heutigen Verfahren zur Rohstoffgewinnung. Trotzdem ist es kein schöner Gedanke, dass es vor über achtzig Jahren mal anders gewesen war.

„Hmm, bin mir nicht sicher … beim Kommunikator zum Beispiel. Meinst du das Mainboard? Oder den Speicher oder Prozessor?“, unterbricht Alfredo meine Gedanken.

„Ja und nein, die Rohstoffe fliegen wohl gerade über uns hinweg, die Bauteile werden aber bei uns vor Ort in den FabBots erstellt.“

„Oh, dann wird mir klar, warum die Herstellung meines Kommunikators so lange gedauert hatte, mein altes Gerät war bei Sturm über Bord gegangen. Und da war nix mehr zum Recyceln für den FabBot übrig“, grinst Alfredo zufrieden. „Ja, ja, ihr Klugscheißer vom Campus, ihr wisst ja alles besser!“, murmelt er noch und will sich losmachen und unter Deck verschwinden.

„Warte noch kurz, Alfredo! Wo hast du eigentlich die pinke Schwimmweste her? Die sieht ja abgefahren aus!“

Alfredo schaut mich mit einem Mal so an, als hätte er bereits auf diese Frage gewartet.

„Tja, Mika, die habe ich ja von Knut. Und Knut hat sie von Tami, der Hafenmeiste-

rin auf Fuerteventura, aber das ist schon einige Zeit her. Und als er die Weste später mal loswerden wollte, habe ich sie einfach genommen … Pink steht mir“, sagt er und geht mit einem Lächeln unter Deck.

›Ob mir Knut mal verraten wird, wie das damals wirklich war?‹, frage ich mich. Das Funknetz der »Orion« ist noch präsent und mein Kommunikator hat bereits einige Nachrichten empfangen, aber der Empfang ist noch nicht beendet. Neben Nachrichten vom Campus sind auch einige von Lares, Leyla und Simon. Offensichtlich hatten sie mich zu erreichen versucht. Ich ahne mal nichts Gutes. Ajola ist auch dabei mit einer Textnachricht, die lese ich später.

Ich klicke auf Leylas Namen. Die Verbindung zu ihr wird aufgebaut. Es klingelt kaum und sie antwortet schon.

„Hallo Mika, schön, dass du dich mal meldest“, begrüßt sie mich. „Wo steckst du gerade?“

Ihre Stimme klingt rau und etwas heiser. *›Vielleicht die Verbindung …‹*

„Hallo Mama, wir sind gerade unterwegs nach Dakar und haben unerwartet ein Funknetz mitten auf hoher See“, fange ich unsicher an. „Was gibt’s Neues bei euch? Ich sehe, ihr hattet alle versucht mich fast zeitgleich vor ein paar Tagen zu erreichen. Wie geht es Opa?“

Ich merke, dass meine eigene Stimme zittert und habe gerade einen dicken Kloß im Hals. Jetzt, wo ich mit ihr spreche, wird mir fast übel. Sie antwortet einige lange Sekunden nicht. Die Verbindung ist eigentlich sehr gut, denn ich kann sie atmen hören.

„Ach Mika, Noram ist vor vier Tagen verstorben …“, sagt sie endlich und dann folgt ein tiefes Seufzen. „Die Krankenpfleger im Hospiz hatten ihm auf eigenes Verlangen Natrium-Pentobarbital zur Verfügung gestellt“, fügt sie nach einem Augenblick hinzu und ihre Stimme klingt wieder gefasst. „Bei den letzten Besuchen hatte Opa über zunehmend heftigere Schmerzen geklagt … und die Erhöhung der Schmerzmittel hatte auch keine Besserung mehr gebracht … er hatte für sich ja festgelegt, diesen Weg gehen zu wollen.“

Die Einzelheiten kommen wie von einem Nachrichtensender. So ist halt meine Mutter. Sie kann sich in den schwierigeren Situationen so verhalten, als ob sie das alles gar nicht berühren würde.

„Das wussten wir ja“, folgert sie noch und irgendwie klingt das jetzt für mich wie eine Entschuldigung.

„Hattet ihr mit ihm nochmal darüber reden können? Hatte er seine Entscheidung kundgetan?“, schaffe ich zu fragen.

„Nein, Mika. Simon hatte ihn noch einen Tag zuvor besucht und kurz mit ihm sprechen können, aber darüber ist kein Wort gefallen. Zumindest weiß ich nichts davon …“

›Was stört dich, Mama?‹, frage ich mich, während sie gerade noch nach Luft zu ringen scheint.

„Noram hat dann in der Nacht das Medikament selbst eingenommen und ist einfach nicht mehr wach geworden. Wir bekamen dann tags drauf einen Anruf.“

›Aha, sie ist echt sauer auf ihn … Sie nennt Opa beim Namen, nur wenn sie sauer ist …‹

„Oh je, ich hatte mir so was schon gedacht …“, werfe ich kurz ein, um ihr eine Pause zu ermöglichen.

Ich muss selbst tief Luft holen. Es scheint, dass Opa niemandem etwas über seine tatsächliche Situation gesagt hatte. Er muss wohl fürchterlich unter den Schmerzen gelitten haben.

„Während unseres Landgangs in Tanger“, fange ich wieder an, „hatte ich Lares erreichen können und der hatte mir schon so etwas angedeutet. Als ich das letzte Mal bei Noram war, hatte ich noch nicht geahnt, dass es so schnell mit ihm zu Ende gehen könnte.“

Die Worte fallen wie in ein dunkles Loch. Kein Widerhall, nichts, als ob sie nicht notwendig wären, sinnlos …

„Wie haben denn Lares und Simon die Nachricht aufgenommen?“, frage ich nach einer Weile.

„Simon erfährt da zwei unterschiedliche und widersprüchliche Gefühle“, erzählt meine Mutter, als ob es sich um fremde Leute handeln würde. „Einerseits freut er sich, dass sein Vater von den Qualen befreit ist, andererseits fehlt ihm sein Vater schon sehr. Lares ist wohl traurig, das merke ich schon, aber er spricht nicht darüber. Ich glaube, ich lasse ihm die Zeit, die er braucht.“

Ich frage mich, wie sie es wohl schafft so reden zu können. Ich kann doch spüren,

dass es ihr mindestens so nah geht, wie mir auch.

„Und bei dir, Mama? Wie geht es dir damit?“

„Wir haben alle bei der Beisetzung im Friedwald viele Tränen vergossen. Ich werde Noram auch vermissen“, meint Leyla trocken.

Jetzt wird mir klar, warum sie so sauer ist: Sie ist sauer, weil er sie außen vor gelassen hatte, weil er uns alle nicht eingeweiht hatte und lieber für sich alleine sterben wollte … *›Musste er das tun?‹*

Im Kopfhörer und auf dem Display wird hingewiesen, dass die Netzverbindung instabil wird.

„Wir verlieren gleich die Funkverbindung …“, sage ich hastig „Bitte, grüße alle von mir und ich hab’ euch lieb! Ich melde mich wieder, wenn wir in Dakar sind“, rufe ich ihr zu.

„Wir lieben dich …“, kann ich noch hören, bevor die Verbindung weg ist.

›Das hätte jetzt ja auch noch ein paar Minuten länger funktionieren können …‹, meckere ich in Gedanken. Meine Augen verfolgen die »Orion«, die gerade noch gegen den Himmel zu erkennen ist und nun aus meinem Blickfeld verschwindet. Ich gehe auch unter Deck. Das Wetter draußen ist genauso, wie es mir im Inneren geht. Beides brauch ich nicht gleichzeitig.

Kurzer Halt in Dakar

Ich lese nun zum dritten Mal die Nachricht, die Ajola geschickt hatte. Ich werde jedoch nicht richtig schlau daraus. Sie teilt mir ihr Beileid zu Opas Tod mit. Gut. Nachvollziehbar. Aber die Passage über ihre neue Projektarbeit, die sie mit einem gewissen Raoul gemeinsam am Campus gestartet hat, ergibt einfach keinen Sinn. Da sind viele technische Details beschrieben, die ich weder wissen muss, noch will, und ständig wie toll Raoul Ideen beisteuert. *›Will sie mich ärgern? Wer ist dieser Typ denn überhaupt?‹* Es fällt mir plötzlich ein, dass, wenn ich mir gegenüber ehrlich bin, ich in den letzten Tagen und Wochen, nicht wirklich an Ajola gedacht hatte. Aber jetzt, wo ich ihre Nachricht lese, kommt sie mir mit so viel Wucht in Erinnerung, dass ich Schwierigkeiten habe damit umzugehen. *›Komisch …‹* Ajola schreibt nichts Klares über diesen Raoul, aber der Kerl kommt gefühlt in jedem Satz vor. *›Raoul hier und Raoul da …‹*

Ich werfe die elektronischen Messstifte, mit denen ich gerade versuche herauszufinden, warum der FabBot nicht mehr funktioniert, unsanft und verärgert in den Werkzeugkasten. *›Was zum …‹,* fange ich mich wirklich zu ärgern an, als mich Joshua von der Seite anschubst.

„Schau mal da vorne! Die Landzunge von Dakar ist gerade vor uns aufgetaucht“, ruft er aufgeregt und zeigt mit ausgestrecktem Arm zum Bug der »Colombo«.

„Ja, ich sehe es!“, meine ich genervt und schaue in die angezeigte Richtung. „Aber wieso bist du denn so aus dem Häuschen, Mann? Du bist doch nicht das erste Mal hier … oder?“

„Das kann ich dir sagen!“, erwidert er stolz und strahlt mich an. „Hier lebt meine Schwester mit ihrer Familie und ich freue mich schon riesig auf unser Wiedersehen“.

Ich schaue Joshua verdutzt an. Der sieht definitiv nicht wie ein Senegalese aus.

„Okay, aber wie kommt deine Schwester denn in den Senegal?“, frage ich mit auffallend ruhiger Stimme.

„Ja, ja, da wunderst du dich, was?“, grinst er mich breit an. „Vor vier Jahren hat Chaja, meine Schwester, mich auf dieser Route begleitet. Sie wollte über ein Austauschprogramm mal raus und was Anderes sehen, genau wie du. Kurz darauf wurde sie von Ihrem Freund Nibori schwanger, beide haben sich verpartnert und nun ist sie erneut schwanger und ich werde zum vermutlich dritten Mal Onkel“, sprudelt es aus ihm heraus.

„Moment, Moment, ich verstehe nur Busbahnhof …“, hebe ich die Hände hoch. „Nibori ist kein Name aus dem Senegal … oder?“

„Da hast du aber genau hingehört!“, grinst Joshua. „Nein, kein Senegalese. Nibori ist ein japanischer Name. Schwager Nibori ist damals, genau wie Chaja, für das Austauschprogramm nach Dakar gekommen. So haben die sich kennengelernt. Die Welt ist halt klein, nicht wahr?“

„Aha …“, versuche ich zu verarbeiten. „Und wie wirst du in vier Jahren schon dreifacher Onkel werden und warum eigentlich nur »vermutlich«?“, versuche ich geduldig herauszufinden.

„Mann, das erste Mal waren es Zwillinge, was denkst du! Da war ich auf einen Schlag zweifacher Onkel. Und jetzt, bin ich mal wieder gespannt … vielleicht werden es ja wieder Mehrlinge! Dann kannst du dir es ja mal ausrechnen …“

„Okay, das reicht jetzt …“, lächele ich ihn an, „dann wollen wir mal darauf wetten,

oder?“

Mein Ärger ist erst mal weg, ich kann ihn nicht mehr richtig wahrnehmen und ich möchte jetzt auch nicht mehr daran denken. Joshuas Onkel-Einlage tut mir gut. Ich schaue nun auch genauer und interessiert in die Ferne. Die Landzunge von Dakar ist immer noch nur ein sehr schmaler Schatten am Horizont, aber wir haben gute Fahrt und ich, als erfahrener Matrose, kann jetzt schon mal einschätzen, dass wir in zirka zwei Stunden dort an Land gehen werden.

„Alle mal herhören“, erschallt Leandras Stimme aus den Lautsprechern.

Ich schalte das Headset wieder ein, um sie besser zu verstehen.

„Wir erreichen in Kürze den Hafen von Dakar und die vier Paletten, die hier von Bord gehen, müssen noch transportfähig gemacht werden. Die Ladung muss sicher vertäut sein und die Transportschlaufen können schon mal vorbereitet werden.“

Im Hintergrund höre ich Knut mit Leandra sprechen. Leandra antwortet ihm. Dann ist Knut zu hören.

„Ich brauche zwei Leute, die mit anpacken und zwei weitere für die neue Ladung, die wir in Dakar aufnehmen“, sagt er.

„Und bitte berücksichtigt, dass unser Aufenthalt in Dakar nur einige Stunden dauern wird. Das Gemeinschaftshaus ist belegt, so dass wir leider nicht übernachten können“, erklärt Leandra. „Tut mir ja leid, ich hätte uns gerne einen Tag an Land gegönnt.“

„Das ist ja saublöd!“, schnauft Joshua. „Ich dachte wir könnten heute Abend bei meiner Familie ein bisschen feiern … Ich werde mal mit Chaja und Nibori klären müssen, was wir in der nur kurzen Zeit gemeinsam machen könnten …“

Joshua tippt hektisch auf seinen Kommunikator und versucht seiner Schwester die Situation zu erklären. Ich sehe auf meinem Kommunikator, dass sich bereits genug Leute für die Ladeaktivitäten gemeldet hatten. Da ich sozusagen frei habe, versorge ich mich mit einigen Informationen zu Dakar und die Umgebung. Die Quersuche, die ich mit Ethans Notizbüchern einprogrammiert hatte, liefert leider keine Ergebnisse mit Bezug auf Dakar aus. *›Ich muss die Suche doch noch etwas verfeinern … oder Ethan hat nichts über Dakar geschrieben …‹,* mache ich mir eine gedankliche Notiz dazu. Ich öffne einfach den nächsten noch nicht gelesenen Notizbucheintrag.

17. September 2034

Heute ist der 28. Reisetag und wir sind in der Nähe von Bruchsal angekommen. Wir wollen uns hier, am Anfang des Schwarzwaldes, nach einem Ort umschauen, wo wir eventuell bleiben könnten.

Es wird immer beschwerlicher mit Arthur unterwegs zu sein. Wir müssen ihn teilweise auf einem Fahrradanhänger transportieren, da er selbst oft nicht mehr fahren oder laufen kann. Die Essensvorräte sind fast alle verbraucht und das nächtliche Reisen ist für uns alle sehr anstrengend. Mit Arthur auf dem Anhänger ist es noch anstrengender, da wir dann das Rad samt Hänger und Arthur berghoch schieben müssen.

Wir kamen bisher nicht mehr als täglich etwa sieben, acht Kilometer voran, öfter auch viel weniger – so meine Statistik. Zum Glück bleibt das Wetter gerade relativ stabil trocken und noch so mild, sodass es für unsere langen Pausen und das Schlafen in den Wäldern kein Problem darstellt. Die Versorgung mit Essbarem wird aber langsam zum Problem …

Es sind einige Menschen unterwegs, in unterschiedliche Richtungen. Ich frag mich auf der einen Seite wohin sie alle wollen, auf der anderen bin ich froh, dass nicht alle in unsere Richtung laufen. So haben wir die Chance weitestgehend ungesehen zu bleiben.

Interessant ist, dass die größeren Ortschaften verlassen zu sein scheinen und wir sie fast ohne Probleme durchqueren können. Straßenblockaden sind bisher eher außerhalb der Orte eingerichtet worden. Vermutlich, um flüchtende Menschen dort abzufangen. Gerade gestern haben wir eine Gruppe von Menschen gesehen, die unter strenger bewaffneter Bewachung auf den Feldern die Ernte einfuhren.

Heute haben wir in einem Buchen- und Haselnusshain unser Lager aufgeschlagen, relativ nah an der Straße, aber trotzdem noch sehr gut versteckt. Das war unser Glück, denn gegen Mittag hielt auf der Straße ein Militärfahrzeug und der Fahrer verrichtete am Straßenrand seine Notdurft. Die Tür blieb offen und wir haben den Funk mit-

gehört. Der Beifahrer ist auch ausgestiegen und zündete sich, mit der Waffe in Bereitschaft, eine Zigarette an. Keiner von den beiden schaute in unserer Richtung. Die Stimme im Funk berichtete, dass sich die Anzahl der in den Großstädten lebenden Menschen drastisch verkleinert hat – Schätzungen gehen von fünfzig Prozent aus. Berichtet wurde auch, dass viele Menschen verhungert sind oder im Kampf getötet wurden. Es hieß auch, dass an der Grenze zwischen der NATO und Russland ein neuer heißer Konflikt um Ressourcen entbrannt ist. Der Bericht endete mit einer Warnung an alle Armeeangehörigen. Sollten sie Fahnenflucht oder Verrat begehen, müssen sie mit sofortiger Erschießung als Bestrafung rechnen.

Das alles klingt für uns, die wir bisher in unserer kleinen Fluchtwelt leben, wie von einem anderen Planeten. Sogar die Benennung der NATO hat mich plötzlich so beunruhigt, dass ich mich zwingen musste ruhig zu atmen, um Arthur und Adina nicht zu wecken. Noram schaute mich auch sehr besorgt an. Ein Krieg wäre jetzt das Letzte, was wir noch brauchen. Noram ist noch so jung, gut, das diese Situation zumindest dafür gesorgt hat, dass er nicht zum Kriegsdienst eingezogen werden konnte.

Was wir aber genau wissen ist, dass wenn jemand fruchtbares Land besitzt und es bepflanzt, um sich davon zu ernähren, dann schwebt er auch immer in der allgegenwärtigen Gefahr, deswegen von Anderen beraubt und sogar umgebracht zu werden.

Der Verrohung des sozialen Umgangs scheint kaum noch jemand Einhalt zu gebieten. Doch es gibt auch eine kleine Minderheit von Menschen – zu der wir auch gehören – die sich ihres Potentials für Kompromisse und Kooperation bewusst sind. Ich hoffe, wir kommen bald dazu, mit anderen gemeinsam, dieses Potential auch wirksam entfalten zu können …

5. Oktober 2034

Die vielen Ereignisse der letzten Wochen haben mir nur wenig Zeit gelassen, täglich all das zu beschreiben, was passiert ist. Wir haben mal wieder viel Glück gehabt! Und das schreibe ich voller Dankbar-

keit!

Wir haben eine Gemeinschaft gefunden und die war sofort bereit uns aufzunehmen. Das erscheint mir im Nachhinein wie ein Wunder. Wir hatten gerade unser Nachtlager in einem Wäldchen in der Nähe einer großen Kreuzung in Richtung Karlsruhe aufgeschlagen. Noram hatte sich für die erste Wache eingerichtet und Adina, Arthur und ich waren bereits in unsere Schlafsäcke geschlüpft. Kurze Zeit später standen ein Mann und ein Teenager vor uns, die wie aus dem Nichts erschienen. Noram hatte nicht mal Zeit an der Sicherheitsschnur, die an meinen Fuß gebunden war, zu ziehen, um mich zu alarmieren. Der Mann signalisierte mit einer klaren Geste, totale Ruhe zu bewahren. Beide hockten sich geduckt zu uns. Der Jüngere zeigte in Richtung Straße, die ungefähr Hundert Meter entfernt verlief und wir sahen eine bewaffnete Patrouille, die gerade angefangen hatte, eine Straßensperre einzurichten.

Sie forderten uns auf, umgehend mit ihnen zu kommen, denn diese Gegend sei viel zu gefährlich geworden. Sie waren gerade auf dem Rückweg aus Karlsruhe, wo sie, wie sie es nannten, als »Besorgungsgruppe« unterwegs gewesen waren, sie wollten nun in ihre Siedlung zurückkehren.

Wir haben schnell stillschweigend unsere Sachen zusammengepackt und sind ihnen gefolgt. Der Jüngere, der ziemlich kräftig war, hat ohne zu Fragen Arthur beim Gehen gestützt, während der Ältere Arthurs Fahrrad geschoben hat. Der Weg quer durch den Wald, nicht mal ein erkennbarer Trampelpfad, war mit den bepackten Fahrrädern nicht einfach zu bewältigen. Aber nach etwa zwanzig Minuten sind wir endlich auf einen Waldweg gestoßen und unsere Retter haben sich uns erst mal richtig vorgestellt. Sie seien Mitglieder einer solidarischen Gemeinschaft in der Nähe vom Walzbachtal und laden uns alle gerne zu sich, in ihre Gemeinschaft ein.

Ich war sprachlos und wusste erst mal nichts zu sagen. Noram war etwas geistesgegenwärtiger und hatte ihr Angebot für uns dankend angenommen. Wir dachten zuerst, dass wir nur für eine kurze Rast bleiben könnten. Aber als wir uns für die angebotene Gastfreund-

schaft bedanken wollten, fanden wir heraus, dass sie wohl auf der Suche nach Menschen waren, die bei ihnen mitmachen wollten und der Ältere, der sich als einer der Initiatoren der Gemeinschaft erwies, meinte zu uns, dass er hofft, dass wir uns vorstellen könnten, Teil ihrer Gemeinschaft werden zu wollen.

Aber sie kennen uns ja kaum, hatte ich ihm entgegnet, da ich nicht fassen konnte, was ich da hörte. Aber er meinte nur, er könne ehrliche und gute Menschen gleich erkennen und lachte herzlich. Ich habe Arthur ob dieser Worte lächeln sehen, Adina ist in Tränen ausgebrochen und Noram vergaß seinen Mund zu schließen. Und wir waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht mal in der Gemeinschaft angekommen.

Nun sind wir bereits eine Woche hier und das alles ist immer noch wahr. Die Gemeinschaft siedelt in einem alten Gutshof und wir haben zwei kleine Zimmerchen unterm Dach beziehen dürfen. Die Gruppe ist mit fast dreißig Menschen für uns gefühlt schon ziemlich groß. Es sind sogar einige Kinder dabei. Ich bin zwar noch nicht richtig angekommen, bin irgendwie immer noch unterwegs, aber das wird sich für mich wohl bald anders anfühlen …

Inzwischen wissen wir wieder Neues über das Weltgeschehen. Die Gemeinschaft hat auch eine PV-Anlage und somit Strom, sodass Noram sein Satellitentelefon aufladen und nach Nachrichtensendern suchen konnte. Ich halte mal einiges fest, worüber wir Neues erfahren haben. Vieles betrifft unsere Lage nicht direkt, ist aber im Gesamtkontext dieser globalen Katastrophe von Bedeutung.

Der Anstieg des Meeresspiegels setzt nicht nur den Küstenregionen des Festlandes zu. Auch die Inselstaaten wie Ozeanien und Polynesien verlieren zunehmend ihre tieferliegenden Gebiete oder versinken gänzlich im Meer. Starke Stürme und Tsunamis verwüsten die Küstenregionen des südchinesischen Meeres und Japans.

Die interkontinentalen Transportketten sind offensichtlich nicht mehr existent. Weder zu Lande, zu Wasser, noch in der Luft wird wirklich etwas bewegt. Die noch wenigen stattfindenden Warentransporte

werden streng von Soldaten bewacht.

Die Ölförderung und -produktion ist scheinbar auch komplett zum Erliegen gekommen. Hauptsächlich verfügen nur noch die großen Armeen und einige regionale Warlords über Öl- und Sprit-Reserven.

Alles nicht schön, aber jetzt, wenn ich genauer darüber nachdenke, scheint das alles seinem systemisch vorherzusehenden Gang zu folgen. Eine »Große Transformation« bahnt sich an und wir, hier in Walzbachtal, sind ein Teil davon.

Diese Einträge sind eine kleine Überraschung für mich, da zum ersten Mal mein Heimatort erwähnt wird. *›Die Reise nach Walzbachtal ist für meine Vorfahren ein risikoreiches Abenteuer gewesen …‹* Dass es so hilfsbereite Menschen gab, finde ich ja normal. Ich habe es noch nie anders erlebt. Aber zu der Zeit, als Ethan das durchlebte und darüber geschrieben hatte, waren es vollkommen andere Verhältnisse, die das Leben der Menschen bestimmten. Ich kann mir trotz Ethans Notizen kaum wirklich vorstellen, wie es sich angefühlt haben musste, damals zu leben. *›Ich bin echt froh, dass sie es geschafft haben …‹*

Ich suche mir auf gut Glück noch weitere Notizbucheinträge aus der unmittelbar folgenden Zeit. Bin sehr neugierig, wie sich alles weiterentwickelt hat.

30. Oktober 2036

Die Vulkanasche in der Atmosphäre wird wohl weniger, der Himmel erstrahlt immer öfter in hellem blau und die Sonnenscheinintensität erhöht sich stets von Woche zu Woche. Im Funk sind keine neuen Meldungen über weitere Vulkanausbrüche zu hören. Es regnet gerade ziemlich oft und stark und das klärt die Luft. Die gefallene Vulkanasche ist den ganzen Sommer in den Boden versickert und hat ihn mit Nährstoffen angereichert. Im Vergleich zum letzten Jahr haben wir diesmal in den Außengärten eine »üppigere« Ernte bekommen. Einiges davon wird gerade in Weckgläsern konserviert. Wir sind sehr vorsichtig geworden, auch wenn nun deutlich mehr zum Verzehr bereitsteht. Es muss wohl auch für den kommenden Winter reichen. Auf den Äckern konnten wir zwar viel sähen, aber es ist noch nicht

wirklich viel davon aufgegangen.

Es ist allerdings gefühlt alles etwas besser und entspannter geworden. Tagsüber reicht das natürliche Sonnenlicht, um in unserem Treibhaus Gemüse anzubauen und uns damit zu versorgen. Mittlerweile produziert die PV-Anlage genug Strom um tagsüber das Funkgerät und einen Computer ohne die übliche Fahrradhilfe betreiben zu können. Die Batterien halten dann abends noch lange genug durch, dass wir bis zum Schlafengehen keine Kerzen mehr benötigen. Wenn das so weitergeht, dann wären wir auf dem Weg zum Besseren.

Noram nutzt nun sein altes Smartphone als Kleinstcomputer und hat in den letzten Tagen mit Erstaunen festgestellt, dass es ein Signal von einem Mobilfunkmast empfangen hatte. Er versuchte sofort zu telefonieren, das war dann aber doch nicht möglich und das Signal war auch sehr bald wieder verschwunden.

Das scheint jedoch ein Zeichen zu sein, dass sich etwas bewegt. Es wäre allerdings gut zu wissen, wer dahintersteckt. Denn über das Funknetz der Gemeinschaften erfahren wir, das die Privatarmeen der Eliten sich weitestgehend in Auflösung befinden und somit auch die Zentren der alten Macht. Es gibt wohl zu wenige Menschen, die noch bereit sind dort mitzumachen und Munition ist wohl ein rares Gut geworden. Die Raubzüge der einst Mächtigen werden immer seltener.

Das alles haben wir gestern auch persönlich bestätigt bekommen. Uns hat gestern ein Mann gefunden und gebeten, dass wir ihn bei uns aufnehmen. Er hat erzählt, dass er in der Armee in der Pfalz gedient hat und dass er das Morden und den ständigen militärischen Zwang dort nicht mehr mittragen wollte. Deswegen ist er zusammen mit zwei anderen weggelaufen. Die beiden anderen sind nach Norden gegangen, da sie ursprünglich von dort kamen. Er ist aus dem Schwarzwald, aus der Nähe von Freiburg, aber er ist zu schwach für die Weiterreise und ist glücklich, von unserer Gemeinschaft erfahren zu haben. Er ist vierunddreißig und heißt Frank.

Frank hat uns seinen letzten Stand an Informationen, die über die Armee-Kommunikation zugänglich war, mitgeteilt. Die Daten sind zwar über einen Monat alt, aber für uns relativ neu. Er sagt, dass die Sterberate wegen Hunger und Seuchen auf ein neues Höchstniveau gestiegen sei. In manche Regionen, vor allem in den Städten, sind fast siebzig Prozent erreicht, in ländlichen Gegenden etwa dreißig Prozent. Schätzungsweise ist global gesehen fast die Hälfte der Weltbevölkerung in den letzten Jahren durch Hunger, Krieg oder Seuchen gestorben.

In dem Zusammenhang kann ich mich nur freuen, dass sich die Kinder von Mario und Isabel mittlerweile langsam aber sicher erholen. Als das Paar vor einem Monat zu uns gestoßen ist, waren die Kleinen Maik und Jonas so abgemagert, dass Adina sich echt Sorgen machte, ob sie es noch schaffen werden. Zum Glück haben wir hier Andrea, die sich sehr gut mit Heilpflanzen und offensichtlich auch mit kleinen Kindern auskennt. Sie ist keine Ärztin, aber sie hat bis jetzt vielen von uns helfen können. Ohne ihre Rezepte und ihr Wissen hätten wir wohl alle weniger Überlebenschancen, davon bin ich fest überzeugt.

In den Funktreffen berichten viele Gemeinschaften, dass sie immer wieder von Menschen aufgesucht werden, die sich ihnen auch anschließen wollen. Viele sind aus den Randgebieten der umliegenden Großstädte geflohen, die zunehmend verlassen werden.

9. Dezember 2036

»… Die Normalität wiederherstellen« und »beim Wiederaufbau mitwirken …« - das kommt mir ja alles sehr bekannt vor. Adina meint auch, dass dies nur die altbekannte Propaganda sein kann, was jetzt über die alten Rundfunksender ausgestrahlt wird. Wir haben davon erst im letzten Funktreffen erfahren – ich wäre nicht auf die Idee gekommen ein altes Radiogerät wieder einzuschalten. Dafür haben wir eigentlich zu wenig Strom. Aber im Funktreff meinten sie, dass jetzt wieder einige »offizielle Sender« auf Sendung gegangen sind und das es sich lohnen könnte denen zuzuhören, denn sie würden Hoff-

nung machen.

Ich habe in die sogenannten »Hoffnung machenden Sendungen« mal reingehört und ich bin wirklich empört und verängstigt. Es geht dort um nichts Weniger, als um einen plumpen Versuch der alten Eliten, die jetzt noch Zugang zu diesen funktionstüchtigen Anlagen haben … Ich weiß jetzt auch nicht genau, wer da wirklich dahintersteckt … Sie wollen offensichtlich die Verbesserung der Wetterlage und die langsam steigenden Ernten für die Wiederherstellung der alten Regime, Regeln und Gesetze nutzen.

Ich kann nur vermuten, dass es dabei um Militär und Nachrichtendienste geht, die zusammen mit Politikern und früher sehr reichen Menschen versuchen, die zusammengebrochene alte Ordnung kapitalistischer Art wiederzubeleben. Es wird in den Sendungen, wie auch vor dem Kollaps, das Blaue vom Himmel versprochen, »NUR« wenn alle Menschen jetzt in die stillgelegten Industrieanlagen zurückkehren und ihre Arbeitsplätze wieder einnehmen, um am gemeinsam »Wiederaufbau« mitzuwirken … Adina, Noram und ich glauben nicht, dass dabei etwas Gutes rauskommen kann und setzen alles daran, den Menschen in der Gemeinschaft die reale Lage zu erklären und für eine wirkliche und nachhaltige Veränderung zu wirken. Das ist allerdings keine leichte Aufgabe … denn das Versprechen einer »Normalität« ist für viele, nach den Entbehrungen der letzten Jahre, schon sehr verführerisch.

Unterstützung haben wir jedoch aus vielen anderen Gemeinschaften – es gibt viele Stimmen die melden, dass in deren Umgebungen die Menschen den Demagogen nicht mehr folgen und sich deren Einfluss entschieden entziehen. Vieles spricht für eine umfassende, grundlegende Veränderung auf der ganzen Welt. Man muss nur genau hinsehen und hinhören, um das zu spüren. Die Armeen lösen sich überall auf, genau wie die alten Geldwirtschaftsstrukturen, trotz der verzweifelten Versuche, dies auch mit Gewalt zu verhindern – wir erfahren dies von Menschen, die es selbst an unterschiedlichen Orten auf allen Kontinenten erleben. Es ist schon erstaunlich wie viele Menschen über Langwellenfunk senden, wenn man nur die Ge-

duld aufbringt nach ihren Frequenzen zu scannen und dann, mit etwas Glück, auch ihre Sprache versteht.

Bezeichnend ist es auch, dass alle Menschen, mit denen wir reden, überwiegend eine bedrückende Traurigkeit in Anbetracht des enormen Massensterbens empfinden, das überall miterlebt wurde und immer noch voranschreitet. Die Verluste an Leben, egal ob Mensch, Fauna oder Flora sind so massiv, dass viele Menschen den inneren Impuls verspüren, sich einfach nur zurückzuziehen, um etwas Stabilität im Kleinen wiederzufinden.

Darin sehe ich persönlich das große Potential des bisherigen Geschehens – das Potential zum spirituellen Wachstum, zu neuen Erkenntnissen, die es in der Komfortzone der alten Eliten, nicht geben wird … das, was über die »offiziellen Sender« versucht wird, ist aus meiner Perspektive eine Kontra-Evolution, nicht eine Konter-Revolution, denn das, was gerade mit den Menschen passiert, ist aus meiner Perspektive ein evolutiver Prozess und keine Umwälzung der sozialen Schichten eines zerfallenden Systems … und eine evolutive Veränderung kann nicht mehr gestoppt werden, wenn sie bereits angefangen hat … und das hat sie, meiner Wahrnehmung nach!

Ich bin gerade sehr berührt von der Erzählung der damaligen Ereignisse. Bin berührt vor allem, dass viele Menschen damals nicht nur wegen Krieg oder Gewalt gestorben waren, sondern auch wegen des Fehlens von Nahrungsmitteln und wegen der schlechten medizinischen Versorgung. Mir scheint auch die regenerative Kraft beeindruckend gewesen zu sein, die noch in den verbliebenen Menschen vorhanden gewesen sein muss. Es wird mir plötzlich sehr bewusst, dass alles, was ich jetzt hier um mich herum sehe, von diesen Menschen aufs Neue erschaffen wurde.

Ich lasse den Kommunikator mit einer etwas verfeinerten Abfragekonfiguration nochmal nach historischen Daten über Dakar suchen. Ich möchte mir zumindest ein rudimentäres Bild von der Gegend hier machen. Einige Informationen werden aufgelistet. Die »Colombo« hat mittlerweile die Gewässer vor der Hafenanlage fast erreicht. Die Erhöhung des Meeresspiegels hat dafür gesorgt, dass die Altstadt von Dakar teilweise unter Wasser steht. Deswegen war die neue Hafenanlage vor etwa zwanzig Jah-

ren weiter nordöstlich neu errichtet worden. Besonders auffällig sind die Türme einiger Moscheen und Teile der Skulptur des Monuments der afrikanischen Renaissance, die noch aus dem Wasser ragen. Die alten Wohngebiete wurden aufgegeben und die Neuen rund um den neuentstandenen Hafen angelegt.

„Hey Mika, du bist ein gern gesehener Gast, meine Familie hat dich für heute Nachmittag eingeladen“, ruft Joshua mir zu. „Wie sieht’s aus? Kommst du mit?“

„Ähm, ich weiß nicht. Ihr wollt doch bestimmt unter euch sein und habt viel zu bereden …“, erwidere ich etwas überrascht.

„Quatsch Mika, wir tauschen uns ja regelmäßig aus, so viel Privates haben wir nicht zu bereden. Außerdem ist mein Schwager ein hervorragender Bäcker und bereitet einige Teigtaschen für uns vor und er rechnet mit deinem Kommen. Und seine Gyoza sind die Besten, lass dich überraschen!“, versucht er mich zu überzeugen.

„Was ist mit Ava, kommt sie auch mit?“, frage ich ungelenk.

„Ja klar, Chaja und Ava sind wie beste Freundinnen … Ava hatte auch vor unserer Abfahrt bereits an ein Mitbringsel für die schwangere Schwägerin gedacht. Sie hat zwei Strampelanzüge in unterschiedlichen Farben gestrickt. Sehen schick aus!“, prustet Joshua mit einem lauten Lachen heraus.

„Okay, okay, vielen Dank für die Einladung“, ich gebe auf, „ich komme mal kurz mit und mache dann einen Spaziergang zum Schiff zurück. Ist das in Ordnung für euch?“

Wir passieren gerade das alte Hafenareal und die teilweise versunkenen Überreste der Altstadt ragen unwirklich aus dem Wasser. Ein Kind auf dem Arm einer Statue zeigt mit ausgestrecktem Arm Richtung Meer. Die »Colombo« dreht langsam Richtung Norden ein und die neue Hafenanlage ist nun klar zu erkennen.

Dakar - Accra / Tema

Letzte Etappe nach Accra

Der Wind und die Wellen machen nicht nur der »Colombo« zu schaffen, auch das eine oder andere Gesicht sieht grün aus. Wir fahren mitten in eine gewaltige Gewitterfront hinein. Ich hangle mich mit dem Seilsicherungssystem nach unten, immer festen Halt suchend, Richtung Kantine. *›Hunger zur unpassenden Zeit führt zu blauen Flecken‹* Mein Kopf schmerzt noch immer an der Stelle, an der er den Türrahmen traf.

„Du hast einen stabilen Magen?“, höre ich Knut, der wohl Kantinendienst hat „Was darf’s denn sein“, grinst er mich frech an.

„Ich brauche was Warmes für den Bauch und was Kühles für den Kopf“, antworte ich und zeige auf die Beule auf meiner Stirn.

„Im Tiefkühlschrank findest du ein Gel-Pack für deine Stirn, wegen des Hungers kann ich dir eine Suppe anbieten. Okay?“, meint er nicht sonderlich beeindruckt.

„Genau, ich nehme dann beides.“

Ich öffne den Kühlschrank und sehe eine ganze Reihe eingefrorener Sachen, kann aber ein Gel-Pack nicht wirklich ausmachen.

„Schau mal nach etwas Blauem im Plastikschlauch“, ruft Knut hinter dem Tresen,

als ob er wüsste, dass ich nicht zurechtkomme.

Ein blauer Rand, unten, in der Mitte. *›Ach, da ist ja was …‹* Ich halte mir das mit Schnee gepuderte Päckchen an die Stirn. Das Kühle tut gut.

„Wir sind nun schon vor fast einer Woche in Dakar los und hängen immer noch in diesem endlosen Schlechtwetter-System fest“, raunt Knut. „Ich würde gerne mal wieder die Sonne spüren und nicht nur Regen, Blitz und Donner“.

Er stellt mir einen dampfenden Teller mit lecker riechender Suppe auf den Tresen. Ich nehme mir einen Löffel aus der Besteckablage dazu.

„Warte es nur ab, hinter Monrovia wird das Wetter wohl wieder besser“, meine ich, nachdem ich einen verstohlenen Blick auf die Wetterkarte in meinem Kommunikator werfe.

„Das wünschen sich heute alle, aber das Wetter muss sich dann beeilen“, lacht Knut. „Wir sind ja schon einige Zeit auf der Höhe von Monrovia“.

Ich verschlucke mich fast. *›Dann geht meine Schiffspassage ja bald dem Ende entgegen. Ich werde dann in Accra die »Colombo« verlassen müssen …‹* Wird mir schlagartig deutlich. Der Gedanke ist in meinem angeschlagenen Kopf fast spürbar. Ich hatte das irgendwie nicht so schnell erwartet. Auch wenn es klar ist, dass die Fahrt nicht ewig andauern kann, merke ich, wie sehr ich mich bereits an das Ambiente auf dem Schiff gewöhnt habe. Unsere bisherigen Landgänge dauerten meist nur wenige Stunden, wie zuletzt in Dakar, oder bestenfalls mit einer Übernachtung, wie in Puerto del Rosario. Nun wird es mir bewusst, dass die Aussicht, mich bald Monate nur noch an Land zu bewegen, zugleich herausfordernd und verlockend erscheint.

Herausfordernd, weil mir die vielen neuen Freunde hier an Bord und auch die Fahrt mit dem Schiff selbst dann fehlen werden. Verlockend, weil die Reise dann gefühlt weitergehen wird. Auf dem Schiff habe ich das Gefühl in einer Zeitkapsel zu sein, und zwar immer zur See. Es geht zu Wasser zwar immer weiter voran, doch ich scheine dabei am selben Ort zu bleiben. Mit der Landung in Accra wird diese Etappe zu Ende sein und dann geht es weiter, in das gänzlich Unbekannte. Ich fühle mich ein wenig wie ein Entdecker auf der Reise, um die letzten weißen Flecken auf einer Karte mit Zeichen und Farbe zu füllen. Nur diese Karte befindet sich in meinem Inneren und nur ich kenne ihre weißen Flecken. Es ist ein gutes Gefühl und zugleich ein noch unbekanntes.

›Ob die großen Entdecker der Vorzeit sich auch so gefühlt haben, als sie damals ins

wirklich Unbekannte vorgestoßen sind?‹ Frage ich mich etwas pathetisch und tippe schon meine neue Suche in den Kommunikator. Ich möchte etwas über die Region erfahren, bevor ich an Land gehe. Neben Karten und Informationen aus lokalen Quellen werden auch einige von Ethans Notizen ausgewählt.

30. August 2023

Bin gerade sehr besorgt um Zanga. Er ist aktuell in Burkina Faso und dort ist die Situation seit ein paar Wochen ziemlich brenzlich. Nach den beiden Putschen, die Burkina Faso selbst im letzten Jahr erlebt hat, hat der Putsch in Niger, vor einigen Wochen, die Lage in Westafrika zusätzlich zu den wirtschaftlichen und klimatischen Problemen noch mehr verschärft. Es ist zwar noch nicht so weit, und ich hoffe, es wird nie so weit kommen, aber durch den Bruch der ECOWAS-Allianz könnte schnell ein regionaler Stellvertreterkrieg ausbrechen. Die Amerikaner und Europäer verlieren gerade wichtige Rohstoff-Lager in Westafrika. Burkina Faso stellt sich gerade hinter die neue Regierung Nigers und damit auch in direkte Konfrontation mit westlichen Interessen. Zanga und seine Familie, alle sonstigen Menschen in Burkina Faso, laufen Gefahr mitten in einen militärischen Konflikt zu geraten, vor dem sie nirgendwo hin fliehen können. Zanga hatte sich zuletzt vor einer Woche gemeldet und seitdem kam keine weitere Nachricht mehr von ihm.

Seit dem Ukraine-Krieg, zuletzt mit der für uns hier in Deutschland verheerenden Folgen der Nord-Stream 2 Sprengung, ist diese Entwicklung in Westafrika die, die mir am meisten Kopfzerbrechen bereitet. Auf der einer Seite bin ich schon erschrocken, dass so was passiert. Auf der anderen Seite, gerade im Zusammenhang mit Westafrika, freut mich, dass es endlich zu einem irgendwie gearteten Ende der Kolonialzeit in der Region kommt. Europa zieht seit Jahrzehnten von dort Ressourcen ab, gerade das für den Energiesektor wichtige Uran, und lässt ansonsten die lokale Bevölkerung sprichwörtlich am Hungertuch nagen.

Die einzige »gute« Nachricht in diesem Zusammenhang, die mir gerade einfällt ist, dass in diesem Jahr in Deutschland die letzten

AKWs stillgelegt wurden. Ich muss gestehen, dass ich nicht daran geglaubt hatte, dass dies tatsächlich jemals passieren würde. Bin froh, dass ich mich getäuscht habe – zumindest bis heute …

13. Januar 2032

Ich mach mir echt Gedanken, wohin das alles führen soll. Es sieht nicht wirklich gut aus in der Welt. Seitdem ich hier bei Zanga angekommen bin, häufen sich die schlechten Nachrichten. Ja, es ist mir schon klar, dass viele Menschen das alles überhaupt nicht so sehen und hinterfragen können … zumindest aus meiner Perspektive betrachtet, können sie ja überhaupt nicht erkennen, was sich tatsächlich gerade alles abspielt.

Aber nun zu den nicht ganz so gefährlichen Seiten des Lebens: Es stellte sich heraus, dass Zanga hier zwar mit der Mutter des gemeinsamen Sohns Jitu in guter partnerschaftlicher Beziehung steht, aber geheiratet haben die beiden nicht. Genau so, wie Zanga auch mit Yayas Mutter nicht verheiratet war. Ich muss schmunzeln, denn Zanga macht auf mich nicht den Eindruck eines Mannes, der wie ein Kuckuck Eier in fremde Nester setzt. Wie auch immer, nach dem wir gefühlt wochenlang bis hierher gereist waren, teilen wir uns jetzt alle drei das recht kleine Haus, das Zanga hier in Koti sein Eigen nennt. Im Grunde genommen ist das nur ein einziger Raum, in dem wir nachts schlafen können, Zanga auf dem Boden, auf einer alten Matratze, Noram und ich uns das »Bett« teilend … Na ja, Noram und ich sind definitiv was Bequemeres gewohnt. Zanga schämt sich offenbar, aber ich spreche ihn erst mal nicht darauf an, ich weiß doch, wie stolz er auf sich ist und ich will ihn ja nicht kränken. Ein Glück, dass wir viele Gespräche mit den Menschen hier führen können, sodass wir seine Bude eigentlich nur zum Schlafen nutzen. Und das Dorf ist ja genaugenommen sehr schön und ruhig, wenn man sich an die hiesigen Verhältnisse erst mal gewöhnt hat …

Die Themen, die uns hier beschäftigen, sind leider nicht so schön und angenehm. Die Wahrnehmung der Menschen hier vor Ort unterscheidet sich schon noch erheblich von der Art, wie wir im »Westen«

die Dinge betrachten.

Das Klimaabkommen hat, wegen der Wirtschaftspolitik einiger weniger Staaten (USA, Russland, Golf-Staaten usw.), seine immer wieder erneut bestätigten Ziele, nicht erreicht. Die Warnungen der Wissenschaftsgemeinde werden von den Wirtschaftsinteressen überboten und können somit keine Wirkung entfalten. Die sogenannten „Hilfsprogramme“ der UNO und EU versickern in der lokalen Korruption oder sind in ihren von der UNO oder EU gesteckten Zielen nicht wirklich hilfreich vor Ort, sondern erreichen das genaue Gegenteil.

In Folge der Klimaerwärmung sind die Süßwasserreserven auf dem Planeten extrem knapp geworden. Die industrielle Produktion von Lebensmitteln, so wie es die westlichen Staaten für sich beanspruchen, ist aufgrund von Wassermangel und politischen Unruhen in den »Lieferanten-Staaten« wie Afrika, Philippinen, Zentral- und Südamerika, ins Stocken geraten. Zanga und die Leute hier in Koti können ein sehr trauriges Lied davon singen …

Die Spekulation mit Lebensmitteln und Ressourcen wird von den mächtigsten Konzernen wie etwa Monsanto, und im Hintergrund BlackRock oder Vanguard sowie den Staaten China, Russland und USA extrem rücksichtslos betrieben. Wären die Menschen hier es nicht bereits gewohnt, mit sehr wenig auszukommen, wäre das, was jetzt passiert, wie ein Todesurteil für sie … wir machen uns in Deutschland darüber keine wirklichen Sorgen, aber Adina und ich haben ja schon im Umfeld gemerkt, dass die Preisspirale für Lebensmittel nun bereits auch bei der Mittelschicht für Kopfschmerzen sorgt.

Währenddessen werden horrende Summen ausgegeben, um die Grenzen der reichen EU-Staaten, auch mit Waffengewalt, gegen »Wirtschaftsmigranten«, die durch die Wirtschaftspolitik gerade dieser EU-Staaten produziert werden, zu verteidigen. Meinem Gefühl nach ist in Europa der Nationalismus auf dem höchsten Niveau seit der Nazi-Zeit angekommen und es ist anscheinend nur noch eine Frage der Zeit, bis ein weltumspannender Krieg um die immer knapper werdenden Ressourcen ausbrechen wird.

Ich hab gestern mit Adina telefoniert und sie meinte, dass die aktuelle unverantwortliche Nutzung von Künstlicher Intelligenz einer der Hauptgründe der verstärkten Arbeitslosigkeit in einigen Branchen darstellt. Von wegen »Humanisierung« der Arbeitsplätze! Den Großkonzernen steht der Sinn nur nach Reduzierung der Personalkosten: Menschen sind teuer und stellen Anforderungen, KI kann sie ersetzen und stellt keine Anforderungen, außer natürlich den enormen Energieverbrauch für die Rechenzentren …

Davon ist hier in Koti nichts zu spüren. Die Menschen hier versuchen ja nur täglich zu überleben. Wasser und Nahrung können nicht digitalisiert werden.

Noram und ich machen uns Sorgen um Adina … und auch um Jitu … Noram erzählt, dass Jitu ihm von massiven Unruhen in Frankfurt geschrieben hatte, die allerdings von Polizei-Einsatztruppen in Kampfmontur mit schierer Gewalt erstickt wurden.

3. März 2037

Ich bin mit immer mehr Gemeinschaften über Langwellenfunk in Verbindung. Auf dem deutschen Gebiet gibt es mittlerweile über zweihundert Gemeinschaften, die an der Kommunikation teilnehmen. Alle siedeln im ländlichen Bereich, keine kommt aus irgendeiner der größeren Städte.

Es wird von vielen berichtet, dass sie »Besuch« von »Aktivisten« alter politischer Gruppierungen bekommen, die eine »Vereinigung der Deutschen« anpreisen. Die »Aktivisten« werden meist von Bewaffneten begleitet, die jedoch keine Anstalten machen Gewalt anzuwenden – die mögliche Erklärung, die auch von den meldenden Gemeinschaften kommt, ist, dass offensichtlich die Anzahl der Unterstützer verschwindend gering sein müsste und auch in den eigenen Reihen ist das Vertrauen wohl nicht mehr vorhanden. Das alte Mittel der Macht – das Geld – ist nun nichts mehr wert. Und die riesige Anzahl von Verstorbenen wirkt, sogar bei diesen Leuten, wie eine psychologische Schwelle, die anscheinend auch Gewaltexzesse verhindert. In unserer Gemeinschaft haben wir bisher noch keinen Besuch

dieser unangenehmen Art bekommen und wir könnten darauf auch weiterhin gut verzichten.

Wir erhalten im Funktreffen zum ersten Mal auch direkte Nachrichten aus anderen Regionen der Welt, von Menschen, die in regelmäßigem Kontakt mit den in Deutschland vernetzten Gemeinschaften stehen. Die Situation in den USA, Kanada, Russland, China, Indien, Australien, Brasilien und Argentinien scheint auch nicht viel besser zu sein. Allein auf dem afrikanischen Kontinent, speziell in der äquatorialen Zone, scheinen die Auswirkungen der Klimakatastrophe etwas geringer ausgefallen zu sein. Aber auch hier ist die Bevölkerung durch das Massensterben stark dezimiert worden.

Ich hätte gerne Nachrichten von Zanga und Jitu, aber sie haben noch keine Möglichkeit der Kommunikation gefunden. Ich frage mich, ob alles in Ordnung bei ihnen ist …

Erfreulich aus meiner Perspektive ist, dass, mit ganz wenigen Ausnahmen, überall auf der Welt die Menschen dem alten kapitalistischen System die Gefolgschaft verweigern. Die Nachricht, dass eine neue Lebensweise aufgebaut werden könnte, verbreitet sich über Mund-zu-Mund-Propaganda und über den Langwellenfunk in unseren Funktreffen. Wir versuchen das von hier aus so gut wie möglich zu unterstützen.

Jetzt, da sich das Klimageschehen zu stabilisieren scheint, wird es den Menschen immer wichtiger neue Gemeinschaftsstrukturen zu erschaffen, sich diesen zu widmen und zu versuchen diese neue Lebensweise mit lokalen Mitteln aufzubauen.

Es gibt sogar Meldungen, dass auch Menschen, die früher den Eliten angehörten, sich nun von diesen distanzieren und für sich lieber ein einfaches Leben in den neu entstehenden Gemeinschaften wünschen. Die soziale Zugehörigkeit zur eigenen Gemeinschaft wirkt zunehmend wie ein sich selbst verstärkender Veränderungsfaktor.

Noram unternimmt gerade mit zwei weiteren jungen Männern eine Reise nach Darmstadt, in der Hoffnung von der Universität noch dringend benötigte Gerätschaften organisieren zu können. Er denkt

auch an Jitu, der schon bevor er wegging davon sprach, für Koti ein Funkgerät besorgen zu wollen. Als Jitu beim Abschied meinte, dass er vorhat noch mal zurückzukommen, hat sich Noram vorgenommen für ihn und Koti eine Funkausrüstung zu finden, die Jitu dann eventuell mitnehmen könnte.

Wie immer staune ich über die Vielfalt der Details, die mein Uropa in der Zeit festgehalten hat. Ich kann jetzt auch besser damit umgehen. In meinem Kopf hat sich eine große Puzzle-Landschaft gebildet und jede neue Notiz meines Opas fügt sich mittlerweile wie von selbst darin ein. Die weißen Flecken sind noch groß und manche von den Puzzle-Notizen stehen ganz alleine mitten im Nirgendwo. Aber ich habe mittlerweile angefangen ein Gefühl für die Zeit zu entwickeln, in der mein Uropa damals gelebt hatte.

In meinem Kommunikator lese ich nochmal die letzte Nachricht von Oma Kyara und Opa Jitu, die ich in Dakar noch erhalten hatte. Ich werde also in Accra auch meinen Cousin Kasim treffen, der wegen des geplanten Familienfestes mit mir nach Burkina Faso reisen wird. Und nicht nur ihn. Wir haben auf dem Schiff noch Bauteile für das Projekt in Burkina Faso, bei dem ich mitmachen werde. Wenn ich mich noch recht erinnere, dann wird wohl auch jemand aus dem Projekt auf uns im Hafen warten. Das bedeutet dann auch, dass auf mich gewartet wird. Ich bin ein wenig aufgeregt deswegen. Ich kenne noch niemanden aus dem Projekt persönlich, denn die ganze Kommunikation war ja bisher nur elektronisch.

„Na, schmeckt es?“, weckt mich Knuts Stimme und ich schrecke leicht zurück, denn der Kerl steht jetzt eine Handbreit vor mir und schaut mir fragend direkt in die Augen.

„Ähm …“, fange ich entschieden an und Knut unterbricht mich jedoch sofort.

„Du löffelst schon eine Minute lang in der leeren Schale rum … wo bist du mit deinen Gedanken, mein Junge? Wohl Zuhause, was?“, murmelt er vor sich hin und entfernt sich, ohne auf eine Antwort von mir zu warten.

Da hat er Recht. Wo bin ich bloß? Die Schale Suppe ist tatsächlich leer und es fällt mir auf, dass der Wind anscheinend nachgelassen hat. Die »Colombo« ist ruhiger geworden. In mir wird es nun zunehmend unruhiger.

Auf dem Weg zurück vom Besuch bei Joshuas Schwester hatte ich Oma Kyara und

Opa Jitu zuletzt angerufen. Sie fragten mich, wo ich mich wohl gerade auf meiner Reise zu ihnen befinde. Beide wussten zwar, wann ich aufgebrochen bin und hatten regelmäßig mit Leyla und Simon gesprochen. Nur von mir persönlich hatten sie seit längerer Zeit nichts mehr gehört. Ich bin immer noch erschrocken darüber, wie alt Opa Jitu da ausgesehen hatte. Ich habe das Gefühl schon Jahre unterwegs zu sein, obwohl es eigentlich nicht mal zwei Monate sind. Ich sehe noch das letzte Video-Gespräch vor der Abreise vor mir. Ich meine mich zu erinnern, dass die beiden damals doch gesünder und kräftiger aussahen.

›Vielleicht bilde ich mir das alles ja nur ein.‹ Ich kann mir aber nicht helfen. Ich bin etwas besorgt. Unser Gespräch hingegen gab mir aber keinen Grund dafür. Die beiden haben sich offensichtlich sehr gefreut mich zu sehen und sagten, dass sie ungeduldig auf mich warten. Dass sie alle dort, auch wegen der Familienfeier, sehr neugierig auf mich wären. Ich weiß im Moment allerdings gar nicht, ob ich so froh darüber sein sollte. Ich weiß nicht, was mich dort wirklich erwartet. Irgendwie finde ich es gut, dass ein Cousin mich in Accra treffen wird. So habe ich die Möglichkeit mich langsam mit der Familie zu akklimatisieren.

Knut ist wieder wie aus dem Nichts vor mir aufgetaucht und nimmt die leere Suppenschale weg.

„Ich denke, du solltest mal an die frische Luft, Junge! Und lass mal das Trübsalblasen weg! In deinem Alter ist das nicht gesund …“, höre ich ihn noch, während er die Suppenschale abspült.

Das Schiff ist jetzt ganz ruhig und ich muss mich, auf meinem Weg hoch zum Deck, nicht mal festhalten. Durch das offenstehende Schott sehe ich den blauen Himmel. Ich suche mir eine Sitzgelegenheit und lese noch den Notizbucheintrag, den meine letzte Suche gelistet hatte.

> *7. Juni 2037*
>
> *Gestern ist unsere Gemeinschaft wieder größer geworden. Die jungen Leute haben offensichtlich die Verbesserung der Wetterlage im letzten Herbst gut genutzt. Peter und Elke haben die kleine Ada bekommen. Mit ihr sind wir jetzt, glaube ich, sechsundvierzig geworden. Ada ist, nach Matthias, das zweite Baby in unserer Gemeinschaft.*

Alle freuen sich und Adina und ich müssen immer wieder über Noram schmunzeln, dem der Kopf aktuell offensichtlich nicht nach Kinderkriegen steht. Obwohl, in unserer Gemeinschaft hat auch jemand bereits ein Auge auf Noram geworfen. Er ist halt lieber organisatorisch unterwegs, was mich wiederum sehr erfreut, denn ohne seine tatkräftige Hilfe wäre unsere Vernetzung nicht so weit fortgeschritten.

Neulich hat uns über Funk die Nachricht über den »großen Landgang« der amerikanischen Marine in Asien erreicht. Unsere Freude ist groß. Die Mannschaft eines amerikanischen Flugzeugträgers hat offensichtlich gegen die eigenen Befehlshaber revoltiert. Sie wurde von den Mannschaften der verbleibenden Begleitflotte des Flugzeugträgers unterstützt. Der ganze Verband ist schließlich in Südasien vor Anker gegangen und alle Schiffe, Flugzeuge und Waffen wurden absichtlich deaktiviert und funktionsunfähig gemacht. Die Mannschaften aller Schiffe waren dann an Land gegangen und hatten sich teils den dort entstehenden Gemeinschaften angeschlossen oder eigene Gemeinschaften gegründet. Nur sehr wenige fanatische Armeeangehörige, meist in hohen Dienstgraden, verharren auf den jetzt unbrauchbar gewordenen Schiffen.

Ich habe das Gefühl, dass dies einer der markantesten Momente der allgegenwärtigen Wandlung ist. Im Funktreff wurde er als »der große Landgang« der ehemaligen US-Marine benannt. Ich hoffe, dass dieser Schritt in den nächsten Monaten eine Kaskade von weiteren Ereignissen gleicher Art auslösen wird, die letztendlich zur kompletten Auflösung aller Militärverbände weltweit führen wird.

Das würde zu den weiteren Nachrichten aus den umliegenden Gemeinschaften passen. Auch hierzulande verweigern Armeeangehörige zunehmend den Dienst an den Waffen und der noch verbliebenen Elite. Sie wünschen sich meist eine Aufnahme bei den bereits existierenden Gemeinschaften oder sie wollen sich mit ihren Familien zu neuen Gemeinschaften zusammenschließen.

Langsam erfüllt sich unsere Hoffnung, das dunkle Tal durchschritten zu haben. Was im Frühjahr auf den Äckern unserer Gemeinschaften

angebaut wurde, wächst bereits prächtig und der weitere Anbau läuft auf Hochtouren. Das Wetter ist viel besser geworden, Sonne und Regen sind für die Aussaat ausreichend da.

Die bittere Nachricht ist jedoch, dass viele Meldungen besagen, dass es in den Stadtgebieten immer wieder zu bewaffneten Kämpfen kommt … zum Glück für uns, sind wir in Walzbachtal bis jetzt davon verschont geblieben.

Ich habe das Gefühl, dass ich eine ähnliche Information bezüglich eines Landgangs in der Auflistung aus den lokalen Quellen gelesen habe. Ein paar Klicks bringen die Information wieder hervor. Es scheint, dass auch im Hafen Accras irgendwo ein Erinnerungsmal errichtet wurde, das diesen besonderen Moment markiert. Eines der Militärschiffe einer Großmacht ist auch hier für immer vor Anker gegangen. Die Seeleute sind hier an Land gegangen und viele haben sich in der Gegend angesiedelt. Ich weiß nicht, ob ich dort vorbeikommen werde, aber interessant wäre es allemal.

Landstrassen und Wasserwege

Ankunft in Tema

Das Bild der Küste hinter dem alten Hafen in Tema ist ziemlich ungewohnt für mich. Die Küste des ehemaligen Staats Ghana, wie ich in den Artikeln im MultiNet gefunden hatte, bietet nur wenige geeignete Stellen, wo Schiffe anlegen könnten. Ich vermute, dass aus diesem Grund die »Colombo« nicht direkt in Accra angelegt hatte. In Tema gab es früher eine Erdölraffinerie, wofür eine eigene Hafenanlage gebaut wurde. Offensichtlich ist Tema auch noch heute der einzige Ort in der Nähe von Accra, an dem der Seegüterverkehr stattfinden kann. Die Landschaft scheint auf den ersten Blick, bis weit ins Landesinnere, relativ flach zu sein. Von hier aus, an der Reling der »Colombo«, kann ich die Hafenkräne gut erkennen, aber ansonsten nur eine Menge niedriger Gebäude, von denen die meisten aktuell nicht mehr verwendet werden und langsam in der Witterung verfallen. Die Hafenanlage selbst ist jedoch in Teilen sehr gut erhalten. Neben der »Colombo« haben noch drei weitere Schiffe angelegt, deren Ladungen gerade gelöscht werden.

›Offensichtlich gibt es noch viel Verkehr … warum wohl?‹, frage ich mich, während ich die Leute am Quai beobachte, wie sie die Bauteile, die mich auch auf der »Colombo« begleitet hatten, auf einigen Frachtwagons festmachen.

Die Verladeaktivitäten auf der »Colombo« gehen routinemäßig voran und scheinen schon sehr fortgeschritten zu sein. Ich bin etwas überrascht, da ich eigentlich mithelfen möchte. Ein Blick in Richtung unseres Ladekrans gibt mir Gewissheit. Knut und Joshua werkeln herum, als ob sie mit der Arbeit schon fertig wären. Auf der Brücke sehe ich Leandra, die sich angeregt mit dem Hafenmeister unterhält und immer wieder einen kurzen Blick auf die Gruppe um Knut, Joshua und die anderen wirft. Die beiden hatten den Ladekran auf der »Colombo« bedient und die Ladeplattform mit Kisten befüllt. Leandra und der Hafenmeister tauschen offensichtlich schon die Ladepapiere aus und ich sehe dann auch, wie der Hafenmeister sich von der Kapitänin verabschiedet.

›Es wird langsam Zeit, meine Siebensachen hier zu packen.‹ Ich hangele geübt runter zu meiner Kabine und bleibe einen Augenblick in der Tür stehen. Ich versuche den

Moment zu verinnerlichen, bevor ich alles im Rucksack verstaue und meine Kajüte aufräume. Kaum bin ich damit fertig und wieder an Deck angelangt, kommt Leandra auf mich zu.

„Mika, wie geht es dir?“, strahlt sie mich an, als ob sie mir ein Geschenk überreichen möchte.

Ich schaue sie verlegen an. Ich weiß bis jetzt nicht wirklich, wie ich mich ihr gegenüber verhalten sollte. Sie ist auf der einer Seite immer sehr freundlich zu mir. Auf der anderen Seite jedoch, ist sie distanziert und gibt mir stets das Gefühl, dass sie mit mir redet, nur weil sie wohl zu den Leuten, die einige Zeit auf ihrem Schiff verweilen, auch unbedingt freundlich sein muss. Vielleicht tue ich ihr Unrecht, ich kann sie aber nicht wirklich einschätzen.

„Ähm …“, versuche ich eine Antwort anzufangen, aber sie spricht einfach weiter.

„Wie es mir scheint, bist du an einem weiteren Etappenziel deiner Reise angelangt, kann das sein?“

Ich vermute, dass ich sie gerade relativ verwirrt anschauen muss. Sie lächelt weiter und folgt mit leiser Stimme, sodass nur ich alleine es hören kann.

„Hey, was ist los? Du scheinst gerade etwas verloren zu sein. Ich frage, weil ich, wir, dich auf der »Colombo« bei unserer Weiterfahrt bestimmt vermissen werden. Es sind ja immer mal neue Leute bei uns auf der Fahrt dabei und sie alle werden dann auch ein Teil unserer Mannschaft. Ein wichtiger Teil. So auch du.“

Sie schaut mich direkt an und ist mir offensichtlich sehr zugewandt. Bin etwas überwältigt von der Offenbarung. Ganz ehrlich, sie ist mir gerade etwas zu viel und weiß nicht, was ich sagen soll. Offensichtlich merkt sie das und wechselt das Thema auf etwas Konkretes.

„Sag, wie hat dir unser Schiff und die Zeit auf See gefallen?“, fragt sie und schaut mich neugierig an.

Das kommt jetzt klar bei mir an. Ich kann ihre Neugierde zwar gut spüren, aber leicht fällt es mit trotzdem nicht, mit ihr zu sprechen.

„Ja, ich bin ein großes Stück meines Wegs weitergekommen …“, fange ich ungelenk an. „Danke für die Möglichkeit mit euch reisen zu können …“, fahre ich fort, noch ziemlich unsicher wegen des Tons, den ich verwenden soll.

„Ja, ja, ist gut. Mika, das ist ja für uns selbstverständlich. Wie ich schon sagte: Du

bist nicht der Erste und wirst bestimmt auch nicht der Letzte sein, der uns auf unserer Reisen durch die Weltmeere begleiten wird. Aber, die Frage war: Wie hat dir die Zeit mit uns gefallen?“

›Das klingt jetzt wie ein Befehl … sehr klar und deutlich …‹

„Ähm, ja … ich habe die Zeit auf der »Colombo« sehr genossen …“, versuche ich es wieder, „… Und die Seefahrt hat mir viele Perspektiven eröffnet, von denen ich vorher nichts wusste …?“

„Also“, fällt mir Leandra ins Wort, „wenn du jetzt auch stramm stehen und salutieren würdest, dann wärest du in der Tat ein Mustermatrose“, meint sie mit aufgesetzt ernster Stimme und mir wird klar, dass sie sich das Lachen nur sehr schwer verkneifen kann. „Lieber Mika, ich bin hier nicht nur der Kapitän der »Colombo«, sondern auch eine Schiffskameradin auf einer langen Fahrt, und möchte wissen wie es dir geht … Okay? Und dafür gibt es keine Bewertung oder sonstige Noten …“

Ich muss selbst lächeln und atme erstmal entspannter durch, bevor ich wieder ansetze.

„Na ja, wir haben uns bisher nicht wirklich viel unterhalten … und ich weiß jetzt nicht genau was du von mir erwartest. Du bist ja nun mal die Kapitänin auf diesem Schiff und in den letzten Wochen warst du es, deren Anweisungen ich folge geleistet hatte. Aber, um die Frage zu beantworten, ja, es hat mir sehr gut gefallen und es fällt mir jetzt schwer, dass ich alle Leute hier vielleicht nie wieder sehen werde.“

Leandra sagt diesmal nichts. Sie schaut mich nur an, mit großen und warmen Augen. Ich muss wieder, auch wenn ich das nicht möchte, an meine Mutter denken. Um den Moment zu beenden, fahre ich fort:

„Nun werde ich mich mal wieder ans Land gewöhnen müssen, denke ich. Ich habe bei jedem bisherigen Landgang gespürt, wie komisch sich die Unbeweglichkeit des Bodens anfühlt.“

Leandra lächelt entspannt. Ich bin jetzt auch entspannt. Der Moment der Verlegenheit ist vorbei.

„Ja, das wird einen Moment dauern“, sagt sie leise, aber bestimmt. „In wenigen Tagen ist das kein Thema mehr.“

Damit ist das längste Gespräch mit Leandra auf einmal zu Ende. Sie lacht weiter und verschwindet Richtung Brücke. Ich schaue ihr hinterher und stütze mich an der

Schiffswand ab. Es wird mir plötzlich bewusst, wie sehr sich diese glatten Flächen aus Metall und die Gerüche von Sonne, Wind und Wasser dauerhaft in meine Erinnerung gebrannt haben.

Nicht weit von mir schließen Joshua und Knut die Arbeiten am Ladekran ab und räumen die Ladeplattform wieder zur Seite. Ava gesellt sich zu den beiden und nimmt das Einhängeseil der Plattform auf und verstaut es in einer Kiste.

„Wir haben ja gestern Abend bereits Abschied gefeiert“, sagt Knut, als er mich bemerkt, und klopft mir auf die Schulter. „Viel Glück und auf ein Wiedersehen, Mika“, wünscht er mir und ich sehe in seinen Augen, dass er es wirklich so meint.

„Gute Fahrt, lieber Knut“, gebe ich zurück, wohl wissend, dass die Worte niemals das ausdrücken können, was in mir, in uns, vorgeht.

Joshua, Ava und ich hatten während der Fahrt oft die Abende als Gelegenheit genutzt, uns näher kennenzulernen. Wir sind uns schon wie Freunde geworden, würde ich sagen. Ava, die ruhige und ausgeglichene Mechatronikerin, machte in unseren Gesprächen schnell und unmissverständlich klar, dass sie ihre Zukunft aber als Mutter sieht. Joshua war bei diesem Thema aber immer etwas kurz angebunden und sah sein Leben nach wie vor auf großer Fahrt auf den Weltmeeren. Bald werden sie nur eine Erinnerung sein, wer weiß für wie lange.

„Ihr beide schickt mir dann ein Foto!“, wende ich mich an sie und merke, dass ich sie so anlächele, wie ich nur meine Freunde anlächeln würde.

„Was? Welches Foto?“, fragt Joshua verdutzt und blickt mich nicht mal an.

Auch Ava schaut irgendwie an mir vorbei. Es ist mir bewusst, dass auch für sie der Moment nicht unbedingt angenehm sein kann. Ich greife mir eine Hand von Ava und eine von Joshua und schaue beide so lange direkt an, bis sie meinen Blick erwidern.

„Na das von eurem Nachwuchs, bitte, wenn es so weit sein wird, ja?“, antworte ich dann und zwinkere mit einem Auge.

„Das machen wir gerne!“, freut sich Ava und legt ihren Kopf an Joshuas Schulter.

„Ich hasse Abschiedsszenen“, meint Joshua und schaut wieder irgendwohin, an mir vorbei.

Wir alle haben feuchte Augen, anscheinend. Ich ziehe sie zu mir und umarme sie kurz und kräftig. Ein paar letzte Schritte auf der Passerelle und ich bin samt Rucksack auf dem Pier und schaue von hier unten Richtung Deck der »Colombo«.

Die beiden sind von der Reling verschwunden. Eigentlich ist nun niemand mehr an der Reling. Es fühlt sich komisch an, sehr komisch …

Tema - Sokpoe

Von Tema nach Sokpoe

„Hey, bist du Mika?“, tönt eine unbekannte Stimme hinter mir.

Ich drehe mich erstaunt um. Vor mir steht ein schlanker, junger Mann, etwa in meinem Alter und schaut mich erwartungsvoll an.

„Ich bin Kasim“, meint er. „Wenn du Mika bist, dann sind wir Cousins …“, folgert er und lächelt fröhlich.

„Ach ja, Kasim, super!“, freue ich mich. „Ich hatte noch gar nicht mit dir gerechnet. Schön, dass du mich hier abholst.“

„Warum? Hat dir Opa Jitu nichts davon erzählt? Dass ich nach Tema komme? Ich hatte gedacht, wir beide machen erst mal eine kleine Tour nach Accra und durch das Hinterland von Ghana …“ fragt er verdutzt.

„Oh ja, klar, schöne Idee, aber ich bin hier mit den Materialien für das Bewässerungsprojekt in der Nähe von Gorom-Gorom angekommen und werde hier

erstmal die Leute aus dem Projekt treffen“, erkläre ich ihm in einem Atemzug. „Nur, ich sehe die noch nicht. Ich hatte erwartet, dass sie am Pier sind“, meine ich etwas irritiert.

„Bewässerungsprojekt?“, schaut mich Kasim mit großen Augen an. „Hmm, Opa Jitu kann echt alles für sich behalten, der alte Schlaumeier …“, meint er etwas unzufrieden. „Wie auch immer, wenn das so ist, dann müssen wir sehen, wo deine Leute abgeblieben sind, oder?“, sagt er kurz, dreht sich auf den Fersen um und schreitet zielstrebig in Richtung der großen Garage auf der anderen Seite des Piers.

Ich folge ihm, ohne weitere Fragen zu stellen. Er kennt sich hier sicherlich besser aus. Neben dem Garagentor stehen zwei Männer, die uns anscheinend interessiert beobachten. Kasim stoppt vor ihnen und fragt freundlich, aber auch direkt:

„Hey, wie geht’s? Es gibt eine Lieferung für ein Bewässerungsprojekt in Burkina Faso. Wisst ihr vielleicht, wie sie da hinkommen wird?“

Einer der Männer, etwa um die vierzig, stämmig und nur mit einem Muskelshirt bekleidet, schaut Kasim lächelnd an und antwortet, als ob er die Frage erwartet hätte.

„Na klar, wir werden die Ladung nach Sokpoe fahren.“

„Nach Sokpoe?“, wundert sich Kasim. „Warum denn nach Sokpoe? Soll das auf dem Wasser transportiert werden? Nicht mit dem Güterzug?“

Der zweite Mann, etwas jünger, aber erstaunlicherweise schon mit fast weißen Haaren, macht einen Schritt in unsere Richtung, dreht sich leicht und zeigt dann ins Innere:

„Da sind die beiden Camions für den Transport nach Sokpoe. Die Lieferung ist bereits auf dem Anhänger geladen, aber das müsstet ihr schon gesehen haben.“

›Camions?‹ Mein Kommunikator meint, das ist das französische Wort für Lastwagen. *›Aha, jetzt weiß ich Bescheid … aber auf dem Wasser?‹* Ich muss etwas verwirrt aussehen, vermute ich.

„Es dauert allerdings noch etwas, bis wir losfahren“, meint der Weißhaarige. „Die Camions müssen ihre Akkus noch aufladen. Sobald sie fertig sind, können wir jederzeit los. Und du gehörst zu den Leuten, die nach Burkina Faso zum Bewässerungsprojekt unterwegs sind?“, fragt er und schaut mich herausfordernd an. „Tes collègues sont déjà là et t'attendent.“

„Merci bien, où sont-ils?“ stammle ich verlegen.

„Schaltet mal eure Kommunikatoren wieder ein“, sagt Kasim und zeigt auf seinen eigenen. „Ich bekomme sonst noch Kopfweh.“

Zwei Männer und drei Frauen kommen durch eine Seitentür aus der großen Garage heraus. Sie unterhalten sich ziemlich angeregt und schreiten zielstrebig auf uns zu.

„Wer von euch ist Mika?“, fragt eine ältere Frau und schaut uns streng prüfend an.

„Ich bin Mika …“, antworte ich. „Gehört ihr auch zum Wasserversorgungsprojekt?“

„Ja das tun wir, aber wir hatten nur einen jungen Mann erwartet“, sagt sie scharf. „Wer ist denn dein Begleiter?“

„Das ist mein Cousin Kasim, er hat hier auf mich gewartet. Wir wollen unsere Familie gemeinsam besuchen. Es ist ein großes Familienfest geplant und ich bin auch eingeladen“, erkläre ich, ohne jedoch genau zu wissen, warum ich das so eifrig tue.

Die Frau mustert mich noch mal von Kopf bis Fuß und dann entspannt sie sich merklich.

„Aha, in Ordnung“, lächelt sie mich freundlich an. „Ich bin Inga Romanow und bin für die Projektlogistik verantwortlich“, stellt sie sich kurz vor.

„Wir haben alle dein Profil im MultiNet gelesen, aber mir ist wohl entfallen, dass du ja deine Wurzeln auch in Burkina Faso hast“, mischt sich einer der Männer aus der Gruppe ein. „Wo kommt denn deine Familie her?“

„Wir sind beide von der Familie Kaboré aus Koti“, wirft Kasim stolz dazwischen. „Und von wo bist du?“

Ich fühle mich langsam wie bei einem Tischtennisspiel, so schnell reden alle miteinander. Der Mann aus dem Projekt antwortet schlagfertig:

„Ich kenne wohl eure Familie, Kyara und Jitu Kaboré sind Freunde meiner Familie. Wir kommen aus der Nachbarschaft, aus Founzan. Ich bin Adama Sawadogo“, lächelt er und reicht erst Kasim und dann mir die Hand. „Ich arbeite schon einige Zeit in diesem Projekt und es sind auch Leute aus Koti dabei. Willst du auch mitmachen?“, fragt er Kasim direkt.

„Nein, nein. Ich lebe und arbeite hier in Accra. Ich studiere Botanik und Biologie hier am Campus. Ich will nach Koti ja nur wegen der Familienfeier“, antwortet Kasim selbstsicher. „Die Frage ist allerdings, ob ich mit eurer Gruppe mitreisen darf … jetzt,

da ich meinen Cousin gefunden habe und ihr ihn mir wieder wegnehmen wollt …“, ergänzt er schmunzelnd in Richtung der Frau.

„Ich weiß nicht …“, meint sie und schaut Kasim erneut mit einem diesmal offensichtlich gewollt scharfem Blick an.

Kasim spielt mit und tut so, als ob er eingeschüchtert wäre und unbedingt einen guten Eindruck hinterlassen möchte. Er ist lustig, finde ich. Schließlich höre ich die Stimme der Frau wieder:

„OK, du kannst mitfahren, wenn du möchtest. Ich bin Inga. Nett dich kennenzulernen, Kasim.“

Sie dreht sich dann zu mir und meint:

„Wir duzen uns alle im Projekt. Also Mika, ich bin Inga.“

Die beiden Lieferwagen werden gerade aus der Garage gefahren. Eines der Fahrzeuge ist phantasievoll zu einem Bus umgebaut worden, bunt bemalt und mit Gardinen an den Fenstern. Fenster die wohl keine Scheiben haben. Das andere Fahrzeug ist mit Pritsche und Anhängerkupplung für den Warentransport ausgelegt, ist aber genauso bunt und an jeder Ecke flattern farbenfrohe Fahnen.

„Wir sollten uns jetzt mal auf die Fahrzeuge verteilen“, meint Inga. „Weiter kennenlernen können wir uns dann auf der Fahrt. Wir haben eine lange Reise vor uns. Wir sollten uns beeilen.“

„Wir werden schon rechtzeitig da sein und die Kähne werden nicht ohne uns und die Bauteile losfahren“, sagt Adama zu ihr und legt eine Hand auf ihre Schulter.

Inga schaut ihn kurz an und ich merke, dass eine gewisse Spannung zwischen ihnen herrscht. *›Interessant …‹* Aber mich beschäftigt gerade ein anderes Thema viel mehr.

„Kähne? Wie jetzt? Ich dachte, wir reisen mit Lastwagen und Zug weiter!“, meine ich nun richtig verwirrt. „Ich habe gerade mehrere Wochen auf See verbracht und mich auf eine Reise an Land eingestellt …“

„Ach Mika, das wird schon“, sagt eine der anderen Frauen freundlich. „Diesmal werden wir auf dem Fluss Volta fahren. Im Inneren des Landes erstreckt sich eine sehr gute Wasserstraße, die viele Seen miteinander verbindet. So kommen wir deutlich schneller voran, als über das sehr eingeschränkte Verkehrsnetz über Land.“

Die Frau schaut mich sehr direkt, allerdings auch sehr entspannt an. Sie ist vermutlich nicht viel älter als ich und hat hellblaue Augen, was in dieser Region nicht

unbedingt sehr oft passiert. Ich kann mir nicht helfen, aber ich muss auch länger als ich dachte zurückschauen und sie wendet den Blick nicht ab.

„Aha …“, fange ich etwas verlegen an, „das ist mir leider bei der Vorbereitung völlig entgangen … ich meine, dass es durch Ghana in Richtung Burkina Faso auch einen Wasserweg gibt“, sage ich noch, um das Gespräch fortzuführen.

„Leute! Los, wir müssen …“, ertönt die Stimme Adamas hinter mir.

Wie auf ein Zeichen setzen wir uns alle gleichzeitig in Bewegung und ich stoße auch mit Kasim zusammen, der offensichtlich eine andere Richtung einschlagen will, als die anderen. Er murmelt unverständlich vor sich hin und wir drehen uns gemeinsam zum Pier. Inga, Adama und die zwei Frauen, die, wie ich jetzt besser erkennen kann, beide ungefähr in meinem Alter zu sein scheinen, trotten bereits zielstrebig hinter den langsam fahrenden Camions. Die sind schon beim geladenen Anhänger angekommen und die Fahrer manövrieren gerade den Transporter rückwärts. Die Kabinen der beiden Fahrzeuge, vor allem die des zum Bus umgebauten Camions, sind einigermaßen geräumig und ich hoffe, dass auch wir sieben neben dem Fahrer reinpassen werden. Ich habe nämlich keine Lust auf der Lastplattform zu fahren. Ein bequemer Sitz ist mir definitiv lieber.

„Adama, Hamidou, würdet ihr bitte mit dem Transporter fahren?“, fragt Inga in einem Ton, der eigentlich keine Widerrede erlaubt, und fügt dann noch, in unsere Richtung hinzu „Mika, Kasim, ihr fahrt mit Aidah, Ferouse und mir in dem Bus mit, okay?“

›Das wäre ja schon mal geklärt …‹, schmunzele ich und nicke zwinkernd in Richtung Kasim, der bereits ein langes Gesicht macht. Er kommt mir sehr nah und schiebt mich in Richtung Bus.

„Und du willst freiwillig in diesem Projekt mitmachen …?“, flüstert er mir ins Ohr und schubst mich leicht mit seinem Ellenbogen in die Rippen.

Ich sehe, dass er vor sich hin lächelt, möchte aber nicht weiter darauf eingehen. Der kleine Bus hat Sitzplätze für jeden von uns. Wir werden uns aber echt aneinander schmiegen müssen, denn die Sitzflächen sind nicht sehr großzügig bemessen. Mein Kommunikator meldet neunundzwanzig Grad im Schatten. *›Das wird sehr intim werden, fürchte ich …‹*

„Wie lange fahren wir bis nach Sokpoe?“, frage ich beiläufig, bevor ich in den Bus einsteige.

Kasim ist schon drin, auf der hinteren Bank, am Fenster. Der weiß wohl was kommt.

Aidah und Ferouse, *›Welche ist wohl welche?‹,* steigen auch gerade ein. Die, die mich angesprochen hatte, sitzt nun auf der mittleren Bank, die andere gleich neben Kasim, auf der hinteren. *›Ich habe wohl keine Wahl …‹,* rede ich mir bewusst ein und ich muss zugeben, dass ich mich irgendwie freue. Ich stecke mein Rucksack unter die Sitzbank und frage noch, als ob es nicht schon offensichtlich wäre:

„Darf ich neben dir sitzen?“

Unsere Augen treffen sich wieder und die junge Frau nickt mir ungefähr genauso beiläufig zu, wie ich meine Frage gestellt habe. Sie schaut danach auch sofort weg. *›Zwei Unbekannte in einem Bus. Das kann jetzt wirklich interessant werden …‹,* plätschert ein Gedanke und ich muss sofort an Ajola denken. Ich setze mich. Die Sitzbank ist durchgesessen und die Polsterung ist schon länger nur noch eine schöne Erinnerung. *›Für lange Fahrten ist der Bus nicht wirklich geeignet …‹* Ich merke, dass ich gerade von dem Gedanken an Ajola ziemlich abgelenkt bin. Ich habe von ihr seit Dakar keine Nachrichten mehr bekommen und ihr auch keine mehr geschickt. Das letzte Mal ging es ihr gut und da war dieser Typ, Raoul, um den es in ihrer Nachricht immer ging. *›War ich … bin ich eifersüchtig?‹* Das muss ich mich jetzt echt fragen, das ist mir klar. Vor allem jetzt, wo wir so weit und für unbestimmte Zeit voneinander entfernt sind.

Inga lässt sich vor mir auf den Beifahrersitz fallen und die Rückenlehne gibt leicht nach. Ich stütze sie instinktiv und überrascht mit beiden Armen und Knien.

„Ach, sorry, ich hätte was sagen sollen …“, meint der weißhaarige junge Mann, der unseren Bus fährt, zu mir. „Der Bus ist nicht mehr der neueste“, meint er und dreht sich dann zu Inga, „und die Sitze geben manchmal nach, wenn sich jemand zu schnell hineinsetzt …“

„Ja, ja, ist gut … ich bin auch nicht mehr die Jüngste, weißt du“, kontert Inga. „Ich kann nicht mehr so leicht in ein solch archaisches Gefährt einsteigen …“, lächelt sie ihn an. „Ferouse, hast du schon unsere Leute in Sokpoe kontaktiert?“, fragt sie ohne jemand bestimmt anzuschauen.

›Mist, wer ist jetzt wer von den beiden …‹ Klingelt es kurz in meinem Kopf. Dann höre ich die Stimme neben mir antworten.

„Ja, klar. Die warten schon auf uns. Alles ist für die Umladung vorbereitet.“

›Ferouse … schöner Name, hehe …‹ Ich muss allerdings noch mal fragen. Diesmal wende ich mich direkt an den Fahrer und zur Sicherheit berühre ich ihn leicht an der

Schulter.

„Wie lange ist es bis nach Sokpoe?“

„Es sind ungefähr achtzig Kilometer bis dahin … das wären, wenn alles gut geht, dann so etwa eineinhalb Stunden Fahrzeit“, antwortet der Mann. „Das sollten wir also bis zum Abendessen schaffen“, fügt er noch hinzu, Inga anschauend.

Der Transporter bewegt sich bereits langsam in Richtung Ausfahrt der Hafenanlage. Der vollbeladene Anhänger scheint sicher zu fahren. Die Kisten mit den Bauteilen sehen auch gut gesichert aus, nichts bewegt sich auf der Ladeplattform. Mit einem leichten Ruck setzt sich auch unser Bus in Bewegung. Die Elektromotoren surren leise. Ich drehe mich zu meiner Sitznachbarin und schaue sie diesmal direkt an:

„Hallo Ferouse, freue mich dich kennenzulernen.“

„Ja, gleichfalls, Mika“, antwortet sie und schaut zurück, ohne auch nur etwas verlegen zu sein. „… Ich bin übrigens auch aus Koti und kenne deine Familie dort gut“, fügt sie nach einigen Momenten hinzu. „Meine Mutter kennt auch deine Mutter. Sie sind gemeinsam zur Schule gegangen, als sie noch Kinder waren“, meint sie erklärend und blickt dann wieder nach draußen.

Ich vermute, dass ich etwas überrascht aussehen muss. Es ist aber eine angenehme Überraschung. Um meine Verlegenheit zu kaschieren, schaue ich konzentriert durch die Windschutzscheibe, die einzige Scheibe, die im Bus noch übrig geblieben ist. Wir biegen nun rechts ab, auf eine einfache, aber gut ausgebaute Landstraße.

Auf dem Volta-Fluss

Meine Schultern fühlen sich irgendwie eingeengt an und ich versuche mich zu drehen, aber die Matratze scheint sich mit mir zu bewegen. *›Hä? …‹* Ich öffne die Augen und das Erste, was ich sehe, ist die bläuliche Farbe, die von der Holzdecke etwas abblättert. Ich merke, dass ich nicht wirklich liege, sondern *›Ah …‹* Ich erinnere mich plötzlich wieder wo ich bin. Offensichtlich habe ich sehr tief geschlafen und mich immer noch in der Koje auf der »Colombo« geglaubt. *›Ich bin auf einem anderen Schiff, auf einem Fluss …‹,* plätschert es Tropfen für Tropfen in meine Wahrnehmung. Ich höre das Brummen der Elektromotoren und spüre, wie sich die Vibrationen durch den Schiffsrumpf übertragen.

Links neben mir hängt Kasim in einer weiteren Hängematte. *›Ha, wir hängen ganz ja*

schön zusammen …‹, lächele ich vor mich hin und versuche ungelenk aus der Hängematte auszusteigen. Der Druck in meinem Unterleib treibt mich gehörig auf der Suche nach einer Erleichterungsmöglichkeit. Stehend kann ich nach draußen schauen. Der Kahn fährt ruhig auf dem Volta.

„Gut geschlafen?“, fragt Kasim, der offensichtlich schon wach ist. „Ich warte schon auf dich und hab ordentlich Hunger. Lass uns was zum Frühstücken organisieren.“

„Ja hab ich auch … beides“, antworte ich und bin etwas erschrocken vom Klang meiner Stimme.

„Wie? Was? Beides?“, fragt er irritiert.

„Na gut geschlafen und Hunger hab ich auch. Ich bin aber noch nicht wirklich wach und irgendwohin muss ich auch …“

„Da sagst du was … wo war noch gleich der Sanitärraum?“, fragt Kasim

„Fragst du mich?“, entgegne ich etwas verwirrt und ziehe mir erstmal die Hose an.

Kasim schaut mich fragend an. Er ist schon angezogen, wie ich merke, und scheint angestrengt nachzudenken.

„Ich glaube gleich hier, der Raum direkt gegenüber unserer Kajüte …“, meint er und verschwindet schon durch die Tür.

›Mann … der hat’s noch eiliger als ich.‹ Durch das Fenster der Kabine sehe ich die üppige Vegetation langsam vorbeiziehen. Außer dem Brummen der Motoren sind nur wenige, sehr gedämpfte Geräusche zu hören, die anscheinend von der Schiffsbesatzung und unserer Reisegruppe kommen müssten. Kasim erscheint wieder in der Tür und sein Gesicht strahlt eine Freude aus, die mir zeigt, dass er seine Ruhe finden konnte. Ich ziehe das T-Shirt an und versuche rauszugehen.

„War noch ziemlich anstrengend gestern bis alles verladen war“, meint er beiläufig aus dem Türrahmen. „Aber ich habe geschlafen wie ein Stein. Was ist das für ein Gemurmel um uns herum?“

„Ich vermute, es sind auch andere Menschen auf dem Schiff? Lass uns mal erkunden, wo es Frühstück gibt und was die anderen machen, oder? Aber vorher muss ich auch mal …“, werfe ich ein und ziehe schnell an ihm vorbei.

Der Sanitärraum ist sehr klein und spartanisch eingerichtet. Ich hatte auch nichts anderes erwartet. Bin jedoch von der Sauberkeit sehr angenehm überrascht. *›Warum eigentlich? Was habe ich erwartet? Warum sollte es hier anders sein, als überall*

sonst?‹ Der Gedanke selbst überrascht mich auch … Ich habe ja vieles über die Heimat meiner Mutter und ihrer Familie gelesen, vor allem vieles über die ursprüngliche Geschichte und die Traditionen der Menschen, die in dieser Region der Welt lebten und leben. Offensichtlich gab es doch eine Verzerrung des vermittelten Bildes zu Afrika, die mir bisher nicht bewusst war.

Etwas entspannter stelle ich sicher, dass meine Klamotten richtig sitzen und schreite in Richtung des Gemurmels. Am Ende des Flurs, in Fahrtrichtung, sind durch die geöffnete Tür einige Gestalten zu sehen. Draußen, an Deck, scheint der Frühstückstisch zu sein. Ich komme bis zur Tür und schaue raus. An dem Tisch sitzen schon die anderen aus der Projektgruppe und unterhalten sich, wie ich merke, in mindestens drei unterschiedlichen Sprachen. Ich begrüße alle und setzte mich dazu.

„Guten Morgen …“, kommt aus mir heraus und ich stelle immer noch fest, dass meine Stimme etwas belegt ist.

Als ob sie mich gerade wahrgenommen hätten, werden alle Anwesenden still und blicken in meine Richtung, was mich augenblicklich sehr verlegen macht. Gleich neben mir sitzt Inga. Die Stille dauert noch einige Sekunden an, bevor sie mich anspricht.

„Hallo Mika, wir dachten schon, du kommst erst heute Mittag aus deiner Hängematte …“, meint sie und die Ironie in ihrer Stimme ist nicht zu überhören.

„Ähm …“, versuche ich eine Abwehr, wobei mir noch nicht klar ist, warum ich mich verteidigen sollte.

„Es ist dir vielleicht nicht bewusst, aber es ist ziemlich spät, wenn ich das sagen darf …“, folgt sie schmunzelnd.

„Hä …?“, ist die einzig konsistente Antwort, die ich hervorbringen kann.

Die Stille ist so dick geworden, dass, wenn im Hintergrund nicht das Summen der Motoren wäre, ich wahrscheinlich auch das Atmen jedes Einzelnen hören könnte. Dann brechen alle in ein gewaltiges Gelächter aus.

„Wir nehmen dich doch nur auf den Arm, Mika!“, lacht mich Inga an. „Hey, alles gut. Komm erstmal an. Du findest alles am Buffet und bedienst dich“, zeigt sie anschließend in Richtung eines anderen Tisches an der Außenwand der Kabine.

„Wir sind auch alle gerade erst wach geworden“, beruhigt mich Adama, der mir gegenüber sitzt.

„Ja, danke …“, erwidere ich noch etwas verunsichert und gehe zum Buffet.

Ich bereite mir einen Teller mit Früchten und ein paar Gebäckstücken zu und nehme mir einen großen Becher Tee. Wieder am Tisch sitzend, wandert mein Blick über die Landschaft, die vorbeizieht. Am Ufer auf der Backbordseite taucht eine Siedlung auf, die verlassen und verfallen scheint. Schon in Tema und auf dem Weg nach Sokpoe ist mir aufgefallen, dass nur wenige Menschen hier unterwegs sind. Ich habe Hunger und die Früchte schmecken sehr gut. Ich frage mich instinktiv, welche Gemeinschaft dieses Buffet wohl zubereitet hatte, denn bisher ist mir noch nicht klar, wie die Kooperationsverhältnisse in der Region geregelt sind.

„Wer weiß, welche Menschen uns das Buffet gebracht haben? Welcher Gemeinschaft gehören sie an?“, frage ich in die Runde.

„Soviel ich weiß, unterhält die Gemeinschaft von Sokpoe den Kahn-Betrieb. Die transportieren ja auch Lebensmittel und Notwendiges weiter nach Norden. Deren Leute stellen auch die Schiffsbesatzung und werden wohl auch unser Frühstück organisiert haben“, antwortet Adama.

„Fahren sie regelmäßig so weit weg von ihrer Siedlung, und nur auf dem Wasserweg?“, hake ich weiter neugierig nach.

„Klar. Unsere Leute, alle, reisen sehr gerne. Die Verwandtschaft ist sehr weit verstreut. Die Wasserstraße ist für diese Region die wichtigste Transport- und Reiseroute. Nebenbei wird das alte Straßennetz im Landesinneren schon länger nicht weiter betrieben. Also nutzten wir, wo es geht, Wasserstraßen, die durch kurze Landwege ergänzt werden. Macht ihr das in Europa nicht auch so?“, erwidert Adama.

Seine Frage bringt mich etwas in Erklärungsnot, vor allem der entschieden etwas irritierte Ton von Adama überrascht mich, als ob er erwarten würde, dass ich mich rechtfertige. *›... Bin also nicht der Einzige, der vielleicht ein verzerrtes Bild im Kopf hat?‹*

„Der Ansatz ist ja bei uns derselbe“, fange ich langsam an. „Wir leben aber in Gemeinschaften, die nicht so weit auseinander liegen, wie es mir hier scheint. Die Siedlungsdichte ist in Europa, so wie ich sie wahrnehmen konnte, definitiv höher als hier. Klar nutzen wir Flüsse und Seen für den Transport. Aber das Straßen- und Schienennetz spielt auch eine wichtige Rolle für den Austausch unter den Gemeinschaften“, entgegne ich.

„Ja, das ist dir richtig aufgefallen. In Äquatorialafrika leben auf einer gegebenen Landfläche, verglichen mit Europa, nur etwa ein Viertel der Menschen. Das stellt das

Zusammenspiel der Gemeinschaften vor größere Herausforderungen. Dafür haben wir hier zigmal mehr Wildflächen. Viele dieser Gebiete werden von uns Menschen seit langen nicht mehr betreten und bleiben seit dem unangetastet“, stellt Adama klar und folgt erneut im selben Ton. „Ich wette, das ist in Europa nicht so, oder? Ihr könnt dort keine größeren zusammenhängenden naturbelassenen Gebiete erhalten, da ja so viele Menschen dort leben, oder?“

Ich merke, wie ich etwas verärgert werde.

„Doch, solche Gebiete sind auch in Europa etwas Normales geworden, zumindest seit dem ich auf der Welt bin“, sage ich trocken. „Früher, das weiß auch ich von meinem Vater und meinem Opa, war das wohl sehr schwierig in unserer Region. Aber mit der Zeit und vor allem, weil bewusst auch immer weniger Menschen dort lebten, hatten wir es dann doch geschafft unsere Lebensweise so zu gestalten, dass der Eingriff des Menschen auf ein Minimum reduziert werden konnte. Nun wachsen auch die verschiedenen Wildnisgebiete immer mehr zu größeren Flächen zusammen. In Europa wird, wie hier vermutlich auch, die Natur nun ungestört sich selbst überlassen.“

Es ist mir klar, dass meine Stimme etwas hart klingen muss. Aber ich habe das Gefühl, dass auch ich hier nun etwas klarstellen muss. Ich bin diese Art von Gesprächen nicht gewohnt, die dann so verlaufen, als würde man in einem Wettbewerb gegeneinander stehen. Ich weiß nicht genau, was das soll. Ich hoffe, dass sich das bald auflöst.

„Das stimmt so nicht ganz“, sagt Kasim mit einem frechen Lächeln „Weder hier noch anderswo. Das weiß ich so genau, weil ich mit Menschen auf der ganzen Welt wegen meines Studiums und der Forschungsarbeit in Verbindung bin. Wir, und hier meine ich die Botaniker und Tierforscher auf der ganzen Welt, erforschen sehr wohl den Zustand der Wälder und machen Tierzählungen. Im Rahmen meines Studiums der Botanik haben wir zum Beispiel nur in den letzten achtzehn Monaten einige Expeditionen in die Wildnis unternommen. Aber wir halten uns an die strengen Regeln und greifen nicht in die natürlichen Kreisläufe ein.“

„Oh klar, dass hatte ich fast vergessen. Ihr erstellt ja regelmäßig Zustandsberichte und lasst die Alarmglocken des MultiNets klingeln, sollte etwas nicht wie erwartet sein“, meint Inga.

Adama schaut mich und Kasim etwas freundlicher an und lächelt dabei.

„Ich denke, ich werde ein paar Vorurteile zu Europa über den Haufen werfen und meine Einschätzung korrigieren müssen“, meint er ruhig.

„Ja, das geht mir genauso, ich ordne meine Weltsicht auch gerade neu“, ergänze ich. „Ich bin froh, dass ich die Chance zum Erfahrungsaustausch geboten bekomme.“

Ich hätte ja nicht gedacht, dass ich hier die Lebensweise der Menschen in Europa erklären muss. Aber es macht Sinn. So wie ich die hiesigen Zustände nicht kenne, so kennen die Menschen, die niemals in Europa waren, die dortigen Lebensverhältnisse auch nicht. Offensichtlich gibt es noch immer Gerüchte und verzerrte Vorstellungen aus alten Zeiten, die das Denken der Menschen sogar heute noch beeinflussen. Ich erinnere mich, dass mein Uropa etwas über die Anfänge der Verbreitung, der heute normalen Selbstwahrnehmung der Menschen, in seinen Notizen geschrieben hatte.

Das Frühstück ist fast beendet und die Leute verlassen den Tisch. Ich bin der einzige, der noch am Tisch sitzt. Ich könnte noch etwas lesen, solange es hier ruhig ist und es noch nichts zu tun gibt. Ein paar Klicks und der Kommunikator listet schnell einige Einträge, die unter dem Begriff »gemeinsames Gleichgewicht« korreliert wurden.

15. Dezember 2038

Die Winterzeit kann ich in diesem Jahr, bei relativ gut bestückten Speisekammern und täglich satt, als sehr angenehm empfinden. Noram und ich sind seit vorgestern wieder Zuhause in Walzbachtal.

Es ist die Ruhe, die ich jetzt finde, die mich gerade über das Wunder der Synchronizität sinnieren lässt. Ich habe mich schon früh mit dem Studium der Religionen beschäftigt, war jedoch noch nie ein religiöser Mensch. In der winterlichen Zeit der Besinnung bin ich deswegen grundsätzlich nicht von den tradierten christlichen Riten bewegt, sondern eher von Gedanken über die tatsächliche Rolle des menschlichen Wesens in einem so komplexen Lebenskontext, wie dem auf unserm Planeten.

In den letzten Monaten konnte ich in fast jeder Gemeinschaft, die Noram und ich besucht hatten, mindestens einen Menschen finden, mit dem ich ein ähnliches Empfinden teilte. Ich konnte mit vielen auch gemeinsam überlegen, wie ein Leben im Einklang mit allen an-

deren Lebewesen auf dem Planeten, als gleichwertige Geschöpfe und Glieder im selben Lebenskreislauf, zu führen wäre. Gleichzeitig war ich auch immer wieder erstaunt, mit wieviel Skepsis und teilweise auch Feindseligkeit einige Menschen darauf reagieren, wenn eine Betrachtungsperspektive, die mehr als nur den Menschen in den Mittelpunkt stellt, thematisiert wird. Wichtig finde ich allerdings, dass es, trotz dieser latenten Feindseligkeit, belegt ist, dass mittlerweile überall in der Welt darüber gesprochen wird. Das darüber Sprechen steht in direktem Kontrast mit den immer wieder, teilweise mit Gewalt gestarteten Versuchen, die benötigte Veränderung zu unterdrücken und weiterhin so zu leben, wie die Menschen es bisher getan haben.

Diese Funk-Konferenzen, an denen wir gerade in dieser dunklen Zeit sogar in großen überregionalen Gruppen teilnehmen, sind eine Gelegenheit, unsere neue Vorstellung mit Menschen aus der ganzen Welt zu besprechen und uns auszutauschen. Es entsteht langsam das Gefühl, dass sich anscheinend überall auf der Welt solche Gemeinschaften etabliert haben, wie unsere in Walzbachtal. Wir kennen diese Menschen zwar nicht persönlich, aber wir hören deren Stimmen und merken, dass das was sie sagen, dem, was wir empfinden, sehr ähnlich ist. Es ist definitiv nicht identisch, sondern mit jeweils lokaler Färbung und Nuancen, aber das Empfinden ist prinzipiell das Gleiche.

Es bringt uns jedes Mal auf den Boden der Tatsachen zurück, dass außerhalb der kleinen subsistenten Gemeinschaften, die überall auf der Welt entstehen, das »viele« Sterben der Menschen immer noch fortschreitet. Wir können uns echt glücklich schätzen, dass wir die Chance bekommen haben in einer Gemeinschaft zu leben, deren Anzahl Menschen bisher relativ stabil geblieben ist.

Gleichzeitig – das meine ich mit der Synchronizität – wird die Erkenntnis des gemeinsamen Lebenskreislaufs aller Lebewesen, in dem auch der Mensch nur ein gleichwertiges Glied sein kann, von vielen einzelnen Menschen, an vielen unterschiedlichen Orten erlangt. Das die Menschheit dabei keine Sonderrechte mehr über andere Lebewesen haben kann, ist nun, zumindest in meiner Wahrneh-

mung, das, was in den Funktreffen international zu hören ist, es ist selbstverständliches Gedankengut geworden.

Auch wir sprechen oft, in kleinen Gruppen, aber auch in der Gesamtversammlung darüber. Diese intensive Erkenntnis wird immer öfter mitgeteilt und findet sehr schnell Resonanz bei den meisten Mitgliedern.

Zu der entstehenden Frage wie wir Menschen so leben könnten, dass keine anderen Lebewesen dafür missbraucht, gestört oder verdrängt werden, wird nach Antworten gesucht, die auch die lokalen Gegebenheiten berücksichtigen. Sehr interessant und spannend finde ich, dass die Gemeinschaften am Rande der Städte, verglichen mit den Gemeinschaften im ländlichen Raum, darauf unterschiedlich gewichtete Antworten finden, die jedoch alle valide sein könnten.

Ich finde, dass wir uns, und damit meine ich uns alle, alle Menschen, endlich auf einem guten Pfad der Weiterentwicklung befinden. Meine Familie und ich, meine Freunde, wir alle stecken mittendrin, in dieser Transformation … und bald ist Wintersonnenwende, vielleicht diesmal auch ein Symbol für einen Neuanfang der Menschen?

29. März 2040

Adina kommt immer noch nicht wirklich klar damit, dass Noram in Casablanca geblieben ist. Ich kann nachvollziehen, dass sie als Mutter ihr Kind, das bald neunundzwanzig Jahre alt wird, nicht so leicht loslassen kann. Aber Noram war auch sonst in den letzten Jahren kaum zuhause. Ja, gut, er war immer wieder da und jetzt hat sie ihn seit fast sechs Monaten nicht gesehen und dann erfährt sie, dass er auf unbestimmte Zeit wegbleibt, weil er eine Frau kennengelernt und sich in sie verliebt hat … Ich muss schmunzeln, wenn ich daran denke, dass Adina und ich uns schon oft Gedanken gemacht haben, ob Noram überhaupt vor hat jemals mit jemandem zusammen zu sein … An Enkel hatten wir auch oft gedacht, als wir die Kleinen in unserer Gemeinschaft betreut hatten. Aber jetzt ist es offensichtlich soweit. Zumindest haben wir nun ein schönes Foto von Noram mit seiner Rachida, seiner Liebsten, wie er sie unverblümt nennt. Es hat in

Casablanca echt gefunkt, als sich die beiden getroffen haben. Ich habe Noram nie so verzaubert erlebt. Danach hatte er nur noch Augen für Rachida gehabt! Zum Glück, denke ich, war es um sie, seinetwegen wohl auch geschehen. Ich glaube sie waren seit diesem Moment ununterbrochen zusammen. Bei uns im Zimmer war er nur noch um sich umzuziehen, oder etwas abzulegen, nachts jedenfalls nicht mehr.

Auf jeden Fall bin ich froh, dass er glücklich zu sein scheint. Adina wird sich beruhigen, denn er wird bestimmt auch mal mit Rachida nach Hause kommen. Ich verstehe gut, das Rachida jetzt, wegen ihrer sehr kranken Mutter, nicht sofort mit Noram weggehen will. Die kleine Gemeinschaft in der Rachida und ihre Mutter leben wird die Unterstützung von Noram gut gebrauchen können.

In den drei Wochen, die ich dann alleine zurück nach Walzbachtal gebraucht hatte, hatte ich viel Zeit gehabt meine Gedanken zu ordnen. Ich bin von dem Umgang miteinander während des globalen Präsenztreffens sehr bewegt und fühle mich berufen zumindest etwas dazu beizutragen, die gemeinsam gewonnenen Erkenntnisse zu verbreiten. Die auf der Konferenz formulierten Prinzipien müssen möglichst vielen Menschen bekannt gemacht werden. Sie müssen in viele Sprachen übersetzt und in elektronischer und vielleicht auch gedruckter Form verteilt werden, je nach den Möglichkeiten der spezifischen Regionen und Gemeinschaften.

Ich halte es für sehr wichtig, dass das Prinzip des Primats des gemeinsamen Gleichgewichts nun auf allen Ebenen, lokal, regional und überregional betrachtet und besprochen wird. Ich kann in den neuen Internetforen etwas dazu schreiben, Fragen aus meiner Perspektive beantworten, versuchen meine eigenen Erkenntnisse mitzuteilen. Das alles wird bestimmt helfen, dass weitere Menschen sich zumindest ihre eigenen Gedanken machen und vielleicht die eigene Lebensweise hinterfragen.

Auch hier, bei uns, gibt es viel zu tun. Es wurde Konsens darüber erreicht, dass die Prinzipien und Techniken der Permakultur nun überwiegend genutzt werden müssen, wenn eine Gleichwertigkeit aller

Wesen gelebt werden soll. Die alte landwirtschaftliche Anbauweise, insbesondere die in Europa und Nordamerika, muss hinterfragt und nach Möglichkeit konsequent unterlassen werden. Es werden einige Menschen sein, auch in unsere Gemeinschaft, die nicht ohne weiteres damit einverstanden sein werden, so vorzugehen. Und wir sind schon ziemlich weit, da wir Permakultur bereits überwiegend anwenden. Aber es geht auch um Tierhaltung und um den Fleischverzehr an sich. Die Tierhaltung und das Jagen können nur sehr bedingt weitergeführt werden, wenn das gemeinsame Gleichgewicht allen Lebens bewahrt werden soll. Bereits jetzt ist es offensichtlich, dass diese Aktivitäten in allen Regionen der Welt stetig abnehmen, wenn auch in sehr unterschiedlicher Art und Weise. Das ist normal. Wir Menschen müssen Wege finden, uns in den Lebenskreislauf so einzufügen, dass wir uns ausgewogen ernähren können, ohne dies nur auf Kosten anderer Wesen zu tun. Im Lebenskreislauf hilft der Tod eines Wesens dem Leben eines Anderen. Wir Menschen hatten uns jedoch in der Vergangenheit dem eigenen Tod zum Nutzen anderer Wesen weitgehend entzogen, dafür aber andere Wesen massenhaft für unseren eigenen Nutzen getötet.

Das geht Hand in Hand mit der Erkenntnis, dass die Anzahl der Menschen, die auf diesem Planeten leben können, ein maßgeblicher Faktor für die Bewahrung des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens ist. Ich kann helfen, dass dieses Thema noch verstärkt Einzug in die Gespräche über die benötigten Änderungen der Lebensweise der Menschen hält und somit noch mehr auch Bestandteil des täglichen Tuns wird.

25. April 2048

Ich kann es immer noch nicht wirklich glauben, auch wenn mir mittlerweile klar ist, dass es im Leben nicht um Glauben, sondern um Erkennen geht. Vor dreißig Jahren hatte ich mir gewünscht, dass ein Wunder passieren wird und wir die Möglichkeit bekommen werden, in einer schöneren und besseren Welt zu leben. Heute kann ich erkennen, wie sich dieses Wunder praktisch gerade entfaltet.

Was für eine bewegte Zeit ist seit damals vergangen. In meiner Studienzeit war die durchschnittliche Haltung meiner Kollegen eine gewisse kaltherzige Ignoranz gegenüber allen anderen Lebewesen unseres Planeten. In Norams Generation, wird diese damalige Perspektive heute als undenkbar eingeschätzt.

Ich müsste ja eigentlich glücklich darüber sein, aber ich schaffe es irgendwie noch nicht so ganz. Ich muss mir eingestehen, dass mich teilweise noch Ängste plagen, ob diese, auch von mir unterstützte Veränderung, wirklich nachhaltig ist, ja, ob sie auch von Dauer sein wird …

Es wird heute anscheinend von der Mehrheit der Menschen auf dem ganzen Planeten erkannt, dass alle Wesen, inklusive des Menschen, einen einzigen Lebenskreislauf bilden und in einem gemeinsamen Gleichgewicht leben, das unbedingt respektiert werden muss, wenn alle Wesen und die Menschen überleben sollen. Wir haben bereits globale Abkommen beschlossen, an die sich, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, alle auf der Welt halten. Wir haben aufgehört, uns Menschen als etwas Besonderes anzusehen und uns Rechte zuzugestehen, die uns eigentlich nicht zustehen sollten. Wir sprechen sogar nicht mehr von »Natur«, da wir endlich erkennen, dass es keine Trennung zwischen dem Menschlichen und dem Nicht-Menschlichen geben kann.

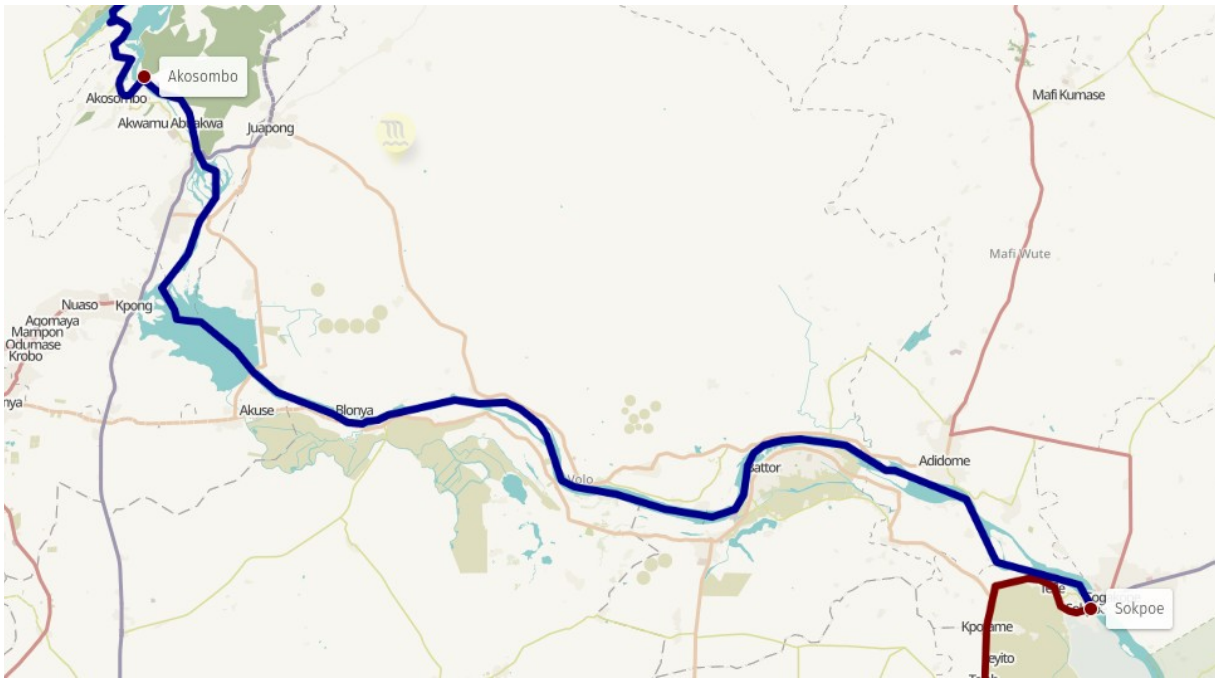
Die Auswirkungen sind mittlerweile überall auf dem Planeten zu sehen. Straßen und sonstige menschliche Transportwege werden teilweise zurückgebaut, um die Lebensräume der Tiere nicht weiter derart zu zerschneiden. Die Großstädte werden nach und nach komplett menschenleer, bewusst dem Verfall überlassen und mit Absicht dem »wilden« Leben zurückgeführt. Die Gemeinschaften lernen nun endlich im Einklang mit dem lokalen Umfeld und mit Respekt für und Rücksicht auf alle sonstigen Wesen zu leben.

Die Menschheit wurde im letzten Jahrzehnt durch die eigenen Fehler wortwörtlich dezimiert. Viele Menschen haben unnötig und unwillig durch Katastrophen aller Art, Überflutungen und Dürren, Kriege und gewalttätige soziale Unruhen ihr Leben verloren. All das wäre ja

nicht nötig gewesen, hätten die Menschen sich eher selbst im Kontext allen Lebens erkannt. Aber das konnten sie damals noch nicht und auch heute können es noch nicht alle erkennen.

Jetzt sind wir an einem neuen Anfang in der Geschichte der menschlichen Evolution angelangt. Wir haben den Unterschied zwischen Revolution und Evolution endlich erkannt und uns für die evolutive Weiterentwicklung entschieden. Diese neue Lebensweise ist jedoch noch sehr fragil … es gibt definitiv noch viel zu tun, für viele kommende Generationen … Noram und Rachida sind jetzt auch näher da dran und später wird vielleicht auch Simon derjenige sein, der sich auch dafür einsetzen wird … das hoffe ich mal …

›Wenn du gewusst hättest, lieber Ethan …‹, denke ich und stecke den Kommunikator wieder in die Tasche. Ich glaube schon, dass Ethan sich sehr gefreut hätte, wenn er uns Menschen heute erleben könnte. Mir erscheint heute alles, was für meinen Uropa mal ein Wunsch gewesen war, nun vollkommene Normalität geworden zu sein. Ohne seine Notizbücher könnte ich mir heute gar nicht vorstellen, dass lange vor meiner Zeit die Menschheit in einer solch selbstzerstörerischen Art und Weise gelebt hatte. Und doch, ohne die Anstrengungen der damaligen Überlebenden, wäre unser Leben heute so nicht möglich geworden. Ich weiß, dass mein Uropa kein besonders wichtiger Mensch war. Er ist es jetzt aber für mich, denn er ermöglicht mir einen einmaligen Einblick in das Werden meiner heutigen Welt. Ich bin schon stolz auf meinen Uropa, merke ich. Auch wenn, und das ist mir sehr bewusst, zu damaliger Zeit fast alle verbliebenen Menschen zu den Pionieren einer neuen Lebensart gehören mussten. Es waren ja so wenige übriggeblieben, dass es auf jedes menschliche Wesen ankam.



Sokpoe - Akosombo-Staudamm

Umstieg am Akosombo-Staudamm

Vor uns wird das Dammbauwerk des Volta-Stausees sichtbar. Die sechshundert Meter lange und hundertdreißig Meter hohe Dammkrone liegt wie ein riesiger Riegel quer in der Landschaft. Der Zustand des Baus zeigt, dass die anliegenden Gemeinschaften viel Energie investieren, um ihn instand zu halten und ihn gleichzeitig so in die Landschaft zu integrieren, dass er für die Wasserwesen kein Hindernis darstellt.

Ich sehe an der östlichen Seite des Damms wie ein Wasserstufen-Abstieg sich fast wie ein natürlicher Bach an den steilen Hang bis zum unteren Wasserlauf schlängelt. Die Ufer des Abstiegs sind mittlerweile von Pflanzen so gut und vollständig besiedelt, dass es nur noch an wenigen Stellen offensichtlich erkennbar ist, dass es sich um einen künstlich angelegten Wasserlauf handelt. Ich bin beeindruckt.

Unser Kahn legt an der westlichen Anlegestelle, unmittelbar vor dem Dammbauwerk, langsam an. Am Ufer warten bereitgestellte Camions, auf die alles Mögliche verladen wird, wie zuvor auch in Tema. Ich helfe, wo ich nur kann, wobei es für Unkundige wie mich, nicht viel zu tun gibt. Es sind genug Leute da, die sich darum kümmern und die offensichtlich dabei sehr routiniert vorgehen.

Ich wundere mich schon die ganze Zeit, dass es diesen Damm immer noch gibt, und dass das Wasserkraftwerk auch weiterhin verwendet wird. Aus dem Studium weiß ich, dass das Instandhalten solcher Anlagen sehr aufwendig und ressourcenintensiv

ist. Ich möchte gerade keine Fragen stellen, da alle, die ich fragen könnte, sehr beschäftigt sind. Meine Suche im MultiNet liefert mir nur wenige Informationen über die Hintergründe des Baus von Staudämmen. In Ethans Notizen findet meine Suchabfrage nur einen Eintrag, der das Thema Energiegewinnung anscheinend etwas übergreifender beschreibt.

10. September 2033

Ich bin noch im Schockzustand, glaube ich. Alles um mich scheint still zu stehen. Ich habe schon viel über die Verrohung des Umgangs miteinander gehört. Alle, die relativ regelmäßig in die Stadt gehen, sprechen in der Nachbarschaft darüber. Aber heute ist es zu uns gekommen. Nur einige Straßen weiter habe ich selbst heute Morgen den leblosen Körper eines Mannes gesehen. Eine Lache vertrocknetes Blut lag um seinen Kopf, der mit etwas Schwerem zertrümmert wurde. Ich war alleine auf der Straße und ich muss gestehen, dass ich Angst hatte mich zu nähern. Ich habe es trotzdem getan und sogar geschafft ihn anzufassen. Kein Puls in der Schlagader. Kein Atem zu spüren. Der war wirklich tot. Unter seiner linken Schulter lag eine kleine Kartoffel … Ich habe sie mitgenommen und dann nach Hilfe gesucht … Hilfe wofür? Um den Mann zu begraben, was sonst. Ich konnte keine Polizei finden und der Mann war ja schon seit einigen Stunden tot. Also habe ich bei Volker geklopft. Seine Mutter war ja erst vor kurzem verstorben und er hatte sie selbst begraben. Er musste wissen was und wie das zu tun ist. Das tat er. Harald und ich haben ihm dabei geholfen. Seitdem komme ich einfach nicht wirklich zu mir. Ich befürchte, dass dies nur der Anfang sein könnte.

Adina und Noram sind auch sehr betroffen. Arthur tut so, als ob ihn das alles nichts angehen würde. Ich glaube, er kann damit auch nicht besonders gut umgehen. Ihm geht es ziemlich bescheiden und so eine Nachricht macht es auch nicht besser. Ich frage mich wie lange er so noch weiterleben kann. Wir haben leider nur sehr wenig … zu wenig zu essen und er wird immer schwächer.

Noram hat wieder mal an seinem Satellitentelefon gelauscht und brachte heute weitere Hiobsbotschaften. Sie besagen, dass die

meisten Atommeiler, Kohlekraftwerke und Wasserkraftanlagen dieser Welt schon länger nicht mehr im Betrieb sind. Es sind einfach kaum noch Spezialisten vorhanden, die die Anlagen warten und steuern könnten. Das ist für uns direkt mittlerweile nicht mehr interessant. Er hatte vor einigen Nächten noch ein PV-Paneel, das er irgendwie von einer Feldanlage abmontieren konnte, mit nach Hause gebracht und versucht es nun an unsere Anlage anzuschließen. Ich habe mich sehr gewundert, dass er das unversehrt schaffen konnte. Die PV-Paneele sind sehr begehrt und damit herumzulaufen kann ziemlich gefährlich werden. Nicht wegen der Polizei – die gibt es fast nicht mehr. Zumindest nicht in unserer Gegend. Die anderen Menschen, die auch unterwegs sind und nach solchen Dingen suchen, können sehr ungemütlich werden, wenn sie sich selbst oder ihre eigenen Interessen bedroht sehen.

Bei Volker war heute ein Mann gewesen, der erzählt hat, dass überall im Lande die industrielle Produktion zusammengebrochen ist und viele Produktionsstätten mittlerweile zerstört worden sind. Nur ausgesuchte Fabriken werden noch von der Armee betrieben und mit Waffengewalt beschützt. Er meinte auch, dass der Betrieb dieser Fabriken nun durch Zwangsarbeit aufrechterhalten wird. Dafür werden angeblich immer öfter Menschen auf offener Straße mit vorgehaltener Waffe zur Zwangsarbeit gezwungen. Ob das tatsächlich wahr ist, können wir hier aber nicht verifizieren. Bei uns gab es bisher solche Fälle noch nicht, zum Glück … trotzdem wollen wir sehr vorsichtig sein …

Tatsächlich, das von Ethan beschriebene hat weniger mit der Energiegewinnung zu tun und mehr mit dem Umgang der Menschen miteinander in der damaligen Krisenzeit. Ich habe mehrere Beschreibungen bisher dazu gelesen und ich beobachte, dass ich mich innerlich dagegen versperre. Es berührt mich unangenehm und ich möchte eigentlich nichts mehr darüber wissen. Aber ich möchte Ethans Beschreibungen trotzdem lesen. Es ist verstörend und erleichternd zugleich, wenn mir bewusst wird, dass die Welt, die Ethan beschrieben hat, nichts mehr mit der Welt zu tun hat, in der ich lebe …

Ich muss mich kurz schütteln, um mich von dem Unangenehmen zu lösen. Ich lasse

meine Augen am Ufer entlang gleiten. Ich fokussiere mich wieder auf den Staudamm. *›Gibt es hier noch irgendeine Produktionsstätte, die den Erhalt dieses Wasserwerks rechtfertigen würde?‹,* frage ich mich, während ich das gigantische Bauwerk betrachte. Den Ausführungen Adamas und Kasims konnte ich schon entnehmen, dass in dieser Region wirklich viel Wert auf die Erhaltung des gemeinsamen Gleichgewichts aller Wesen gelegt wird, und dass die Leute hier auch sehr stolz darauf sind.

Mittlerweile wurde alles verladen und alle, die weiterfahren wollen, suchen sich nun einen Platz auf den Camions. Ich steige absichtlich neben Adama und Inge auf die Plattform des Camions auf, wo auch die Paneele für das Projekt gestapelt wurden. Alle sind ziemlich ruhig. Keiner sagt was. Wir sitzen nicht besonders bequem, aber das ist bei der sehr kurzen Fahrt auch nicht so wichtig. Ich höre den Elektromotor des Camions tief surren und wir setzen uns langsam in Bewegung. Adama sitzt mit dem Rücken zu mir. Macht nichts, ich frage trotzdem.

„Ähm …“, fange ich unsicher an und muss mich ordentlich festhalten, als der Fahrer einem Schlagloch mit einem deutlichen Ruck ausweicht. „Adama?“, versuche ich es noch mal.

Adama nimmt mich nicht wirklich wahr. Er schaut nach oben, zur Dammkrone und scheint in Gedanken versunken zu sein. Ich lege meine Hand auf seine Schulter.

„Adama?“

Er zuckt kurz und dreht sich zu mir.

„Mika? Hast du etwas gesagt?“, fragt er überrascht, aber auch lächelnd. „Mich beschäftigt gerade etwas und ich bin nicht wirklich hier …“, lächelt er mich weiterhin an.

„Ja …“, setze ich erneut an, „ich möchte einige Fragen stellen und erhoffe mir, dass du sie einigermaßen beantworten kannst. Wäre das in Ordnung?“

„Na klar, sicher. Was brennt dir auf der Seele, junger Mann?“, dreht sich Adama komplett zu mir und strahlt mich mit glänzenden Augen an.

„Es geht um das Wasserkraftwerk hier. Ist es noch in Betrieb? Ich meine, produziert es noch Elektrizität?“, frage ich schnell, ohne Atempause.

Adama schaut mich mit einer Mischung aus Überraschung und Anerkennung an und schaut dann erneut zur Dammkrone hoch, wie er es bereits vor meiner Frage tat.

„Also“, setzt er nach einigen Sekunden an, „das ist ja jetzt echt ein Zufall, oder?

Gerade hatte ich auch darüber nachgedacht. Das waren genau meine Gedanken, in die ich versunken war, als ich deine Hand auf meiner Schulter gespürt hatte …“

„Wirklich? Wieso denn das?“

„Eine gute Frage, nicht wahr? Du denkst ja wahrscheinlich, dass es für mich hier, in der Region, keine Geheimnisse geben kann. Überraschung!“, lächelt Adama mich wieder an. „Ich weiß zwar einiges, aber definitiv nicht alles. Und gerade hatte ich mich in der Tat gefragt, ob das Wasserwerk des Staudamms noch im Betrieb wäre, denn, wie du bestimmt weißt, es ist aktuell nicht wirklich leicht so eine Energieanlage zu betreiben.“

„Das ist ja verrückt, wirklich“, staune ich. „Ich kann mir vorstellen, dass die Unterhaltung des Damms an sich etwas Wichtiges darstellt, denn der Damm stellt sicher, dass der Volta-Stausee überhaupt existiert. Es macht Sinn, dass der Damm in die aktuelle Landschaft integriert ist und auch Bestand hat.“

„Ja, genau, meine Rede, Mika“, erwidert Adama. „Und du fragst dich in diesem Kontext, was mit dem Wasserkraftwerk ist, korrekt?“

„Genau. Ich hätte erwartet, dass es bereits abgeschaltet ist. Aber es sieht so aus, als ob das Wasserkraftwerk noch im Betrieb wäre, oder? Ich meine, es ist alles sauber, Elektrokabel werden an gut erhaltenen Masten herausgeführt …“

„Das sehe ich auch so, Mika, und ich fürchte wir beide müssen jemanden fragen, der tatsächlich von hier, von Akosombo, ist. Glücklicherweise sitzt ja einer da vorne. Warte mal …“, meint Adama.

Er steht kurz auf und schlängelt sich durch zum Vorderteil der Plattform, wo ein Mann mit weißen Haaren mit dem Rücken zu uns steht und nach vorne blickt. Die Lastwagen quälen sich die steile Straße hoch und nach kurzer Fahrt erreichen wir den höchsten Punkt der Straße und können die größere Hafenanlage oberhalb der Volta-Staustufe sehen. Adama spricht den Mann an. Ich kann nicht wirklich etwas verstehen, denn alles findet in einem lokalen Dialekt statt und die Geräusche der Fahrt übertönen teilweise die Stimmen. Der Mann schaut zu mir, lächelt mich an und kommt dann mit Adama mit. Sie setzen sich beide vor mir auf die Ladefläche des Lastwagens und der Mann streckt mir seine Hand entgegen.

„Hallo, ich bin Sami“, sagt er freundlich. „Ich höre ihr, habt Fragen zum Wasserkraftwerk hier am Volta-Staudamm?“

„Ja, genau“, antworte ich etwas überrascht, dass mein Kommunikator alles so gut

übersetzen konnte wie bei Adama. „Ich bin Mika und bin gerade zum ersten Mal hier in der Gegend. Ich komme aus Europa und bestaune mit Freude, wie schön es hier ist. Deswegen auch die Frage über das Wasserkraftwerk. Ich hätte nicht erwartet, dass es noch im Betrieb ist. Wie kommt es dazu?“

Sami hört erstmal aufmerksam der Übersetzung meines Kommunikators zu und schaut mich dabei immer interessierter an. Ich vermute, dass dies meiner Herkunft aus Europa geschuldet sein müsste. Das wird mich hier überall begleiten, offensichtlich. Ich sehe zwar aus, wie die Menschen von hier, ich bin aber nicht hier geboren und bin zum ersten Mal in dieser Region. Das macht bestimmt neugierig. Adama fügt in dem lokalen Dialekt noch einiges hinzu, das ich nicht verstehe.

„Mika aus Europa“, sagt Sami und lächelt mich neugierig an. „Schön dich kennenzulernen, Mika! Es ist selten, dass wir Leute aus Europa hier bei uns haben und noch seltener jemand wie dich, der, wie ich von Adama gerade erfahren habe, sogar hier seine Familienwurzeln hat. Ja, ich kann deine Fragen beantworten. Ich arbeite schon mein ganzes Berufsleben im Wasserkraftwerk. Ich bin nämlich einer der Elektroingenieure, die mit sehr begrenzten Mitteln versuchen, das Wasserkraftwerk am Laufen zu halten.“ Er schaut kurz auf die Dammkrone und es ist spürbar, dass es ihm berührt, darüber erzählen zu dürfen. „Es ist eigentlich ganz einfach,“ fängt er an. „Ursprünglich wurde das Wasserkraftwerk mit vier Turbinen angelegt und dann später auf sechs erweitert, da es die ganze Region versorgen sollte. Nach der Transformationszeit haben einige Leute, die sich einigermaßen damit auskannten, versucht die Anlage soweit wie möglich am Leben zu erhalten. Da wir hier nur sehr wenige geblieben waren und bis heute sind, war es nicht mehr notwendig alle sechs Turbinen zu betreiben. Die logische Überlegung war sofort, dass wir nur eine Turbine weiter in dem Regelbetrieb erhalten und die weiteren fünf als Ersatzteillager verwenden. Das hat bis heute gut funktioniert, wie du es selbst beobachten kannst. Das Wasserkraftwerk liefert im Durchschnitt hundert Megawatt und deckt damit den Bedarf der umliegenden Region ganz gut ab. Wir haben hier auch einige Werkstätten für die Schiffsreparaturen und Wartungen, die dadurch auch mit Energie versorgt werden können. Somit erstreckt sich die Wirkung des Wasserkraftwerks auf den ganzen Volta-See.“

Sami beendet sein Vortrag abrupt und schaut mich mit warmen Augen an. Ich muss erstmal etwas nachdenken. Er hat gerade einiges und sehr schnell und kompakt erzählt. Alles macht Sinn, aus meiner unerfahrenen Perspektive, aber ich wüsste jetzt gar nicht was ich sagen soll.

„Ist alles klar? Hast du noch weitere Fragen?“, fragt Sami geduldig.

„Nein, danke, die Antwort ist für mich sehr stimmig …“, stammele ich und versuche meine Gedanken zu ordnen. „Du hast ja so vieles in so kurzer Zeit erzählt, dass ich erstmal innerlich alles sortieren muss“, versuche ich eine Erklärung. „Wenn ich das so sagen darf“, setze ich noch mal an, dem Lächeln von Sami mein Lächeln entgegnend, „war deine Antwort sehr effizient gestaltet.“

„Ja, das kann sein“, schmunzelt Sami. „Es ist wahrscheinlich die Folge der sehr eingeschränkten Mittel, über die wir hier verfügen. Die prägen unser Verhalten sehr“, zwinkert er mir zu. „Wir müssen sehen, dass wir schnell und effizient arbeiten!“

Adama scheint mit der Antwort auch zufrieden zu sein. Seine Aufmerksamkeit ist gerade dem Ankommen der Camions in der oberen Hafenanlage gewidmet. Mit einem Ruck halten wir am Pier an. Dort beladen wir wieder einen ähnlich großen Kahn, wie den zuvor und sind relativ schnell alle wieder an Bord. Sami winkt uns noch vom Pier aus zu, während wir ablegen und unsere Reise fortsetzen. Wenn ich das Gespräch zwischen Inga und Adama richtig verstanden habe, dann müsste unser nächster Stopp in Kpandu sein.

Akosombo - Kpandu

Landgang in Kpandu

Vor uns sind die Umrisse einer Siedlung zu erkennen. Ein langer Steg ragt in den Volta-See und unser Kahn hält genau darauf zu. Alle scheinen sich auf den Zwischenstopp zu freuen und stehen neugierig an der Reling.

„Wir werden hier unsere Lebensmittel und den Wasservorrat auffüllen“, meint Ferouse zu Aidah. „Die beiden Kahnführer baten mich dafür zu sorgen, dass alle mit anpacken.“

„Ja, wir haben auch Fracht für die

Gemeinschaft in Kpandu mit … die muss zuerst von Bord“, antwortet Aidah.

„Hey, Mika, Kasim, helft doch bitte mit“, fordert Aidah uns auf.

„Ja, ihr seid ja ein paar Jungs, die gut mit anpacken können, das habt ihr ja schon gezeigt“, meint Ferouse und mustert mich von oben bis unten.

Ich schaue frech zurück, denn das letzte Mal, als sie mich direkt angesprochen hatte, ist mir noch etwas unangenehm in Erinnerung geblieben. Ich meine, ich merke, dass ich in ihrer Gegenwart etwas verlegen werde und ich mag das nicht besonderes. Ich mustere sie jetzt zwar nicht so intensiv, wie sie es gerade getan hat, aber ich spüre, dass die Nachricht, die ich sende, bei ihr ankommt. Ferouses Blick entschärft sich zunehmend und sie schaut mich eine Weile gleichzeitig entspannt, vielsagend und lächelnd an. Schließlich nimmt sie entschieden meine Hand und führt mich lachend hinter sich her.

„Ähm Mika? Diese Palette kommt als erstes von Bord“, sagt sie, als ob es das Normalste der Welt wäre, und zeigt auf eine hochbeladene und gut verschnürte Palette. „Der Gabelhubwagen steht hier.“

Aidah und Kasim sind uns gefolgt und machen sich an der zweiten Palette zu schaffen. Ich frag mich, ob Kasim dasselbe erlebt wie ich. Er scheint definitiv auch Spaß an der Situation zu haben.

Der Kahn kommt mit sanftem Ruck zu stehen und wird von unserem Kahnführer am Landesteg vertäut. Die Laderampe wird sanft abgesenkt und gibt den Weg an Land frei. Dort stehen schon einige Leute, die uns freudig zuwinken und uns begrüßen.

„Los Mika, raus mit der Ladung Nummer eins“, feuert mich Ferouse weiterhin lächelnd an.

Ich schau etwas genervt zurück. Ich mag es echt nicht, wenn ich, auch wenn nur im Scherz, herumkommandiert werde. *›Wie auch immer …‹,* denke ich und staune nicht schlecht, wie der Hubwagen, den ich bereits unter die Palette geschoben habe, nun ohne mein Zutun die Palette vom Boden abhebt. Einmal mit der Ladung oben angekommen fährt der Hubwagen ruckelnd los. *›Hätte nicht gedacht, dass diese alte rostige Technik solche Automatiken bereithält.‹*

Ich steuere den Wagen behutsam die Rampe hoch und lasse mir von einem der an Land stehenden einen Abstellplatz zeigen. Hinter mir kommt Kasim mit dem anderen Hubwagen die Rampe rauf, er scheint aber mehr Kraft aufbringen zu müssen und schiebt die Ladung schnaufend vor sich her.

„Wieso kommst du so ins Schwitzen?“, frage ich überrascht. „Mein Hubwagen sieht zwar nicht so aus, ist aber mit Automatik ausgestattet. Was ist mit deinem?“

„Nix dergleichen, die scheinen beide baugleich zu sein, aber entweder fehlt diesem die Automatik oder sie ist defekt“, antwortet Kasim und zeigt auf das Gerät. „Ich kann von Glück sagen, dass diese Palette nur halb so voll ist, wie deine.“

Neben mir höre ich schallendes Gelächter. Die beiden Mädels beobachten uns und witzeln über die Kraft und die Männlichkeit von Kasim und mir. Ich merke, dass Kasim errötet und mir geht es auch nicht wesentlich besser. *›Die beiden sind echt frech! …‹*

„Ihr seid ja zwei echt starke Helden“, meint Ferouse und lächelt mich mit schönen weißen Zähnen an. „Kommt Ihr mit, wir wollen uns ein bisschen in Kpandu umschauen. Unser Kahn legt frühestens in einer Stunde wieder ab.“

Ich tue so, als ob ich nichts gehört hätte und manövriere den Hubwagen hin und her, um die Palette auf dem Boden abzusetzen. Noch versteckt hinter der Palette riskiere ich einen Blick. Sie scheint darauf erwartet zu haben, meinem Gefühl nach *›… Oder meinem Wunsch nach?‹* Denn sie schaut mir wieder direkt in die Augen. Und ich mag, was ich da sehe …

„Ja, ja, Ferouse, wir kommen ja mit, klar doch …“, sage ich und packe Kasim bei den Schultern. „Auf, Kasim!“

Wir gehen nebeneinander vom Bootssteg die breite Straße Richtung Ortsmitte. Die Straße wird von wenigen einstöckigen Häusern und vielen grünen Bäumen gesäumt. Ich sehe einige Menschen auf einem kleinen Platz versammelt.

„Halten die eine Gemeinschaftssitzung ab?“, frage ich Ferouse neugierig. „Es hört sich so an, als ob Arbeiten verteilt werden, oder?“

„Ja, das stimmt“, antwortet sie. „Gut aufgepasst!“

Sie lächelt wieder, schubst mich mit ihrer Schulter, ergreift meine Hand und zieht mich hinter sich her.

„Wir schauen uns mal im Gemeinschaftshaus um. Dort liegen ja meist auch ein paar Informationen für Besucher.“

Ich ziehe meine Hand nicht weg, sondern umschließe ihre sanft, aber bestimmt. Wir gehen zielstrebig zu einem der Gebäude auf der anderen Seite des Dorfplatzes. Ich schaue sie dabei von der Seite an und lasse mich von ihr führen. Sie schaut ent-

spannt zurück und ihre Augen glitzern dabei. *›Was mach ich hier nur?‹* Frage ich mich. Es fühlt sich schon sehr spannend an, mit ihr so auf Tuchfühlung zu gehen. Sie ist eine offensichtlich starke Persönlichkeit, die gewohnt ist sich zu nehmen, was sie will. Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der so frech vorgeht. Bis zu einem gewissen Maß mag ich das. *›Mal sehen, wer von uns zuerst erkennt, wann es zu viel wird …‹*

„Schaut mal, es gibt zwei Grotten hier. Wollen wir eine besuchen?“ meint Aidah und hält eine Lageskizze mit etwas Text hoch.

„Ich glaube, die sind zu weit weg, um sie zu Fuß zu erreichen und pünktlich zum Kahn zurückzukommen“, antwortet Kasim.

„Interessant ist dieser Hinweis »Die hier gelegentlich auftauchenden Elefanten und Flusspferde müssen unbedingt in Ruhe gelassen werden, da ein gestörtes Tier zur unmittelbaren Lebensgefahr werden kann«“, lese ich laut vor. „Auch vor Krokodilen im Volta-Stausee wird gewarnt …“

„Wir sollten langsam zurück, bevor die Elefanten kommen!“, mimt Ferouse eine Panikattacke und lacht ausgelassen.

Ihr Lachen ist ansteckend und wir gehen unter Gelächter und Elefantentrompetengeräusche wieder raus auf die Straße. Die versammelten Menschen schauen uns nach und winken uns belustigt zu. Kasim zeigt plötzlich in die Baumgruppe neben uns und schubst mich an.

„Was sind das für Tiere? Sind das Affen?“, frage ich ihn.

„Na ja, Mika, die Natur ist uns hier besonders nah“, sagt er, „Das sind grüne Meerkatzen, ich denke, so an die zwanzig Individuen, die da verspielt rumturnen.“

Auf einmal sind alle Affen still und schauen aufmerksam zu uns. Nach einigen Sekunden, mit einem Husch, verschwinden alle auf einen Schlag. Offensichtlich mögen sie es nicht, von einer Gruppe Menschen so unverfroren angestarrt zu werden.

„Ich hatte mal im MultiNet gelesen, dass es früher zoologische Gärten gab, in denen Menschen Tiere gefangen hielten. Ich kann mir das gar nicht vorstellen, wie Tiere in Käfigen ausgestellt worden sind …“, erinnere ich mich laut denkend.

„Ja, ich kann mir das auch nicht vorstellen“, antwortet Ferouse und scheint irgendwie auch nachdenklich zu werden. „Wir berücksichtigen bei dem Nahrungsanbau heutzutage, dass sich die Tiere auch in unseren Permakulturgärten bedienen können. Wobei sie es meisten vorziehen überhaupt nicht in der Nähe der menschlichen

Siedlungen zu kommen. So entsteht dann keine Spannung zwischen Tier und Mensch“, folgert sie, als ob sie einen Vortrag halten würde.

„Du kennst dich damit aus?“, höre ich Kasims Stimme. „Ich meine bezüglich des Zusammenhangs zwischen Nahrungsanbau und dem Verhalten der Tiere in der jeweiligen Umgebung?“, fragt er etwas präziser und schaut Ferouse sehr interessiert an.

„Ja, ein wenig“, sagt sie, weiterhin in Gedanken versunken. „Ich studiere das Thema seit einiger Zeit, auch im Kontext des Bewässerungsprojektes. Wo es Wasser gibt, dort kommen die Pflanzen und die Tiere zurück und es entsteht ein spannendes Miteinander zwischen Mensch und allen anderen Lebewesen, das mit viel Feingefühl gerade von uns Menschen im Gleichgewicht gehalten werden muss. Früher war das leider nicht üblich und vieles müssen wir in dieser Hinsicht, ich meine jetzt unsere Generation, immer wieder neu erlernen.“

›Mein Uropa hatte einiges in seinem Notizbuch erwähnt, wie es mal früher war …‹, denke ich. Im MultiNet finden sich viele Informationen, die aber nicht die persönliche Note der Gedanken eines Menschen haben können, der das damals alles miterlebt hatte.

„In unserer Forschung wird oft die Frage gestellt, wie der Einfluss des Menschen auf die sonstigen Lebensformen effektiv vermieden werden kann …“, fängt Kasim erneut an. „Und alles hat immer auch mit dem Nahrungsanbau zu tun. Wir haben oft beobachtet, dass Menschen und Tiere nur dort ein Konkurrenzverhalten entwickeln, wo der Raum zu begrenzt ist. Ich meine damit, wenn der Mensch für sich so viel Raum in Anspruch nimmt, dass die anderen Lebensformen sich nicht mehr frei bewegen und ihren natürlichen Lebenswandel vollziehen können“, spricht er weiter und scheint von dem Thema sehr eingenommen zu sein.

Ferouse dreht sich zu ihm und ihre Stimme klingt sehr ernst.

„Ja, das ist auch meine Erfahrung. Nach wie vor sind es wir Menschen, die das Problem verursachen und deswegen sollten wir auch diejenigen sein, die mit einer entsprechenden Lösung kommen müssen.“

Mir dreht sich gerade etwas der Kopf, da mir nicht ganz klar ist, was sie alle meinen. Bei uns Zuhause gibt es auch Tiere und unsere Gärten sind trotzdem nicht so sehr von ihnen in Anspruch genommen. Ja, gut, da sind auch keine Affen, aber dafür Wildschweine und Wölfe und wilde Ziegen und Schafe … irgendwie verstehe ich das

alles nicht.

„Wo ist hier das Problem?“, höre ich mich die beiden fragen.

Ferouse und Karim, die gerade sehr beschäftigt sind sich gegenseitig anzuschweigen, drehen sich überrascht zu mir.

„Wie, bitte?“, fragt Kasim. „Was für ein Problem soll es sein?“

„Ich denke, ich weiß, was Mika meint“, wirft Ferouse ein und nickt in meine Richtung. „Du willst wissen, warum ich hier gerade von der Verantwortlichkeit des Menschen für das Gleichgewicht des Lebens spreche, wobei das eigentlich selbstverständlich sein sollte, korrekt?“

Ferouses Vermutung überrascht mich. Sie hat Recht, genau das ist mir gerade nicht klar. Ich habe jedoch keine Chance etwas zu erwidern, denn sie spricht unvermittelt weiter.

„Nach der Transformation waren die Menschen gerade in dieser Region sehr von den Annehmlichkeiten des technischen Fortschritts im Sinne des Komforts und des Konsums überzeugt. Es hat überraschend lange gedauert und wir sind immer noch nicht fertig damit, dass immer noch einige Menschen ihre Umgebung als ihr Eigentum betrachten und sich gegenüber anderen Lebensformen für etwas Besseres halten. Ja, wir haben heute eine andere Lebensweise und andere Methoden uns unsere Nahrung zu beschaffen. Jedoch ist das nicht überall und bei jeder Gemeinschaft in gleicher Art verinnerlicht, dass der Mensch sich nicht aus dem Reich der Natur zu bedienen hat, sondern viel mehr dafür verantwortlich ist, dieses Reich vor uns selbst zu beschützen und für alle Lebensformen zu bewahren.“

Ich bin mir im Klaren, dass ich ihr wie gebannt zuhöre, aber ich kann mir nicht helfen. Ich muss mir eingestehen, dass ich gerade nicht weiß, ob ich das Thema an sich, oder vielleicht Ferouse so interessant finde.

„Dazu gehört natürlich auch die Art und Weise, wie wir hier unsere Permakultur-Gärten anlegen und pflegen … und wie sehr wir dabei noch in die Räume der Pflanzen- und Tierwelt eindringen“, erklärt Ferouse weiter. „Gerade in den Sahel-Randzonen, wo sich das Leben gerade wieder ansiedeln kann, ist das Verhältnis zwischen den Menschen und allen anderen Lebewesen noch angespannt und es sind noch viele Themen, die angegangen werden müssen, bis sich eine Entspannung einstellen kann.“ meint sie noch, bevor ein kurzer Alarmton das Gespräch unterbricht.

Sie schaut auf ihren Kommunikator und verkündet trocken.

„Wir müssen zurück. Unser Kahn fährt gleich los."

An Deck suche ich mir ein ruhiges Plätzchen und setze mich hin. Ich stille meinen Durst mit frischem Obstsaft. Ich spüre, dass mich Ferouses Ausführungen ziemlich berührt haben und zwar nicht nur wegen des Inhalts, sondern eher wegen des Tonfalls, den sie dabei verwendet hat. Ich habe dabei die ganze Zeit das Gefühl gehabt, dass sie sehr genau weiß, wovon sie spricht, dass dies jedoch nicht nur durch ihre Worte, sondern viel mehr durch ihre gesamte Haltung übermittelt wird.

Ich bin auf einmal neugierig, ob ich in Ethans Notizen etwas Ähnliches finden kann. Ich weiß, da ich einiges schon mal überflogen habe, dass auch Ethan etwas darüber geschrieben hatte. Ich konfiguriere eine neue Abfrage und setze sie ab. Während der Kommunikator arbeitet, beobachte ich, wie das grüne Ufer des Sees am Kahn vorbeigleitet. Ich habe Ferouses Gesicht noch vorm inneren Auge, als sie vorhin über das unstete Verhalten der Menschen gesprochen hatte. Ein Pieps meldet, dass die Ergebnisse meiner Suchabfrage gelistet wurden.

> *26. April 2022*
>
> *Ich frage mich immer wieder, warum es nur so normal ist, das wir Menschen uns anmaßen, über das Leben anderer Wesen bestimmen zu dürfen? Wir haben mittlerweile über sechzig Jahre militanten Tierschutz hinter uns, es wächst eine immer größer werdende weltweite Gemeinschaft von Vegetariern und sich auch vegan ernährenden Menschen heran. Und es vergeht praktisch kein Monat, in dem nicht irgendwelche Protestaktionen gestartet werden, die auf die schlimmen Zustände in der Massentierhaltung hinweisen. Und doch verändert sich nichts. Die Mehrheit der Menschen findet es nach wie vor ganz normal, sogar selbstverständlich, dass wir Tiere, Vögel, Fische und andere Wesen für unseren Eigennutz, für unseren »Genuss« und für unsere Ernährung gefangen halten und schließlich töten.*
>
> *Ich frage mich, ob das jemals anders sein wird … ob die Menschheit jemals, und was für ein Wunder das wäre, nicht mehr nur sich selbst ins Zentrum allen Seins auf diesem Planeten setzen wird. Es gibt so viele Menschen, die das jetzt schon anders empfinden und doch, es sind noch viel zu wenige, um wirklich etwas verändern zu können.*

Es scheint so zu sein, als ob die Mehrheit der Menschen das, was für die Wenigen klar vor Augen liegt, einfach nicht erkennen kann …

Was braucht es hier? Was kann diese tiefe Veränderung herbeiführen? Was brauchen die Menschen, um das Offensichtliche erkennen zu können?

Gerade jetzt, wo mal wieder ein Krieg angezettelt wurde (und es ist mir egal von wem und warum), der erneut viele Leben zerstören wird, wünsche ich mir, dass wir Menschen endlich lernen und erkennen, dass unsere Konflikte nicht nur uns selbst schaden, sondern auch unzähligen anderen Lebewesen. Es ist doch egal, ob wir Russen, Ukrainer, Amerikaner, Deutschen und so weiter sind, wir sind alle Menschen und somit als Menschen gleichwertig. Daniele Ganser spricht immer wieder, wie ich zu Recht finde, von der »Menschheitsfamilie«, der alle Menschen implizit angehören. Ich würde diesen Namen in »Lebewesenfamilie“ ändern wollen, denn auf der Erde leben ja nicht nur Menschen, sondern viele andere Lebewesen, die alle respektiert werden müssen, wenn wir Menschen als Spezies überleben wollen …

9. August 2022

Ich lese gerade, dass die Umsetzung der Idee des Großen-Grünen-Walls in Afrika, die vor 13 Jahren begann, nun ins Stocken geraten ist. Gerade auch in Burkina Faso ist aufgrund der verheerenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, kein Weiterkommen zu verzeichnen. Die Idee, die Wüstenbildung und das Klima mit einem 7000 km langen und 15 km breiten Waldstreifen positiv zu beeinflussen wird dann bis 2030 sicherlich nicht fertiggestellt werden… Vor allem nicht, wenn die Finanzierung, die vor allem von den westlichen Staaten abhängt, mit der militärischen Hilfe für den Ukraine-Krieg abgewogen wird.

Zanga hatte erzählt, dass in den letzten Jahren in Burkina Faso nur sehr spärliche Versuche gestartet worden sind, überhaupt Einpflanzungen am Rande der Sahelzone zustande zu bringen. Die brauchen jedoch viel Wasser und das kann nur mit viel Geld organisiert

werden. Nach Zangas Wissen, verdorren bereits Teile der Neueinpflanzung wegen der anhaltenden Trockenheit. Soweit ich sehe, gibt es hier in Europa nicht wirklich ein Interesse, das Thema konstruktiv weiter zu verfolgen. Was die Deutschen aktuell viel mehr bewegt, ist das 9-Euro-Ticket, das gerade eingeführt wurde und bei der Deutschen Bahn für massive Überlastung im Nahverkehr sorgt. Die Prioritäten der »Satten« sind eben ganz andere, als die der »Hungrigen«.

Ob dieser, im Grunde genommen sehr wertvolle Plan, Afrika mit einem Grünen Gürtel zu umspannen, irgendwann Wirklichkeit werden wird? Adina meckert mich immer wieder an, dass ich so negative Gedanken entwickele, statt »in die Hoffnung zu investieren«, wie sie immer wieder zu sagen pflegt, … Sie hat recht, aber ich kann mir nicht helfen: Was ich lese und auch noch von Zanga erzählt bekommen, ist nicht gerade aufbauend … die wenigen Menschen um uns herum, die solche Themen überhaupt wahrnehmen und mit denen wir auch darüber sprechen können, haben zudem auch noch sehr unterschiedliche Ansichten darüber, wie die Lösungen dafür aussehen könnten, … wie sollen wir uns denn noch verständigen, wenn wir nicht mal von derselben Basis des Empfindens ausgehen?

Ja, klar, Adina spricht immer wieder von der »dialogischen Haltung«, die wir Menschen entwickeln müssten, um überhaupt miteinander kommunizieren zu können … ja, alles schön und gut, aber die Wirklichkeit auf der Straße und vor allem in den Kreisen der »Entscheidungsträger«, die auf uns alle Auswirkungen haben, ist leider eine andere … da ist von einer »dialogischen Haltung« nicht mal im Ansatz die Rede.

25. Februar 2039

Die Erkenntnis, dass die Menschheit eine vollkommen neue Lebensweise für sich organisieren muss, wenn die Spezies auf diesem Planeten überleben will, verbreitet sich weiterhin über Funk in aller Welt. Es gibt mittlerweile auch wieder neue Radiosender, nicht nur hier auf deutschem Gebiet, sondern auch in vielen anderen Regionen, Län-

dern und sogar Kontinenten. Ich habe Sendungen gehört, die die bei uns entstandenen Erkenntnisse zwar mit anderen Worten, aber im Prinzip mit demselben Empfinden und der gleichen Wahrnehmung beschrieben hatten. Ich dachte anfangs fälschlicherweise, dass das nur bei uns, in unserer lokalen Vernetzung verbreitet gewesen wäre.

Ich hatte das extra in einem der letzten internationalen Funk-Treffen gezielt angesprochen. Dabei hatte ich erfahren, dass dieselbe Erkenntnis auch in anderen Teilen der Welt, wie in Afrika, in den ehemaligen Gebieten Chinas, Indiens, Brasiliens und sogar in den US-Regionen, erlangt wurde. Zwar sind es momentan noch wenige Menschen, die bereit sind über diese Themen zu reden. Allerdings haben alle diese Menschen, trotz der erheblichen Entfernungen und der kulturellen Unterschiede, ein erstaunlich ähnliches Empfinden darüber erlangt, dass und wie das Leben der Menschen anders gestaltet werden sollte.

Viele stellen auch fest, dass, in ihrer unmittelbaren Umgebung, sich nur noch wenige Menschen mit dieser neuen Betrachtungsweise nicht in Einklang bringen können. Die meisten, mit denen sie in Kontakt sind, sind sich darüber einig, dass ein gemeinsames, relatives und sehr empfindliches Gleichgewicht aller Lebewesen existiert. Viele meinen, dass es globale Prinzipien braucht, die Art und Weise der Organisation der menschlichen Lebensart auf diesem Planeten betreffend, damit dieses Gleichgewicht nicht weiter gestört wird.

Es wurden aus den unterschiedlichen Teilen des Planeten Überlegungen vorgestellt, wie die gemeinsamen Prinzipien ausgestaltet werden müssen, damit sie das gemeinsame Ziel erreichbar machen und gleichzeitig eine lokale Lebensweise fördern und erlauben können.

Es ist einfach faszinierend, wie schnell sich eine so evolutionäre Vision verbreiten kann. Viele vermuten, das die massive Reduktion der menschlichen Bevölkerung diese Vision erst möglich gemacht hat. Die letzten groben Schätzungen deuten darauf hin, das sehr wahrscheinlich nur ein Drittel der Menschen überlebt haben könnte. Die Geburtenrate ist aktuell viel niedriger als die Sterberate, sodass die

globale Bevölkerung voraussichtlich noch weiter schrumpfen wird.

Mit anderen Worten: Da nun deutlich weniger Menschen auf dem Planeten leben, ist der Anzahl derjenigen, die sich eine Lebensweise vorstellen können, die das gemeinsame Gleichgewicht allen Lebens respektieren würde, prozentual höher und gewichtiger geworden.

Es tut weh mir vorzustellen, dass das, was ein Leben im Einklang mit allen Wesen erlauben würde, nur durch den Tod von so vielen Menschen ermöglicht wurde. Es scheint aber, dass dies ein impliziter systemischer Mechanismus sein muss, der im Großen und Ganzen für die Selbsterhaltung des gemeinsamen Gleichgewichts sorgt. Ich fühle mich klein und unbedeutend, wenn ich mich in diesem Kontext betrachte. Aber auch froh, dass ich das überhaupt erleben darf …

Ich hoffe, dass es für uns alle mit der Zeit auch noch besser wird. Noram und seine Mitstreiter machen offen sichtbar große Fortschritte in Sachen Internet und digitaler Kommunikation. Dadurch werden wir bald wieder die Möglichkeit bekommen, dass jeder mit jedem überall kommunizieren kann. Ich bin echt gespannt, wie und wann das wieder funktionieren wird.

Es ist für diese Entwicklung sehr wichtig, dass die jeweiligen lokalen Akzente und Lösungen sehr schnell überall als gleichwertig präsentiert werden. Nur so werden diese unterschiedlichen Ansätze bekannt und könnten sich letztendlich gegenseitig befruchten. Es ist sehr wichtig, dass dieser Prozess bewusst auf Gleichwertigkeit, Kooperation und Solidarität basiert und im gegenseitigen Respekt und in der Wertschätzung allen Lebens stattfindet.

Ja, genau das ist es, was mich auch bei Ferouse erstaunt. Zwischen Ethan und ihr sind einige Generationen vergangen. Wie es scheint ist das, was Ethan und die Pioniere der Transformation damals als Vision und Wissen in die Welt gesetzt hatten, auch unverändert bis zu Ferouse vorgedrungen. Dass über Jahrzehnte und Kontinente hinweg, eine Verbindung zwischen vielen Menschen entsteht, die sich nicht persönlich kennen, kann nur als ein Indiz der in heutiger Zeit als normal empfundenen Verbundenheit gedeutet werden. Und ich kenne diese Verbundenheit ja bereits seit meiner Kindheit. Aber bei Ferouse erlebe ich diese Normalität als eine andere

Qualität des inneren Daseins. Ferouse lebt mir eine Haltung vor, die offenkundig für sie instinktiv und intuitiv zum Leben gehört. Sie spricht so über Verbundenheit, nicht weil sie es gelernt und akzeptiert hat, wie es so viele Menschen in Europa noch tun, sondern weil sie diese innerlich so empfindet. Zumindest fühle ich das so, wenn ich sie erlebe. Das erstaunt mich zunehmend.

Kpandu - Kete Krachi

Unterwegs nach Kete Krachi

Die Vorbereitungen für die Weiterfahrt dauern noch an. Inga und Adama scheinen noch etwas regeln zu müssen, bevor es losgehen kann. Sie sind auf jeden Fall noch nicht an Bord.

Es ist nach wie vor ruhig hier, wo ich sitze. Ich nutze die Zeit, um noch einiges zu lesen. Das Gespräch mit Kasim und Ferouse beschäftigt mich weiterhin. Ich merke, dass in mir viele Fragen entstehen, die ihre Antworten suchen. Es interessiert mich vor allem, wie die allgemeine Haltung der Menschen während Ethans Zeit war. Es ist eine mir völlig unbekannte Welt, die damalige, die in vielen Aspekten für mich schwer nachvollziehbar bleibt. Ich möchte mehr über Details zu unterschiedlichen Zeiten während der Transformation wissen. Er hatte ja viel darüber geschrieben.

3. Oktober 2033

Heute ist Tag der Deutschen Einheit. Was das Datum in der heutigen Zeit bedeutet ist sehr bezeichnend. Die Menschen kämpfen gegeneinander, gegen ihre Nachbarn, um Nahrung und Heizmaterial. Die individuelle Bewegungsfreiheit ist überall in der Gegend sehr

stark eingeschränkt. An vielen Straßenkreuzungen in der Stadt und im Umland sind Kontrollposten aufgebaut, mehr oder eher weniger offizielle – mit anderen Worten sie sind von Wegelagerern besetzt. Überwacht wird dies mehr und mehr von Militär, privaten Sicherheitsarmeen oder bewaffneten Gangs. Polizeikräfte, die sich auch wie solche verhalten, haben Noram und ich schon lange nicht mehr gesehen.

Es scheint, dass der Staat an sich und seine Organisationen, wie Polizei und Gerichte, nun endgültig zu zerfallen drohen. Nicht, dass wir in den letzten Jahren viel davon profitiert hatten. »Gesetz und Ordnung« wird nun nur noch lokal sichergestellt und orientiert sich an den Wünschen der jeweiligen, selbsternannten »Elite«, die gerade das Sagen hat. Es ist die Zeit der privaten Armeen gekommen. Die einfachen Menschen sind praktisch auf sich selbst gestellt und ihnen droht die Zwangsarbeit für die lokalen Machthaber.

Noram kam gestern sehr aufgebracht von einer »Expedition« aus der Stadt zurück. Er erzählte von Toten auf der Straße – nicht einem, sondern vielen Toten – die einfach dort verwesen, da sie niemand begräbt. Auch die Sicherheitskräfte, die in der Nähe sind, kümmern sich nicht darum. Er hielt sich bedeckt und hatte versucht, nicht gesehen oder erwischt zu werden. Er suchte auch nach Medikamenten. Adina ist gerade erkältet und ihre Bronchien klingen gar nicht gut. Sie bräuchte wohl Antibiotikum. Noram hat in der Tat in einer Schule einiges an medizinischem Vorrat ergattern können, jedoch kein Antibiotikum. Allerdings wurde das Verschwinden für ihn dann zum Problem. Beim Verlassen des Gebäudes wurde er von einer Gruppe überrascht, die mit Stöcken und Baseballschlägern bewaffnet war, und musste um sein Leben rennen. Bin froh, das er es gesund nach Hause geschafft hat.

Nachdem er seine Verfolger abhängen konnte und nach Hause wollte, hatte Noram noch etwas Besorgniserregendes beobachtet. Er sah einige Kilometer von uns entfernt gepanzerte Fahrzeuge und Lkws, die in eine Straße abbogen. Aus den Fahrzeugen stiegen bewaffnete Männer in Uniform aus und gingen dann von Haus zu

Haus. Sie haben einige Leute herausgeholt und in die LKWs verfrachtet. Er meinte, das hätte ihn sofort an die ständig kursierenden Gerüchte über Zwangsarbeit erinnert.

Wenn das wahr ist, dann bedeutet das auch, dass wir hier in den Vororten nicht mehr sicher sind. Und es bedeutet dann auch, dass wir einen Weg finden müssen, diese unsichere Umgebung zu verlassen. Nur wie und wohin? Vor allem, da viele Wege ja nun besetzt sind und ständig kontrolliert werden.

Im Umland von Frankfurt gibt schon einige Orte, zu den wir hin könnten, aber diese Gegend scheint mir zu dicht bevölkert … wir haben einige Informationen aus unserer Nachbarschaft bekommen, dass kleine Gemeinschaften von Selbstversorgern, die unmittelbar außerhalb der Städte entstehen, sehr oft sowohl von den Gangs, als auch von der selbsternannten »Polizei« dieser Städte bedroht und ausgenutzt werden. Jemand hatte aus eigener Erfahrung erzählt, dass sich einige dieser Gemeinschaften über Nacht auflösen mussten, um dem massiven Missbrauch entgehen zu können. Einige der betroffenen Menschen hatten jedoch nicht vor aufzugeben, sondern waren bestrebt eine ähnliche Gemeinschaft an einem anderen Ort, die weiter von einer Stadt entfernt ist, wieder zu organisieren. Die Erzählerin wollte diesen Menschen folgen.

Wir brauchen ein anderes, ein gutes Ziel, aber welches? Wo können wir hin, weit weg von den Städten, sodass wir in Sicherheit sind? Und wie könnten wir, mit Adina, Arthur und dem Gepäck einigermaßen sicher reisen?

29. September 2035

Noram erholt sich psychisch ganz gut. Der Tod von Philip hat ihn sehr erschüttert. Er arbeitet fast ohne Unterbrechung an dem Versuch, das in Heidelberg erbeutete Funkgerät wieder in Betrieb nehmen zu können. Alex hilft ihm dabei und beide denken, dass sie langsam Fortschritte machen. Wenn Adina ihn zu einer Pause animieren will, dann meint er abweisend, dass Philip ja genug für beide schläft. Manchmal weint er auch, wenn er glaubt alleine zu sein. Ich

hatte es zwar gesehen, aber erst mal nichts gesagt. Das wir bei der Beschaffung des Funkgeräts Philip verloren hatten, bewegt uns alle in der Gemeinschaft sehr. Philips Schwester kann mit dem Verlust und ihrer Trauer gar nicht gut umgehen. Dabei muss sie sich ja auch noch Sorgen um ihre Oma machen … wie Arthur auch, wird die alte Helga es sehr wahrscheinlich schwer haben, bis zum Frühling zu überleben … das ist mir auch zutiefst bewusst … doch andererseits, macht mir die Gewaltbereitschaft von Menschen in extremen Situationen noch mehr zu schaffen …

Ich erinnere mich, das Zanga mal gemeint hatte, dass zuhause in Koti, die Gemüter manchmal auch hitzig sind, aber sich dann sehr schnell beruhigen und die Meisten eher wohlwollend miteinander umgehen. Das liegt vielleicht auch daran, meinte er, dass seine Region relativ abgelegen liegt und dort schon immer andere soziale Verhältnisse gepflegt wurden, als in Europa. Momentan kann ich ja nur davon träumen, dass sich Menschen hier draußen ohne Angst bewegen können. Es ist so schlimm geworden, es gibt immer noch Gruppen, die das Recht des Stärkeren, als das ihre ansehen und alles plündern und rauben, was nicht mit Gegengewalt verteidigt wird. Wenn Zanga von Solidarität und Kooperation in großen Familiengemeinschaften erzählt, die sich gegenseitig in Notsituationen helfen, dann kann ich hier bestenfalls nur davon träumen.

Aber ich habe schon manchmal auch das Gefühl, dass sich auch bei uns etwas zum Besseren wendet. Zwar sind es noch viele, die die »gesellschaftliche Ordnung« nur mit Waffengewalt umsetzen wollen. Es gibt allerdings auch hier immer mehr Menschen, die sich für ein friedliches und kooperatives Miteinander mit gegenseitiger Unterstützung öffnen können, ohne die sonst üblichen Handelskompromisse und Verträge. Ob das auch mit den extrem harten äußerlichen Bedingungen zusammenhängt? Das Wetter hat sich wie erwartet verschlechtert. Die Aschewolken verdunkeln den Himmel immer wieder und es ist kälter, als wir es erwarten. Es regnet viel, was gut ist. Letztendlich wird die Asche für gute Ernten sorgen … für diejenigen, die bis dahin überleben werden … und das tun wir nur, wenn wir ler-

nen zusammenzuhalten.

Der Absturz des Weltfinanzsystems hat aus meiner Perspektive nur bei denen für Chaos gesorgt, die am meisten davon profitiert hatten. Die Menschen, die sowieso kein Geld hatten, wurden hingegen nur erleichtert, denn ihre Schulden wurden dadurch getilgt – das Geld ist ja nichts mehr wert. Ich vermute, dass dies vielen die Augen geöffnet hat, diese »Wirklichkeit«, die ihnen für sehr lange Zeit als alternativlos präsentiert wurde, nun in anderem Licht zu sehen. Da das Geld nun unbenutzbar ist, weil es ja sowieso nur als Bits und Bytes in den Computern der Börsen vorhanden war, sehen sich alle gezwungen, auf das wirklich Lebensnotwendige zu schauen. Und Geld ist das nun nicht mehr!

Nach dem Besuch von Antim, meine ich auch hier bei uns die Früchte dieses Erkennens zu sehen. Wenn das wahr ist, was er damals erzählt hat, dann bilden sich überall solidarische Gemeinschaften, so wie unsere. Und, was mich am meisten freut, verteidigen sie sich eher mit Ruhe und ohne Hass gegen die, die noch nicht erkennen, oder akzeptieren können, dass sie auch dazu gehören könnten.

Ich würde gerne wissen, wie es Zanga und Jitu geht … aber ich sehe noch keine Möglichkeit mit ihnen zu kommunizieren.

»Gesetz und Ordnung« versus »Kooperation und Solidarität«, das schien damals eine wichtige Frage gewesen zu sein. Wenn ich nun darüber nachdenke, merke ich einen inneren Widerstand mich damit zu beschäftigen. Nicht, weil die Frage nicht wichtig gewesen wäre, sondern weil heute diese Frage eigentlich nicht mehr aktuell sein sollte. Dass es auch heute so noch nicht ist, habe ich auf der Schiffsüberfahrt vor West-Afrika erlebt. Es gibt offensichtlich eine Lernkurve, oder vielleicht eine Entwicklungskurve, die Menschen und unsere Gemeinschaften immer wieder durchlaufen müssen. Dann könnte es von einem gewissen Verständnis von Gesetz und Ordnung, zu einem inneren Empfinden und Wahrnehmen von Solidarität und Kooperation, im gemeinsamen Lebenskontext, kommen. Es ist mir zu hoch noch weiter darüber nachzudenken, aber ich spüre, dass diese Fragen extrem wichtig sind.

Ich schau mich gerade noch mal um. Es geht anscheinend endlich los, habe ich das

Gefühl. Inga und Adama sind jetzt an Bord. Inga hat eine Checkliste, in die sie alle einträgt, die den Kahn betreten.

„Wir sind nun vollständig. Wenn wir jetzt losfahren, dann werden wir morgen um diese Zeit Kete Krachi erreichen“, sagt sie zu Adama.

„Ich gebe dem Kapitän Bescheid …“, antwortet er und geht zum Steuerstand.

Die Leinen am Steg werden gelöst und der Kahn nimmt schnell an Fahrt auf. An Steuerbordseite ziehen die wenigen Häuser vorbei und der Wald wird immer dichter und grüner. Viele Vögel ziehen ihre Kreise über uns. Sie sind wohl auf der Suche nach Nahrung für ihre Brut und vielleicht hoffen sie auch, etwas auf dem Schiff zu finden.

„Ich denke, dass wir dann heute Nacht durchfahren werden müssen, sonst schaffen wir die Strecke nicht bis morgen Nachmittag“, meint Kasim, der gerade neben mir aufgetaucht ist. „Vielleicht brauchen unsere beiden Schiffer Unterstützung in Form einer Nachtwache?“

„Ja, das ist denkbar, obwohl beide gleichermaßen gut mit dem Kahn umgehen können und sich abwechseln“, antworte ich. „Aber Fragen schadet nicht, oder?“

Kasim geht auf den Steuerstand zu und spricht den älteren der Beiden an. Der nickt freundlich, aber seine Geste mit den Händen gibt zu verstehen, dass das nicht notwendig sei.

„Die Beiden kommen auch gut ohne uns klar“, meint Kasim und setzt sich neben mich.

An unserem Kahn ziehen in regelmäßigen Abständen große Bojen vorbei. Die scheinen neu, oder zumindest sehr gut gepflegt zu sein, denn deren Anstrich ist noch leuchtend rot und weiß.

„Wozu dienen diese Bojen?“, frage ich Kasim. „Die tragen keine Seezeichen und sind sehr regelmäßig gesetzt worden.“

„Diese markieren den Verlauf der Wasserstraße und den Verlauf unseres Unterwassernetzwerkkabels, das als Rückgrat unseres MultiNets funktioniert. Schau mal da vorne“, erklärt er und zeigt auf eine größere Station, die an der Boje befestigt ist. „Alle zwanzig Kilometer sind diese Prüfstationen mit WLAN-Modul und Solarpaneel befestigt. Sie dienen der Wartung und Fehlerortung. Nebenbei können wir hier dann auch mit dem MultiNet kommunizieren. Sehr praktisch, wenn man tagelang unterwegs ist ohne einen Hafen und ohne seine Gemeinschaften. Aber das Beste ist, sie

senden ein Funksignal und dienen nach Anbruch der Dämmerung, bei Nachtfahrten, auch als Wegweiser.“

Diese technische Lösung für die Kommunikation finde ich sehr interessant. Bei uns zuhause wird so etwas nicht eingesetzt, jedenfalls hatte ich vorher nichts davon gelesen oder gehört. Na ja, wir haben ja auch keine so riesigen Seen. Die Lage ist gerade sehr ruhig, so kann ich noch kurz nachschauen, ob Ethan speziell zu dem Thema etwas geschrieben hatte.

7. April 2040

Jitu hat es endlich geschafft, das Funkgerät der Gemeinschaft in Koti in Betrieb zu nehmen. Wir haben seit sehr langer Zeit mal wieder Zangas Stimme gehört. Mal was anderes, als von ihm nur Nachrichten am schwarzen Brett zu bekommen. Wir konnten auch eine kurze aber informative Funk-Konferenz mit Noram organisieren. Mit Noram sind wir ja fast jeden Tag in Verbindung, zumindest für einige Minuten. Er beteiligt sich derzeit an den Gesprächen, die wegen der technischen Weiterentwicklung der überregionalen Kommunikation stattfinden. Es geht dabei um die Anbindung weiterer Gemeinschaften an das überregionale Netzwerk. Die technische Dezentralisierung bringt Vorteile und Nachteile mit sich. Das Hauptthema ist ja, wie die Kommunikation zwischen den Gemeinschaften dezentral am besten sichergestellt werden könnte, ob über Funk und/oder Kabelverbindungen und in welchem Verhältnis der Energieaufwand am geringsten wäre.

Noram hat mich auch gebeten mich an seiner Stelle an der globalen Diskussionen zu beteiligen. Er fühlt sich wohl eher für die technische Umsetzung geeignet, mit Worten hat er es ja nicht so. Ich bin zwar einer anderen Ansicht, aber ich verstehe, dass er sich eher um die Lösung von technischen Problemen kümmern möchte, als ständig an internationalen Gesprächen teilzunehmen. An den Internetforen möchte er sich aber selbst beteiligen.

An vielen Stellen fällt die Umsetzung der Vernetzung schwer, weil die benötigten technischen Kenntnisse fehlen. Viele wissen nicht, was benötigt wird, um eine stabile Internet- und Telefonie-Verbin-

dung für eine Gemeinschaft zu realisieren und instand zu halten. Ich weiß es auch nicht, aber Noram versorgt mich mit den nötigen Informationen. Es ist aus seiner Sicht wichtig, dass trotz der kulturellen Unterschiede, die global implementierten Lösungen soweit wie möglich einheitlich sind. Das erleichtert die Lösungsfindung, wenn Probleme auftauchen, sowie das Zurverfügungstellen von Geräten und Ersatzteilen zwischen den Gemeinschaften, die sich so besser gegenseitig lokal, regional und global unterstützen können.

Ob Kabelverlegung, oder Funkstation, die lokalen Lösungen müssen das gemeinsame Gleichgewicht berücksichtigen. Kabelverlegung bedeutet initial einen massiven Eingriff in die Landschaft. Beim Aufstellen der Funkstationen ist der Eingriff in die Umwelt geringer, aber dafür verbrauchen sie viel mehr Energie und vielleicht ist das ja auch schädlich für Lebewesen in der direkten Umgebung. Beide Lösungen sind immer nur zu Gunsten für uns Menschen, weil alleine wir den direkten Nutzen davon haben. Diese Verantwortung muss der Mensch und somit jede Gemeinschaft bewusst übernehmen und dafür sorgen, dass ein Ausgleich dafür geschaffen wird.

Parallel partizipieren Adina und ich an die lokalen Bestrebungen der unterschiedlichen Gemeinschaften die Wissensvermittlung in so vielen Bereichen wie nur möglich wiederzubeleben. Bildung ist für jeden Mensch in jedem Alter extrem wichtig. Wir versuchen klarzumachen, dass es in jeder Gemeinschaft mindestens einen Mensch geben muss, der für das Thema Bildung Verantwortung übernimmt und auch überregional als Ansprechpartner der Gemeinschaft zur Verfügung steht. Der Vorschlag kam nicht nur von uns, sondern gleichzeitig aus vielen Gemeinschaften auf der ganzen Welt.

Ich beobachte auch, dass überall klar wird, dass Wissen von der »Wissenschaft« losgekoppelt ist und dass »Bildung« nur einen Werkzeugkasten darstellt, der bei der Meisterung der täglichen Herausforderungen helfen kann. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass auch die wissenschaftliche Forschung wieder betrieben werden sollte. Irgendwie müssten wir nun einige Unis und Hochschulen wieder betriebsbereit machen. Nur wie? Das weiß momentan niemand

wirklich, da viele Forschende verstorben sind und in den letzten Jahren, situationsbedingt, noch kein Nachwuchs entstehen konnte.

Häufiger wird über die Erkenntnis gesprochen, dass vieles ja »intuitiv gewusst« werden kann … ohne ein »Verständnis« dafür entwickeln zu müssen oder es schulisch zu vermitteln. Und, ganz wichtig, es handelt sich dabei nicht um Religiosität oder irgendeinen Glauben, sondern viel mehr um eine erweiterte bewusste Wahrnehmung von vorhandenem und gemeinsam akkumuliertem Wissen, das anscheinend jedem bewusst lebenden Menschen auch zur Verfügung stehen kann.

Vor allem die Wichtigkeit der spirituellen Erkenntnis und somit der spirituellen Entwicklung erscheint mittlerweile Adina und mir immer deutlicher. Ich spüre in mir, auf körperlicher Ebene, ein Empfinden dessen, was gerade mit uns passiert, wofür ich unsere Sprache als Beschreibungswerkzeug als untauglich empfinde.

Die Aussagen in dem letzten Eintrag berühren mich in einer Weise, die mir jedoch nicht verständlich ist. Sie machen mich nachdenklich und gleichzeitig ist mir deren Inhalt intuitiv bekannt. Ich muss den Gedanken jedoch zurückstellen. Mir knurrt gerade der Magen. *›Es wird Zeit fürs Abendbrot.‹* Im Speiseraum wird gerade für das Abendessen ein kleines Buffet angerichtet. Der Raum ist nur spärlich mit einigen kleinen Wandlampen beleuchtet und wirkt dadurch, trotz der sehr rudimentären Einrichtung, sehr einladend und gemütlich. Die meisten gesellen sich nach und nach auch dazu und nehmen sich im Vorbeigehen etwas zu den Tischen mit.

Ich nehme mir Obst und ein Stück von etwas mit, das wie Kuchen aussieht, und setze mich unmittelbar neben die Tür, ans Kopfende eines der vier langen Tische. Die Luft ist feucht und die Abendbrise, die über den See streicht, kann die Schwüle nicht wirklich vertreiben. Ich sehe verwundert, dass sich einige langärmlige Sachen und teilweise auch Strickjacken angezogen haben. Mir ist warm und mein T-Shirt ist mir sogar schon zu viel. *›Na ja, bei uns ist es ja viel kälter verglichen mit dieser Region … die Menschen hier haben offensichtlich ein anderes Kälteempfinden als ich es für gewöhnlich haben würde …‹*

Ferouse streift mit ihrer Hand meine Schulter, als sie den Raum betritt, anscheinend

ohne es zu merken. Ich schaue ihr dabei zu, wie sie sich etwas zu essen holt und wie sie sich danach, als ob es ganz selbstverständlich wäre, dann neben mich setzt. Aidah und Kasim, die ihr folgen, nehmen gegenüber von uns Platz. *›Wir sind ja schon irgendwie eine kleine Gruppe geworden‹,* denke ich und ich bin mir nicht so sicher, was ich davon halten soll. Ich finde es sehr angenehm, dass Ferouse offensichtlich meine Nähe sucht. Sie lehnt gerade sehr vertraut ihr Bein sanft an meins an. Zugegeben, das verunsichert mich etwas. Ich hätte eigentlich nichts dagegen nur mit ihr allein zu sein. Kasim und Aidah könnten ja auch gemeinsam irgendwo hingehen wollen. Ich schmunzele innerlich als Kasim die Stille unterbricht.

„Zu den Bojen ist mir noch was eingefallen“, sagt er eher in meine Richtung. „Der Transport und die Kommunikation hier in der Region werden mittlerweile nur über die Wasserstraße abgewickelt. Das hat dazu geführt, dass viele Straßen seit zwanzig Jahren nicht mehr genutzt werden und die Natur sich sogar die mit Asphalt versiegelten Flächen zurückholen konnte.“

„Ja, entlang des Volta-Sees leben nur noch wenige Gemeinschaften. Die Anzahl der Menschen, die hier leben, konnte mit der Zeit, im Kontext des natürlichen Gleichgewichts, auf ein erträgliches Maß verringert werden. Viele Siedlungen, egal ob Dorf oder Stadt, die weiter entfernt von dem Volta lagen, sind mit der Zeit absichtlich verlassen worden und die Vegetation hat den entstandenen menschenfreien Raum wieder eingenommen“, meint Ferouse dazu. „Das hat auch die Anzahl an Straßen, die tatsächlich gebraucht und genutzt werden, weiter reduziert. In der heutigen Zeit gibt es in den Wäldern rund um den Volta-See nur noch sehr wenige Transportwege, die mit Absicht auch nicht sehr stark befestigt sind und nur in außerordentlichen Situationen überhaupt verwendet werden“, fügt sie noch hinzu.

Ich höre ihr wie gebannt zu, allerdings, das ist mir mittlerweile ziemlich klar, definitiv nicht wegen dem, was sie sagt. *›Nicht gut, Mika, gar nicht gut …‹,* verpasse ich mir einen Denkzettel.

„Wie groß soll denn die Bevölkerung hier bleiben?“, frage ich neugierig. „In der großräumigen europäischen Region, aus der ich komme, sind es etwa acht Millionen Menschen. Früher haben auf derselben Fläche etwa achtzig Millionen gelebt, hat mein deutscher Opa mir erzählt.“

„Hier am Volta-See sollten es nicht mehr als zwei Millionen Menschen werden. Das hat sich in der jüngeren Vergangenheit auch bestätigt“, sagt Kasim. „Bei der Zählung der Bäume und Tiere können wir einen ständigen Anstieg feststellen, das ist

schön zu beobachten und ist vor allem der geringeren Anzahl von Menschen zu verdanken. Weniger Menschen brauchen weniger Garten- und Ackerfläche und so gibt es mehr Raum für alle andere Wesen, für die enorme Vielfalt an Arten, die hier eigentlich zuhause sein sollten. Hier lebten früher dreißig Millionen Menschen, mit ihren Dörfern, Gärten, Äckern, Straßen, Autos und Müll. Definitiv zu viel für diese Region."

Kasims Ton überrascht mich. Er klingt irgendwie verärgert, als ob er sich gerade mit jemandem streiten würde. Er scheint sein Leben in den Dienst der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Menschen und aller anderen Wesen gestellt zu haben. Ich kenne ihn zwar erst kurze Zeit, aber ich habe das Gefühl, ihn schon viel länger zu kennen. Vieles von dem, was er sagt, ist für mich selbstverständlich. Es scheint jedoch so zu sein, dass er andere Erfahrungen gemacht haben muss, wenn er sogar dann so argumentiert, wenn niemand zugegen ist, der ihm widerspricht.

„Die Rückgewinnung des Lebensraums durch die Natur funktioniert auch bei uns sehr gut", sage ich. „Besonders gut kann man bei uns das Zusammenwachsen von Wäldern zu immer größeren Waldflächen beobachten. Jedes Jahr finden wir immer mehr Plätze, an den die Wiesen von jungen Bäumen und Büschen wieder erobert wurden. Ich habe im Geschichtsstudium gelernt, dass früher sehr viel von der sogenannten Kulturlandschaft geschwärmt wurde. Damit war die Gestaltung der natürlichen Räume durch den Menschen für seinen eigenen Bedarf gemeint. Wälder wurden meist nur als Gebiete für die Forstwirtschaft, wie sie es nannten, beibehalten. Ansonsten gab es nur unendliche, entwaldete Flächen, die einer intensiven und zerstörerischen industriellen Agrarwirtschaft, auch so ein komischer Name, gewidmet waren. Bin echt froh, dass ich das nicht miterleben musste. Heute gibt es immer mehr Waldgebiete, in die die Menschen gar nicht, oder nur sehr selten in Ausnahmefällen, eindringen und dann nur mit sehr viel Vorsicht und Rücksicht für alle andere Wesen, die dort ihren Lebensraum haben."

„In den Geschichtsbüchern steht ja geschrieben, das Europa vor der Zeit der Menschen wohl Urwald war. Langsam scheint das wieder erreichbar zu werden", meint Aidah. „Hier, in der ganzen Region, ist die Situation ähnlich, aber die Regenerierung der Wälder verläuft unter den tropischen Bedingungen wesentlich schneller, zum Glück."

Sie legt ihren Kommunikator wieder auf den Tisch.

„Die Informationen zu Europa hab ich gerade im MultiNet gefunden", sagt sie und

lacht laut über sich selbst. „Ja! Ich wusste mir halt zu helfen."

Ich bemerke gerade die Blicke, die Kasim Aidah zuwirft und frage mich, ob ich Ferouse womöglich genauso anschaue. Ich drehe mich leicht in Richtung Türe und lasse meinen Blick über die Wasserfläche des Sees streifen, der langsam an uns vorbeigleitet. Es ist schon relativ dunkel geworden und ich bin müde. Das Bein von Ferouse ist immer noch an meines angelehnt und diese Berührung lässt mich ungewollt schaudern. *›Nanu …‹* Ich weiß echt nicht, was noch alles vor mir liegt, an Erfahrungen und Erlebnissen. Die Reise ist bisher definitiv nicht langweilig gewesen, aber mit alledem hatte ich bewusst nicht gerechnet. Die Abendbrise wird gerade etwas kühler und ich finde langsam auch, dass ich mir noch etwas überziehen sollte. Ich verschränke meine Arme um mich herum, als mich unerwartet ein leichtes Frösteln überfährt.

„Du scheinst schon sehr müde zu sein, Mika", höre ich Ferouses Stimme sehr nah und relativ leise, als ob das, was sie sagt, nur für mich bestimmt wäre.

Ich drehe mich zu ihr und schrecke zurück. Ihr Gesicht ist so nah an meinem, dass unsere Nasen sich fast berührt haben. Sie lächelt und schaut mich in einer mir bisher unbekannten Weise an. Ich ziehe mich einige Zentimeter zurück, um sie besser ansehen zu können. Schaue kurz zu Kasim und Aidah hin, aber die scheinen beide gerade sehr mit der Betrachtung des Abendhimmels beschäftigt zu sein, wobei Kasim sich auch sehr nah neben Aidah gesetzt hat. *›Hmm … was läuft denn hier ab?‹* Ich blicke wieder zu Ferouse, die sich in der Zwischenzeit keinen Deut wegbewegt hat und mich nach wie vor sehr intensiv anschaut.

„Ähm …", ist alles, was ich zu sagen schaffe, bevor ich einen Hustenanfall bekomme.

„Na, na!", lacht Ferouse und klopft mir dabei leicht auf den Rücken „Trink mal was, dann wird es besser …", fügt sie hinzu und entfernt sich ihrerseits auch etwas von mir, ihr Bein jedoch weiterhin an meins angelehnt. „Ich hoffe, dass nicht mein Gesicht für dein Erschrecken verantwortlich ist, oder?", meint sie und ihre Augen glitzern im Halbschatten des Raumes.

„Nein, nein, nicht doch …", schaffe ich zu artikulieren und versuche noch zittrig einen Schluck Wasser zu trinken.

›Ich benehme mich wie ein Idiot …‹

„Du hast recht …", beeile ich mich etwas Sinnvolles zu sagen, „ich bin in der Tat

müde und merke, dass es auch unerwartet kühler geworden ist. Es fröstelt mich gerade.“

Ferouse lächelt weiterhin, ohne sich zu bewegen, und sagt sehr leise, sodass nur ich sie hören kann.

„Dann musst du wohl schlafen, nicht wahr? Es ist ein langer Tag gewesen … mir ist auch nach Erholung, aber ich habe noch einiges zu besprechen mit Inga und Adama, du weißt, für morgen und die Weiterfahrt …“

Ihre Stimme ist sehr angenehm und ihr Ton sehr friedlich und vertraut. Ich hab keine Ahnung was ich nun machen soll. Sie überrascht mich andauernd. Ich kann sie nicht wirklich einschätzen und möchte mir gerade auch keine Gedanken darüber machen, was das jetzt ist, oder sein könnte. Ich schaue ihr in die Augen und sie blickt sehr entspannt zurück, langsam blinzelnd. *›Es geht mir dabei gut, ja, es fühlt sich so gut an …‹*

„Ja, ich denke auch“, flüstere ich mit etwas heiserer Stimme, „ich sollte die Koje aufsuchen und mich mal für die Nacht hinlegen … Morgen ist auch noch ein Tag, nicht wahr?“, lächele ich ihr zu und fühle mich gerade etwas sicherer.

„Ja, eine gute Idee“, höre ich sie sagen. „Dann sehen wir uns morgen wieder, in aller Frühe, beim Frühstück, ja?“, ergänzt sie und ich spüre endlich wie ihr Bein sich von meinem entfernt.

„Ja, bis morgen“, erwidere ich und stehe dann auch auf.

Kasim und Aidah haben sich zu mir gedreht und schauen mich fragend an.

„Was ist? Wo willst du hin?“, fragt Kasim.

„Ich denke, ich werde mal schlafen gehen. Mir reicht es gerade. Ich brauche etwas Ruhe“, murmle ich und verlasse langsam den Raum, ohne auf weitere Kommentare zu warten.

„Gute Nacht!“, höre ich Ferouse noch hinter mir.

Ich schaue nicht mehr zu Ferouse rüber und verabschiede mich auch nicht weiter. Das ist nicht notwendig, spüre ich. Ich habe ja auch das Gefühl, dass wir beide heute Abend extrem viel miteinander gesprochen haben, aber ganz ohne Worte und in einer Sprache, die mir aber intuitiv sehr vertraut ist.

Kete Krachi - Makongo

Zwischenfall in Kete Krachi

Das Morgenlicht sticht in meine Augen. Die Luft ist frisch und feucht und es ist etwas windig. Ich höre, wie das Leben an Bord wieder Fahrt aufnimmt. *›Ich sollte etwas essen …‹* Ich steige mit einer einzigen Bewegung aus meiner Hängematte heraus und bin selbst von meiner Gelenkigkeit überrascht. Kasim ist schon weg. Im Speiseraum ist Hochbetrieb. Ich schaue mich um, kann Ferouse aber nicht sehen. Aidah und Kasim sitzen am selben Tisch wie gestern Abend und unterhalten sich sehr intensiv. Ich setze mich hin und lasse mir das Frühstück schmecken.

„Guten Morgen, Mika“, höre ich Adamas Stimme, „kann ich mit dir rechnen, wenn wir gleich in Kete Krachi anlegen? Es werden noch Trägerelemente zugeladen, die fürs Projekt benötigt werden. Die Ladeliste findest du im MultiNet, unter Projektdaten. Du hast schon einen Zugang bekommen, oder? Könntest du dann die Vollständigkeit der Lieferung überprüfen, bitte.“ fügt er hinzu und seine Stimme hört sich so an, als ob er weglaufen würde.

„Guten Morgen …“, antworte ich in seine Richtung, etwas überwältigt von seinem Wortschwall. „Ja, das kann ich gerne tun, ich hatte mich schon gewundert, worauf die neue Anlage montiert werden soll …“, folgere ich noch, bevor ich merke, dass er

gar nicht mehr da ist.

›Was Ferouse wohl gerade macht?‹ Denke ich und bin verwundert darüber, dass ich es denke. Die Fähre nimmt bereits Kurs Richtung Anlegestelle. Das Ufer ist mit Sand bedeckt und ein paar Palmen säumen den schmalen Strand. Im Hintergrund stehen ein paar Hütten und dichter Wald. Auf dem hölzernen Steg haben sich eine Handvoll Leute versammelt und winken uns lächelnd zu. Diese Art der Begrüßung ist anscheinend Sitte hier. Im Wasser vor uns huscht ein langer Schatten vorbei.

„Leute, Vorsicht, wir haben gerade ein Krokodil gesichtet. Normalerweise scheuen die Menschenansammlungen, aber man kann ja nie wissen“, sagt der Steuermann.

Auch die Leute am Steg haben augenscheinlich mitbekommen, was da im Wasser vorgeht. Sie lachen und deuten uns an einfach anzulegen.

„Kommt, das Krokodil ist wieder verschwunden. Es verirrt sich hier manchmal. Aber es passiert nichts“, ruft einer vom Ufer zu uns hinüber. „Werft mal Eure Leine zu uns, dann können wir den Kahn festmachen.“

„Danke!“, ruft der Steuermann zurück. „Aber das machen wir schon selbst. Kasim, nimm dir bitte die Leine, die im Bug liegt, und springe über, wenn ich die Fähre am Steg stoppe! Dann mach uns bitte an dem Poller fest.“

„Geht klar!“, bestätigt Kasim und eilt zum Bug des Kahns.

Mit einem sanften Ruck bleibt die Fähre stehen und Kasim kann ganz einfach einen Schritt an Land machen. Ich sehe, dass sich alle kurz und freundlich begrüßen. Es werden eine ganze Menge Kisten umgeladen, deren Inhalt ich nicht erkennen kann. Ich wende mich meiner Aufgabe zu und prüfe den Inhalt der Boxen mit den Trägerelementen. Laut Ladeliste ist alles an seiner Stelle, soweit ich es erkennen kann.

„Alles komplett“, sage ich zu Adama, der sich zu mir gesellt.

„Gut“, meint er und schaut mich kurz an. „Wenn alles da ist, dann könnten wir zügig zu unserem nächsten Ziel weiterfahren …“, fügt er noch hinzu und entfernt sich wieder.

Ich kann seinen Blick nicht wirklich deuten. Ich schaue ihm nach, wie er sich Inga nähert und, während er ständig auf seinen Kommunikator schaut und mit ihr ein aufgeregtes Gespräch anfängt. Es scheint, dass doch etwas nicht ganz in Ordnung ist, aber ich habe keine Ahnung worum es geht. Ich gehe wieder an Bord und sorge dafür, dass die Boxen gut gesichert werden. Ich weiß nicht wirklich, was das für Bauelemente sein sollten, und auch nicht, wie sie in dem Zusammenhang des Bewässe-

rungsprojekts einzuordnen wären.

Ich merke, dass ich mich leider noch viel zu wenig mit den Details des Projektes, zu dem ich gerade unterwegs bin, beschäftigt habe … Und ich bin jetzt mit den Menschen zusammen, mit denen ich in den nächsten Monaten gemeinsam arbeiten werde. *›Sie erwarten bestimmt von mir, dass ich Bescheid weiß. So wie Adama vorhin, als er selbstverständlich annahm, dass ich genau weiß, was bei den Boxen zu prüfen ist …‹* Zum Glück habe ich die Liste schnell gefunden und die Anzahl der Träger hat auch gestimmt. Aber ich fühle mich wie der Blinde, der über Farben Bescheid wissen sollte. *›Es ist mir klar, dass ich das jetzt ganz schnell nachholen muss. Nur wann? Alle wissen um was es geht und tun was ansteht, aber ich? Ich muss erst noch alles nachlesen …?‹* Der Gedanke lässt mich nicht los. Gerade scheint noch unklar zu sein, ob und wann genau wir weiterfahren. Ich schleiche mich kurzerhand in die Schlafkabine. Die Tür lasse ich leicht angelehnt. Die Projektakte liefert mir eine Beschreibung des Zwecks, da gibt es auch Baupläne, und zwar eine ganze Menge. Es wird nicht leicht sein, das alles schnell aufzunehmen. *›Was habe ich bloß bis jetzt die ganze Zeit gemacht? … Mist, ich brauche Hilfe, definitiv!‹*

An Deck ist noch niemand. Alle sind wohl noch an Land, oder auf der hölzernen Plattform der Anlegestelle. Adama und Inga reden leise, Kopf an Kopf über Adamas Kommunikator gebeugt. Kasim und noch ein anderer junger Mann hantieren mit einigen großen, aber offensichtlich leichten Säcken herum. Aidah schreibt etwas auf ein Blatt Papier, dass auf ein Holztablett geklemmt ist und scheint dabei Kasim zu beobachten und im Kopf zu rechnen … *›Fehlt da nicht was?‹* Schwirrt eine Frage durch meinen Kopf. *›Wo ist Ferouse nur abgeblieben. Heute habe ich sie noch nicht gesehen …‹,* fällt mir plötzlich ein. Ich steige vom Deck runter auf die Plattform und weiß gerade nicht viel mit mir anzufangen, als Adama mich sofort in Beschlag nimmt.

„Da bist du ja, Mika, komm bitte schnell, wir brauchen deine Hilfe …“, höre ich den Befehl.

›Das hat mir gerade noch gefehlt! jetzt wird es brenzlig …‹, murmle ich vor mich hin und winke Adama zu.

„Komme!“

„Es fehlen noch die Abstandshalter für die Träger …“, höre ich Adama zu Inga sagen. „Die sind nirgendwo … Mika hat die Boxen überprüft …“, und dann zu mir, „Mika, außer den Trägerelementen war in den Boxen nichts sonst beigepackt, oder?“,

fragt er und ich fühle mich, als ob er mich anklagen würde.

„Nein …“, stottere ich unbeholfen, denn ich hatte eigentlich nach nichts anderem in den Boxen Ausschau gehalten. Ich hatte nur die Träger gezählt und sonst nichts *›… Mist, Kacke, Mist …‹,* denke ich während ich nach einem Ausweg suche, der mir, zum Glück auch einfällt. „Ich kann das ja, zur Sicherheit, noch mal nachprüfen …“, fange ich an vorzuschlagen.

„Ja, bitte, aber schnell …“, antwortet Adama, ohne mich anzusehen.

In einigen Schritten bin ich wieder bei den Boxen und schaue aufmerksam zwischen die Holzlatten der Schutzwände. In der Tat sehe ich auf dem Boden der Palette, zwischen den Stapeln von Trägerelementen, weitere kleine Holzkisten, deren Markierung sie als Abstandshalter identifizieren. Die sind auch auf der Liste der Bauelemente vorhanden, aber erst am Ende, unter Zubehör.

„Ich habe noch Kisten mit Abstandshaltern zwischen den Trägern gefunden!“, rufe ich Adama zu.

Der schaut mich an, ohne zu blinzeln, und sagt trocken in Richtung Inga:

„Ah, da sind sie ja plötzlich …“

Inga hebt ihr Blick und schaut mich nun auch an. Ich habe das Gefühl, dass die beiden mich nun stundenlang angestarrt haben, als mich die Stimme Adamas wieder einholt.

„Hast du das vorher nicht gesehen? Oder warum hattest du sie nicht auf der Liste abgehakt?“, fragt er mit ruhiger Stimme und ich weiß, dass ich am besten die Wahrheit sagen soll.

„Ich wusste nicht, dass sie drin sein sollten …“, fange ich unsicher an. „Ich kenne mich noch nicht mit den Details des Projekts aus und habe noch keine Ahnung, was zu den Bauelementen gehört und wo es später eingebaut werden soll …“, folgere ich mit dem Blick auf meinen Kommunikator, als ob das Gerät irgendwie bei meiner Unwissenheit hätte helfen können, aber das tat es erwartungsgemäß nicht.

Ich spüre, dass Adama sich entspannt und sehe wie er seinen Kommunikator in die Tasche steckt. Er schaut Inga bedeutungsvoll an und dreht sich dann erneut zu mir.

„Mein Fehler, Mika“, fängt er, für mich überraschend, an. Ich hätte mir denken müssen, dass du noch nicht alles wissen kannst. Ich habe gesehen, wie selbstsicher du die ganze Zeit mitgemacht hast und habe fälschlicherweise angenommen, dass

du über alles und jedes Detail Bescheid weißt. Dem ist aber offensichtlich nicht so und das hätte ich wissen müssen. Ich meine, ich hätte den Inhalt der Kisten kennen und über die Abstandshalter Bescheid wissen müssen, aber nicht du. Ich hätte dir sagen müssen, wonach du Ausschau halten solltest, sodass du es überprüfen konntest. Es tut mir leid für die Aufregung“, schließt er seine Erklärung ab.

Ich habe das nicht erwartet und bin erleichtert. Aber ganz unschuldig bin ich auch nicht. Und ich fühle mich nicht wirklich wohl bei dem Gedanken. Adama steigt an Deck und verschwindet zwischen den Boxen.

„Es ist zum Glück alles da“, höre ich Inga sagen. „Wir können weiter.“

Sie schaut sich um und spricht dann Aidah an.

„Sind bereits alle an Bord? Oder ist Ferouse noch nicht zurück?“

›Da ist sie wieder, Ferouse, oder, besser gesagt, da ist sie ja noch nicht …‹ Ich bin nicht glücklich mit dieser Situation. Ich habe das Gefühl, irgendwie das Vertrauen dieser Leute verspielt zu haben. Ich weiß nicht, was ich sagen sollte und hab gerade ein ziemlich mulmiges Gefühl im Bauch. Ich schaue mir den langen Kahn an, mit den vielen geladenen Boxen, und würde gerne noch was tun, damit alles wieder gut wird. *›Vielleicht spielt sich das ja alles nur in meinem Kopf ab …?‹*

„Kommst du auch mit an Bord, Mika?“, höre ich Ingas Stimme, direkt hinter mir, und schrecke kurz zurück. „Entspann dich, junger Mann“, lacht sie und fasst mich freundlich an der Schulter, „du bist weder der erste, noch der letzte Neuling, der diese spezielle Adama-Erfahrung macht …“, flüstert sie mir leise ins Ohr und schaut mich lächelnd an. „Alles ist gut und du hast nichts falsch gemacht. Aber du musst wissen, dass Adama sehr hohe Ansprüche an seine Kollegen stellt und jede und jeden auf Herz und Nieren prüfen möchte, bevor er mit jemandem zusammen arbeitet …“, sagt sie und geht dann an Bord.

›Ach so, na dann … ist noch mal gut gegangen, aber meine Wissenslücken muss ich doch noch schließen, und zwar schnell …‹, denke ich noch, während ich auch an Bord gehe. *›Aber wo ist nur Ferouse?‹* Ich sehe sie und ein kleines Mädchen vor dem Steuerstand stehen und mit dem Kapitän sprechen. Inga und Aidah sind auch da. Ich nähere mich unauffällig, aber definitiv neugierig.

„Nun, da Ferouse und Tanisha beide an Bord sind, können wir unsere Fahrt fortsetzen“, beschließt Inga gerade.

„Danke, dass ich bis Tamale mitfahren kann. Ich will meine Großeltern dort besu-

chen“, höre ich die Kleine sagen.

Der Kapitän schaut das Mädchen an und nickt ihr freundlich zu. Ferouse nimmt Tanishas Hand und beide verschwinden zwischen den großen Boxen in Richtung Kabinen. Der Kahn hat mit Hilfe von Kasim wieder abgelegt und der Kapitän steuert durch die von Bojen markierte Fahrrinne. Die Leute an Land winken uns noch lange zu. Ich winke auch zurück, bis hinter der nächsten Biegung nur noch Wald zu sehen ist.

Ich fühle mich etwas erschöpft. Adamas Aufgabe für mich und mein offensichtliches Versagen, machen mir etwas zu schaffen. Nach der ganzen Aufregung möchte ich am liebsten alleine sein. Ich finde einen Platz am Bug des Kahns, wo sonst keiner sitzt und ziehe meinen Kommunikator heraus, um so zu tun, als ob ich beschäftigt wäre und hoffe, für eine Zeitlang ungestört zu bleiben. Ein bisschen lesen wird für Ablenkung sorgen. Ich versuche es mal in Ethans Notizbüchern mit einer allgemeinen Abfrage nach »Ernährung« und »Gemeinschaft«. Während das Archiv durchsucht wird, schließe ich meine Augen. Das tut gut und es hilft mir auch besser abschalten zu können. Ich spüre die Vibrationen des Elektromotors, den leichten, warmen Wind auf meiner Haut, ich höre das Rascheln der Blätter am Ufer, das Plätschern des Wassers am Rumpf des Kahns. Ich könnte glatt einschlafen, wenn die Stimmen der anderen nicht so laut wären und ich mich nicht dafür schämen würde, einfach so ein Nickerchen machen zu wollen.

Ein leiser Piepton erinnert mich an die abgesetzte Abfrage, die offensichtlich gerade etwas geliefert hat. Zwei Einträge sprechen mich gerade an.

> *27. März 2034*
>
> *Es ist wieder soweit. Wir müssen hier weg. Gestern sind diese Banditen hier in der Straße gewesen und ich habe das Gefühl, dass wir nur um eine Haaresbreite davon gekommen sind, dass sie nicht auch bei uns einbrechen und Unheil anrichten … Das Wenige, was wir noch an Lebensmitteln haben ist mittlerweile so wertvoll, dass sie alles riskieren und zu allem bereit sind, um es zu bekommen. Es ist schockierend, dass das genau die Menschen tun, die uns angeblich beschützen sollen. Sie nutzen ihre Gewalt, ihre Waffen und ihre Fahrzeuge um uns auch noch dem zu berauben, was wir uns selbst erarbeitet haben … oder sie wollen uns zwingen, für sie wie Sklaven zu arbeiten. Denn Hilfe von der Regierung, von der das Militär offen-*

sichtlich profitiert, kam bei uns nie an … Aber was wundert mich das … als ob das, systemisch gesehen, nicht schon von Anfang an klar war. Bin froh, dass Noram ihnen entwischen konnte. Ansonsten wäre er auch »zur Arbeit mobilisiert« worden, wie sie es nennen, und mit Gewalt zur Arbeit »motiviert« worden, wie alle, die sie gefangen nahmen und in die Lkws gepfercht hatten. So einfach sich auf offener Straße zu bewegen ist schon sehr riskant geworden.

Dieses Mittel der »Mobilisierung« ist ja jahrtausendealt und ich hätte es viel früher voraussehen können. Ich bin einfach auch auf mich selbst sauer, dass ich mir nicht schon viel früher um einen geeigneten Fluchtweg Gedanken gemacht hatte. Diese Region ist, allein durch ihre Lage, viel zu gefährlich geworden. Andererseits ist klar, dass sie ja auch selbst nur Menschen sind, die offensichtlich hungern … aber es geht ja auch anders, etwa so, wie wir hier, seit einiger Zeit gemeinsam miteinander umgehen und leben. Aber die Macht, die noch da ist, verführt zur Gewalt. Warum kooperieren, wenn man sich einfach mit Gewalt das nehmen kann, was noch da ist. Und wer sich ihnen widersetzt, der stirbt.

Noram, der ja viel unterwegs ist, meint, dass nun die alten Friedhöfe wegen Überfüllung nicht mehr genutzt würden, sondern Massengräber zur Bestattung dienen, teils auch mitten in den Städten. Jemand räumt anscheinend ab und an die Leichname weg. Die Menschen sterben ja mittlerweile wie die Fliegen.

»Nach Süden gehen«, das wollten wohl viele dieser Leute, die vor einigen Tagen bei uns vorbeikamen. Es ging ihnen aber nicht wirklich gut und wir konnten ihnen bedauerlicherweise nicht wirklich etwas Vernünftiges mitgeben. In den Schwarzwald wollten sie, dort sollte es in den Tälern noch Orte geben, die geschützter und etwas abseits liegen. Ich weiß nicht. Es ist eine sehr lange und gefährliche Reise … aber ich sehe momentan auch keine echte Alternative. Leider.

Wir müssen endlich hier von weg. Irgendwohin, wo wir in Ruhe leben können. Vielleicht auch anders leben, als wir bisher miteinander gelebt haben. Das ist möglich. Das erleben wir ja hier auch, trotz der

Not. Wir helfen uns gegenseitig, wo es nur geht. Einige von uns sind gestorben, entweder verhungert oder krank, aber lange nicht so viele wie in den Städten, die es ohne Gärten versucht hatten … Aber gerade die Gärten machen uns hier jetzt zur Zielscheibe …

Ich muss das nochmal genauer durchdenken. Vor allem der Begriff »Militär« kommt mir im Zusammenhang mit Nahrungsversorgung recht befremdlich vor. Das liegt auch bestimmt daran, dass ich über »Militär« und »Armeen« nur in den Geschichtsbüchern gelesen hatte. Ich bekomme zu diesem Begriff, trotzt der teilweise sehr ausführlichen Beschreibungen, kein klares Bild erfasst. Allein die Vorstellung, dass Menschen sich solchen »Armeen« angeschlossen hatten, ist schwierig nachzuvollziehen. »Armeen«, die speziell von Menschen geführt und unterhalten wurden, um wiederum sogar den Menschen Gewalt anzutun, die sie mit Nahrung versorgt hatten. In Ethans Notizen kommt es sehr oft vor, dass über »Militär« und »Armeeangehörige« Fakten und Geschehnisse festgehalten wurden, die kein gutes Licht auf diese Organisationen werfen. Es hat sie gegeben, offensichtlich, und, auch wenn ich sie mir nicht wirklich vorstellen kann, bin ich trotzdem innerlich sehr froh, dass ich in der Zeit, in der sie noch existierten, nicht dabei war.

12. Dezember 2037

Die Winterzeit lässt uns im wahrsten Sinne des Wortes aufatmen. Was im letzten Sommer überhaupt angebaut und geerntet werden konnte, ist in unseren Speisekammern gelagert und wir müssen sehen, dass die angelegten Vorräte bis zum Frühling für uns alle reichen.

In unserer Gegend haben wir bis jetzt fast zwanzig kleine Gemeinschaften identifiziert. Einige der Gemeinschaften hatten Noram und ich bereits besucht. Wir versuchen sie von den Vorteilen der lokalen und regionalen Vernetzung zu überzeugen. Es fehlt nach dem bisher Erlebten an vielen Stellen das Vertrauen, was wir gut nachvollziehen können. Da es auch oft an technischer Ausrüstung fehlt, können viele dieser Gemeinschaften nicht sofort in unsere vernetzte Kommunikation eingebunden werden. Noram sucht in jeder Gemeinschaft wenigstens einen Menschen, der sich zutraut, sich das Wissen über die Kommunikationstechnik anzueignen. Er unterstreicht die Wichtigkeit

der eigenen lokalen technischen Verantwortung, denn, wenn ein Problem auftritt, kann es im schlimmsten Fall Wochen dauern, bis von einer anderen Gemeinschaft technische Hilfe geleistet werden kann.

Ich bin erstaunt und begeistert mit welcher Geduld und Empathie Noram sich den Menschen nähern kann. Das kann er nur von Adina geerbt haben … er klärt dann mit der jeweiligen Person, wonach genau gesucht werden muss und was noch anzuschaffen wäre, um an das bestehende, aber noch lose Kommunikationsnetzwerk angeschlossen werden zu können. Meist fehlt den kleinen Gemeinschaften ein geeignetes Funkgerät und die sind mittlerweile Mangelware geworden.

Die Wetterlage hat sich inzwischen weitestgehend stabilisiert, die Kälteperioden fallen nun nicht mehr so lang und so frostig aus. Aber das kalte und feuchte Wetter birgt, bei der noch spärlichen Ernährung, stets die Gefahr einer Erkrankung. Noram und ich sind unterwegs sehr vorsichtig, um uns nicht mit irgendwas anzustecken und diese Krankheiten dann auch noch nach Hause mitzunehmen.

Adina und ich haben lange darüber gesprochen, wie die Entstehung und Organisation von weiteren Gemeinschaften zu fördern ist. Wir sind nicht die einzigen, die uns mit dem Thema beschäftigen. In meiner Wahrnehmung haben sich die meisten Gemeinschaften, die wir besucht haben, rund um eine Kernfamilie formiert, die bereits einen geeigneten Zufluchtsort gefunden hatte und dann weitere Menschen aufnehmen konnte. Einige Gemeinschaften sind jedoch aus zufällig zusammengekommenen Menschen entstanden.

Diese Muster habe ich auch in einem der letzten Funktreffs angesprochen und zumindest aus dem europäischen Raum einige Bestätigungen bekommen, dass diese Beobachtung auch anderorts gemacht wurden. Die Meinungen, ob die eine, oder die andere Variante besser, oder geeigneter für Gemeinschaftsbildung wäre, sind jedoch unterschiedlich. Unsere Erfahrung in Walzbachtal ist eher heterogen, denn die Menschen, denen der Gutshof mal gehört hat, sind inzwischen bereits verstorben und wir können zurecht behaupten, dass

wir ein wild zusammengewürfelter Haufen sind und, dass es ein kleines Wunder ist, dass wir trotz der Unterschiedlichkeiten so harmonisch miteinander umgehen. Es kann natürlich mit der speziellen Situation zu tun haben, dass dies bis jetzt möglich war. Aber wir haben gemeinsam bereits eine ganze Menge Schwierigkeiten gemeistert und das Sprichwort besagt, dass Menschen in schweren Zeiten ihr wahres Gesicht zeigen … kann also nur noch besser werden, hoffe ich.

Ein ständiges Problem ist die Versorgung mit Medikamenten. Die ist zunehmend schwerer, wenn überhaupt möglich. Gut ist, dass wir Menschen uns nun gezwungen sehen, unser Wissen über Heilpflanzen aufzufrischen. Wir haben in fast jeder besuchten Gemeinschaft zumindest einen Menschen gefunden, der sich wenigstens etwas mit Kräutern auskennt. Einige haben auch erzählt, dass sie auch in den Gärten bewusst Heilpflanzen gesät haben und uns ihre Kräuterapotheken gezeigt. Unsere Andrea hat sogar selbst eine der Kräuterfrauen in der Nähe besucht, um sich mit ihr auszutauschen.

Die Einstellung zur eigenen Lebensweise scheint sich langsam auch zu verändern. Wie bei uns, werden in den Gemeinschaften, die wir bisher kennen, nur sehr wenige Tiere gehalten. Die selten gewordenen Hühner, Schafe und Kühe werden nun nicht mehr so leicht geschlachtet. Ich meine ein neues Empfinden bezüglich der Tierhaltung und mehr für eine vegetarische Ernährung in den Gesprächen wahrzunehmen. In den Funktreffen gibt es immer öfter das Thema »Fleischkonsum« und es wird nicht nur in den Gemeinschaften auf dem ehemaligen EU-Gebiet besprochen, sondern auch in anderen Gemeinschaften auf der ganzen Welt.

Zum Glück lebe ich heute in der Zeit nach der Großen Transformation. Ich erlebe den Traum meines Uropas als meine Realität. Ich muss mir jedoch, jedes Mal, wenn ich seine Notizen lese, mir immer wieder klarmachen, dass es eine Zeit gab, in der für viele Menschen die heutige Wirklichkeit nur ein Wunsch war. Es war nur ein unsicheres Unterfangen, dass erst nur wenige Menschen umzusetzen versucht hatten, und das schließlich die Zeitspanne einer ganzen Generation vergehen musste, bis ein nachhaltiger Entwicklungsstand erreicht wurde.

Es macht mich gerade sehr nachdenklich und ich spüre intuitiv einen großen Respekt und Dankbarkeit dafür, das ich mir heute hier, auf einem Kahn auf dem Volta, inmitten mir eigentlich noch völlig fremder Menschen, wegen meiner Sicherheit überhaupt keine Gedanken machen muss. Ich kann nicht behaupten, dass ich verstehe, was gerade mit mir passiert. Es fühlt sich aber gut an.

Stopp in Old Makongo

Der Kapitän und sein Kollege diskutieren etwas aufgeregt. *›Was sind die nur so hektisch? Die ganze Fahrt über waren sie sehr ruhig und besonnen...‹,* denke ich und beobachte weiter. Da sie sehr laut sprechen und ein dem Übersetzer bekannten Dialekt verwenden, kann ich sogar verstehen worüber sie sich unterhalten. Die Männer besprechen sehr intensiv was in Old Makongo, als neue Fracht für ihren Rückweg nach Akosombo zu erwarten sei und warum sie zwei Tage Pause einlegen müssen. Der Kommunikator des Kapitäns piepst laut und die Nachricht sorgt bei den beiden offensichtlich für mehr Klarheit. Die Rückfahrt findet wohl erst in einer Woche statt und beide entspannen sich wieder.

Ich finde es sehr interessant und spannend, die Abwicklung der hiesigen Logistik praktisch hautnah zu erleben. *›Vor allem, wenn ich sonst nichts zu tun habe...‹* Vor uns weitet sich die Wasserfläche etwas und am Ufer wechseln sich sandige und bewaldete Flächen ab.

„An Backbord sind die verlassenen Gebäude der ehemaligen Siedlung Yeji zu erahnen“, sagt der Kapitän an mich gerichtet und zeigt mit ausgestrecktem Arm Richtung Süden. „Und am Nordufer, an Steuerbord, taucht dann gleich die Anlegestelle von Old Makongo auf.“

„Unsere Reise über den Volta-Stausee ist wohl bald beendet …“, höre ich Kasims Stimme hinter mir.

›Dann habe ich wohl etwas länger wieder festen Boden unter den Füßen‹, freue ich mich. Mein Kommunikator zeigt, dass es auf der Straße nach Tamale wohl mit Bus für uns und Tieflader für unsere Fracht weitergehen wird. Adama und Inga haben sich nun auch zu uns gesellt und Inga gibt Zeichen, dass alle Ihre Aufmerksamkeit auf sie richten sollen.

„Hallo zusammen, in Old Makongo müssen wir unsere Fracht vom Schiff auf einen

Tieflader umladen. Bitte alle mit anzupacken. Danke!“

„Und denkt dran nichts Persönliches auf dem Schiff zu lassen!“, ergänzt Adama. „Ich persönlich vergesse immer gerne mein Ladegerät und muss dann umständlich ein Neues replizieren.“

Ich folge Kasim in Richtung der Kojen. Am Ufer flattert ein großer Wasservogel und fliegt dann elegant über die Büsche ins Hinterland. Ich packe mit wenigen Handgriffen meine Sachen in den Rucksack und schaue mich aufmerksam um, um wirklich auch nichts zu vergessen.

„Wir tauschen nachher aber die Hubwagen, ich nehme diesmal den Leichtgängigen!“, meint Kasim zu mir und lacht laut auf.

„Mal sehen, wer der Schnellere ist …“, schaue ich ihn schmunzelnd an.

Aidah, Tanisha und Ferouse begegnen uns auf dem Weg zur Bugklappe. Sie haben auch bereits ihre Sachen dabei. Ferouse trägt offensichtlich auch Tanishas Rucksack, denn das Mädchen ist, wie es sich herausgestellt hat, Ferouses Nichte. Sie spielt gerade mit Aidah.

„Wir haben mit Tanisha beschlossen, ganz hinten in der letzten Reihe im Bus zu sitzen …“, sagt Aidah und lächelt. „Da haben wir dann ein wachsames Auge auf die anderen.“

„Genau“, sagt Tanisha und schaut uns fröhlich an, „… Und wir bekommen so von der Fahrt am meisten mit!“

In Old Makongo gibt es offensichtlich auch keinen Steg zum Anlegen. Die Straße verschwindet einfach im Wasser und der Kahn fährt relativ schnell mit heruntergeklappter Bugklappe auf die Straße zu. Meine Hand schnellt reflexartig zu Tanishas Schulter, die das Gleichgewicht zu verlieren scheint, als der Kahn das Ufer erreicht.

„Entschuldigung“, sagt sie etwas zurückhaltend.

„Kein Problem!“, erwidere ich und lächle sie an.

Wenige Schritte und wir sind alle sicher an Land. Die Straße, an der wir angelegt haben, ist von Solaranlagen gesäumt. Ein größerer Bus und der Tieflader sind noch an den Ladestationen abgestellt. Einige Leute erwarten uns schon. Einer fährt den Tieflader vor. Wir fangen an die Fracht des Kahns zu verladen. Kasim und ich arbeiten bereits wie ein gutes Team. Wir sichern alles gemeinsam und sorgfältig gegen mögliches Verrutschen. Die zerbrechlich wirkenden Sonnenkollektoren werden als Letztes

geladen. Sie sind zwar gut verpackt und haben auch bisher den Transport schadlos überstanden, aber Adama prüft deren sicheren Halt trotzdem zweimal. *›Er scheint also der Perfektionist zu sein‹,* überlege ich während seiner Inspektion. *›Das kann in der Projektarbeit noch ganz lustig werden …‹* Wir fahren die Hubwagen zurück auf den Kahn. Der Abschied von den Kahnführern ist kurz aber herzlich. Die ganze Projektmannschaft geht jetzt an Land und wir versammeln uns am Bus.

Mein Kommunikator summt und ich sehe einige Nachrichten. Eine ist von Ajola. *›Ups …‹* Ich spüre ein Ziehen im Herzen und es wird mir klar, dass ich mich schon sehr lange nicht mehr bei ihr gemeldet hatte. *›Ich habe mich eigentlich bei niemandem mehr gemeldet …‹,* flüstert ein etwas verlegener Gedanke, den ich schnell zur Seite zu wischen versuche. Ich bin im Moment so sehr mit all dem beschäftigt, was gerade um mich herum passiert, dass mir einfach nicht danach ist, Nachrichten an meine Familie, oder Freunde, oder gar Ajola zu senden. Ich merke gerade deutlich, dass ich Ajola wie eine Freundin betrachte, jedoch nicht als »meine« Freundin. *›… War sie das schon mal?‹,* frage ich mich und schrecke etwas vor dem Gedanken zurück. Die Erinnerung unserer letzten Tage vor meiner Abreise überkommt mich augenblicklich. *›… Ja, da war was, nicht wahr? … Und warum ist das gerade nicht mehr da?‹*

„Steigst du ein? Oder was tust du gerade hier in der Tür?“

Kasim schaut mich fragend an und hinter ihm die ganze Gruppe, die auch mit dem Bus mitfahren wollen. Ich blockiere tatsächlich die Bustür und somit den Zugang. Ich mache einen Schritt zur Seite und der Kommunikator fällt mir aus der Hand, als mein Rücken unerwartet gegen etwas weiches stößt.

„Hey, pass doch auf! Da ist noch jemand hinter dir!“, höre ich Ferouses Stimme und dann ihr Lachen. „Wo bist du mit deinen Gedanken, lieber Mika? Bei uns bist du damit auf jedenfalls nicht!“, stellt sie fest und huscht dann mit einer grazilen Bewegung an mir vorbei und rein in den Bus.

Ich muss wohl sehr verwirrt aussehen, denn alle, die an mir vorbeikommen, schauen mich verstohlen an, als ob sie sich gerade das Lachen verbieten würden. Ich sammle den Kommunikator aus dem Staub, tue so, als ob nichts gewesen wäre, und gehe noch einige Schritte zur Seite. Ich wische den Bildschirm des Kommunikators sauber und versuche mich auf das Lesen der Nachrichtenliste zu konzentrieren. Ich weiß jetzt schon, dass ich Ajola und auch meinen Eltern einiges an Reiseinformationen schulde. Vielleicht während der Fahrt, wenn ich etwas mehr Ruhe habe. Da Ferouse, Tanisha und Aidah offensichtlich alleine in der letzten Sitzreihe sein wollen, sitze ich

nun neben Kasim und muss nur ihn vom neugierigen Mitlesen meiner Nachrichten bewahren. *›Die Frage ist allerdings, was ich wohl schreiben soll?‹*

Ich wechsele geistesabwesend zwischen mehreren offenen Apps des Kommunikators. Ich schließe einige, die ich gerade jetzt, auf der Busfahrt, nicht mehr brauche. Ich versuche mich wohl abzulenken, um mich nicht mit dem Verfassen von Texten an jene, die ein Lebenszeichen von mir erwarten, beschäftigen zu müssen. Die Wahrheit ist, dass ich keine Lust dazu habe. Nein, es geht nicht um Lust. Ich bin einfach noch nicht so weit, mich denen zu offenbaren. Ich erlebe gerade so vieles, so unterschiedliches und zum Teil verwirrendes für mich, und ich weiß einfach nicht, wie ich das in Worte fassen sollte, um nicht missverstanden zu werden.

Die Archiv-App ist noch offen und zeigt die Auflistung der Ergebnisse der letzten Abfrage. Es geht hauptsächlich um Gemeinschaften und die Entstehung der heutigen Kommunikationsinfrastruktur.

> *17. April 2041*
>
> *Es ist eine Wonne durch unsere Streuobstwiese spazieren zu können. Die Kirschbäume tragen jetzt viele weiße Blüten, die Bienen summen beschäftigt … der Frühling hat uns viel Lebendigkeit beschert und das sehen wir vor allem in der Üppigkeit in den Gärten und auf den Äckern. Der Erfahrungsaustausch über Permakultur, der mittlerweile weltweite Resonanz findet, hat definitiv viel dazu beigetragen. Gefühlt ist jede Gemeinschaft weltweit, die bereits über Funk vernetzt ist, in diesen fruchtbaren Erfahrungsaustausch eingebunden und nimmt auch intensiv daran teil.*
>
> *Diese neue Lebendigkeit gilt natürlich für alle Wesen, auch für Viren, Bakterien und Mikroben. Sie haben sich in den nicht mehr funktionsfähigen Kanalisationen der »Zentren der Zivilisation« prächtig vermehrt und in den letzten Krisenjahren viele für Menschen tödliche Krankheitsausbrüche verursacht. Die Arbeitsgruppe für Bevölkerungsentwicklung hat gerade gestern einen erschütternden Zwischenbericht vorgelegt. Die gute Nachricht ist, dass nun die meisten infektiösen Krankheitsausbrüche beendet scheinen. Die weniger gute, dass die dadurch verursachte Sterblichkeit global auf etwa fünf Prozent geschätzt wird. Somit ist die aktuelle Weltbevölkerung auf*

etwa 2,2 Milliarden geschrumpft.

Die Analyse zeigt, dass die hohe Sterberate vor allem die Menschen betraf, die immer noch in den Vororten der großen Städte lebten. Viele sind an den infektiösen Krankheiten, die durch unsauberes Wasser verursacht wurden, gestorben. Der Zugang zu medizinischer Versorgung und noch vorhandenen Medikamenten wurde lange von lokalen bewaffneten Banden oder gewalttätigen Sicherheitskräften der Eliten kontrolliert, oder mit Versklavung und Missbrauch gekoppelt. Nur wenige Menschen hatten also die Chance, nicht krank zu werden.

Das alles hat aus der Perspektive eines globalen Gleichgewichts allen Lebens auch einen logischen Sinn. Auch wenn dieser Sinn von vielen Menschen noch als »menschenfeindlich« oder »menschenverachtend« betrachtet wird. Wenn wir uns jedoch ernsthaft selbst betrachten, dann müssen wir auch erkennen, dass all das die Konsequenzen unseres eigenen Tuns sind. Ja, wir werden zahlenmäßig weniger und vielleicht weiser. Gleichwohl ist damit dann auch das Potential vorhanden, dass wir mit dieser Erkenntnis eine neue Lebensweise für uns entwerfen können, die das gemeinsame Gleichgewicht auch wirklich berücksichtigt.

Es gibt also noch viel zu tun. Und das hängt in erster Linie auch mit den pragmatischen Aspekten des Lebens zusammen. Noram hat zum Beispiel in Marokko die erste E-Mail von Jitu bekommen, der gerade in einer Gemeinschaft in der Nähe von Accra unterwegs ist. Das beweist, dass einige der Unterseekabel, besser gesagt deren Landeanschlussknoten von den zeitweiligen Machthabern freigegeben wurden UND, dass das dezentrale Internet bereits eine sehr grobe funktionsfähige Struktur aufweist. Alles geht voran, langsam wohl, aber konsequent. Ich freue mich schon sehr über mehr Stimmen aus Afrika in unseren Internetforen und Dialoggruppen. Die Menschen in Afrika sind einfach zu lange nicht gehört worden und sie können mit ihren Erfahrungen doch so viel für unsere gemeinsame Entwicklung beitragen.

Auch die kleinen Erfolge sind sehr wichtig. So wie die gelungene In-

betriebnahme des ersten Routers und diverser WLAN-Verstärker in unserer Gemeinschaft. Es gibt zwar noch keinen Mobilfunk, aber lokal können die noch funktionierenden Smartphones über dieses WLAN miteinander kommunizieren.

Ich habe ein gutes Gefühl, was die globale Kommunikation betrifft. Ich finde, es ist extrem wichtig, dass jeder Mensch, oder zumindest am Anfang jede Gemeinschaft auf dem Planeten, sich an dem gemeinsamen Dialog beteiligen und somit über gemeinsame Themen mitentscheiden kann. Aktuell gibt es auf allen Kontinenten eine minimale dezentrale Kommunikationsinfrastruktur, die mit sehr bescheidenen Mitteln aufgebaut wurde. Die weltumspannende Kommunikation, vor allem das noch instabile Internet, ist mittlerweile zwischen wenigen definierten Knotenpunkten möglich. Die befindet sich nun nicht mehr in Besitz bewaffneter Gruppen. Das ist immerhin ein guter Anfang.

Ein großes Problem ist die technische Ausrüstung jeglicher Art. Die ist nur noch sehr spärlich vorhanden. Durch Reparatur und Recycling wird so viel wie nur möglich wiederverwendet, aber das reicht noch nicht ganz. Es gibt deswegen bereits überregionale Gespräche zur Reaktivierung einiger Industrieanlagen, um zumindest die Werkzeuge und technischen Geräte produzieren zu können, die unbedingt gebraucht werden. Das bedarf jedoch einer sehr präzisen und konkreten Planung und Durchführung, um auch mit dem Primat des gemeinsamen Gleichgewichts und des tatsächlichen Bedarfs im Einklang sein zu können.

Dafür brauchen wir mehr Wissen, mehr Bildung. Ich habe einiges von Noram abgeschaut und ich versuche nach Kräften bei der Anbindung der Uni-Bibliothek in Heidelberg an das dezentrale Internet zu helfen. Heidelberg ist aktuell frei von Bewaffneten und sonst komplett entvölkert, nur das Uni-Gelände wird in Zusammenarbeit mit den umliegenden Gemeinschaften für Bildungszwecke instand gehalten. Das ist Teil der regionalen Versuche, das technische Wissen das in den Universitäten und in Werkstätten noch existiert, umfassend zu dokumentieren und einer neuen Generation junger Men-

schen zu vermitteln.

Ich muss mir über diese letzten Aussagen meines Uropas noch ein paar Gedanken machen … und ich vermute mal, dass er damit auch das uns heute zur Verfügung stehende Wissen gemeint hatte. Was mich immer wieder berührt und auch erstaunt und verwirrt ist, wenn ich versuche mir vorzustellen, dass in den Anfängen dieser Welt, in der ich leben darf, gerade nach der Zeit der globalen Katastrophen, etwa dreimal so viele Menschen auf dem Planeten gelebt hatten. Noch unvorstellbarer für mich ist, dass in der Zeit davor etwa zehnmal so viele Menschen auf der Erde gelebt hatten. Ich kann mir wirklich kein Bild davon machen, wie diese Menschen damals überwiegend in riesigen und überbevölkerten »Städten« gelebt hatten.

Ich lasse meine Augen über die Landschaft wandern, um diesem Gedanken wieder zu entkommen. Aus der eingeengten Perspektive des Busses, ist nicht viel Neues zu sehen. Kasim schaut auch nach draußen, in die eigenen Gedanken vertieft. Ich spüre das leise Brummen des Motors. Alle sind offensichtlich eingestiegen und wir werden sehr bald losfahren.

Makongo - Tamale

Von Old Makongo nach Tamale

Unser Bus setzt sich hinter dem vollgepackten Tieflader auf der Straße Richtung Tamale in Bewegung. Wegen der Staubentwicklung und der teils offenen Seitenscheiben im Bus, hält die Fahrerin einen guten Abstand zum Vorausfahrenden ein.

Die Siedlung zieht an uns vorbei und nur wenige Permakultur-Gärten sind zum Straßenrand hin angelegt. Denen folgt dichter werdender Wald und die einst Teer gedeckte Straße zieht sich hindurch. Die Asphaltdecke der Straße wurde durch eine dicke Schicht verdichteten Schotters

ersetzt. Sehr wahrscheinlich wegen der Atmungsfähigkeit und wohl auch wegen der Wasserdurchlässigkeit, denke ich. Zwischen den Bäumen sind immer wieder savannenartige Lichtungen zu sehen, in denen nur Gebüsch und Gestrüpp die höchsten Pflanzenarten darstellen. Ab und an vermute ich einige Antilopen in der Ferne. Die sind jedoch so scheu und schnell, dass ich mir nicht wirklich sicher sein kann. Der Bus wackelt ziemlich heftig dazu. Die Straße ist zwar befestigt, aber ganz glatt ist sie nicht, das ist während der Fahrt ziemlich deutlich zu spüren. Kasim und ich, die uns die Sitzbank in der Mitte teilen, kommen uns dabei ungewollt und unerwartet sehr nah. Auf dem Kommunikator Nachrichten zu schreiben ist unter diesen Bedingungen keine gute Idee.

„Wie viele Gemeinschaften leben denn entlang dieser Straße? Sie ist ja in erstaunlich gutem Zustand!“ fragt Kasim die Busfahrerin neugierig.

Ich schaue Kasim total überrascht an, denn ich würde dieser Straße nicht unbedingt einen guten Zustand bescheinigen wollen. Aber Kasim hat ja offensichtlich andere Erwartungen bezüglich der Qualität und des Zustands einer Straßenoberfläche. Ich will Kasim dazu fragen, aber die Busfahrerin antwortet bereits.

„Oh warte, neben Makongo sind die Gemeinschaften Salaga, Wangasi und Palbe hier angesiedelt. Salaga ist gleich die nächste, da vorne. Und natürlich Tamale“, sagt sie etwas zögerlich. „Und wir alle tragen zur Instandhaltung dieser Straße bei. Es ist schließlich die einzige Straße nach Tamale und zum Volta-Stausee. Alle anderen Nebenstraßen und auch größere Siedlungen wie Bimbila oder Yendi wurden damals aufgegeben. Diese Gebiete sind heute wieder Wildnis.“

„Ich finde es erstaunlich, dass ihr die Asphaltdecke so gründlich habt entfernen können. Es ist bestimmt nicht einfach gewesen, oder?“, höre ich Kasim erneut fragen.

„Nein, es war nicht ganz leicht, aber auch nicht so sehr schwer. Der Asphalt war von schlechter Qualität und bereits sehr löchrig und brüchig. Viel schwieriger war die Entsorgung beziehungsweise die sinnvolle Wiederverwendung“, meint die Busfahrerin stolz, „Es war allen klar, dass die Erde wieder atmen können soll und dass wir Menschen dafür sorgen müssen, dass die Straße dann in einer Weise befestigt sein muss, die keine weiteren Schäden mehr in der Umgebung anrichtet. Der Schotter ist eine Zwischenlösung, denn er braucht viel Aufmerksamkeit, damit die Straße in gutem Zustand bleibt … wir suchen noch nach passenden Alternativen, die sowohl das Fahren auf der Straße, als auch die Unversehrtheit der Erdoberfläche ermöglicht …

außerdem haben wir für die Busse ein Gerät entwickelt, das die Unebenheit während der ganzen Fahrt misst und speichert. Am Ende jeder Fahrt wissen wir, wo genau die Ausbesserungen durchzuführen sind", sagt sie abschließend und schaut dann wieder nur auf die Straße.

„Schaut mal da vorne, eine Gruppe Wasserbüffel zieht runter zum Volta-See“, sagt Inga und dreht sich vom Beifahrersitz zu uns. „Die Anführerin sieht so aus, als sei sie schon etwas älter. Oder ist das nur das Schlammpaket auf ihrem Fell, das sie vor den Mücken schützt“, meint sie und lacht.

Die Herde nimmt von uns kaum Notiz und zieht mit einigen Kälbern und Jungtieren weiter. Ich habe Wasserbüffel noch nie in Wirklichkeit gesehen. Aber ich finde diese Tiere schon bemerkenswert, mit ihrer Ruhe und ihrer offensichtlichen Gelassenheit. Ich weiß jedoch, dass sie, wenn sie sich bedroht fühlen, sehr schnell und sehr gefährlich werden können. Zum Glück gibt es für sie heute keine nicht natürlichen Gefahren mehr, wie ich mal gelesen hatte.

„Wie geht ihr denn mit den hiesigen Elefanten um?“, höre ich erneut Kasim fragen.

„Meinst du wegen der Gärten?“, antwortet die Busfahrerin mit einer Gegenfrage.

„Ja, genau. Die sind doch nicht einfach davon abzuhalten, dass sie sich da opulent bedienen, nicht wahr?“

„Na ja, es ist keine einfache Angelegenheit, in der Tat“, fängt sie zu antworten an.

Ich bin echt gespannt was sie zu berichten hat. Es ist bekannt, dass Elefanten, als die größten Landsäugetiere überhaupt, sich bei der Nahrungssuche nur sehr schwer davon abhalten lassen, sich in den von Menschen angelegten Gärten, die so vieles Leckeres zu bieten haben, selbst zu bedienen. In den Foren gibt es ellenlange Beiträge darüber, wie mit den Elefanten artgerecht umzugehen sei. Trotzdem bleibt es immer eine spannende Frage wie jeweils lokal mit der Situation umgegangen wird.

„Vor allem haben wir immer im Blick, wo die natürlichen Wanderwege der Elefanten verlaufen und versuchen, soweit es geht, unsere menschlichen Angelegenheiten weit davon entfernt zu erledigen. So kommen wir uns nicht allzu nah und auch die Permakultur-Gärten sind dann für die Elefanten nicht so einfach zu finden. Es gibt aber immer wieder Änderungen in deren Wanderrouten und dann kann es dazu kommen, dass sie auf unsere Gärten stoßen. Dann lassen wir sie in Ruhe und warten bis sie weg sind. Wir können ihnen ja nicht verbieten, sich zu ernähren. Dazu werden die Gärten auch an verschiedenen Stellen angelegt, gerade deswegen, damit nicht alle

gleichzeitig gefunden werden. Somit sind unsere Vorräte nicht wirklich bedroht. Die gefundenen Gärten lassen wir verwildern und, da sie nicht mehr so viele Früchte tragen, werden sie nach einiger Zeit aus den Routen der Elefanten zur Nahrungssuche gestrichen, das heißt sie kommen einfach nicht mehr, da nichts mehr zu holen ist …“

Die Busfahrerin unterbricht ihr Erzählen plötzlich und umfährt geschickt, mit einem kurzen Schlenker, zwei große Schlaglöcher in der Straße. Sie hält abrupt danach an und sucht hektisch in der Türablage nach irgendetwas. Sie steigt dann mit einer Dose Farbe und einem Pinsel aus, geht zum nächsten Baum und malt auf dessen Rinde ein großes leuchtend gelbes »X«.

„Ich dachte ihr habt ein System das die Unebenheiten automatisch registriert?“, meint Kasim zu ihr, als sie zurück auf dem Fahrersitz ist.

„Ja, haben wir, aber es funktioniert nicht immer und es ist auch nicht in allen Fahrzeugen installiert … zum Beispiel in diesem ist das Gerät zwar installiert, funktioniert aber noch nicht richtig … die Jungs in der Werkstatt müssen sich das mal anschauen“, antwortet sie und setzt den Bus wieder in Bewegung.

„Aber“, folgert Kasim unablässig, „warum denn das X auf dem Baum? Die Löcher kann man ja echt nicht verpassen, oder? Wie soll das Zeichen denn helfen?“

„Aha!“, lächelt die Busfahrerin „Spannend, nicht? Na ja, wir haben einen Code für die Priorisierung. Die Mannschaften, die die Ausbesserungen durchführen, sind nicht konstant mit denselben Leuten besetzt und so müssen die Informationen über das, was zuerst repariert werden muss, weil zu gefährlich, irgendwie vor Ort zu finden sein. Das »X« bedeutet, dass die Stelle sehr gefährlich ist und bei Reparaturen höchste Priorität haben muss. Jede neue Mannschaft fährt vor der Arbeitsplanung einmal die Strecke ab und sammelt alle vorhandenen Informationen. Sie sehen vielleicht auch die Löcher, aber wenn dann auch ein »X« an einem Baum zu finden ist, dann wissen sie sofort, dass hier die Straße definitiv repariert werden muss. Ja, ich weiß, es ist nicht so richtig digital, aber jeder kann es verstehen und es bedarf keiner weiteren Erklärung mehr“, sagt sie noch dazu und lächelt Kasim an.

Kasim lächelt auch, sehe ich. Für ihn, für mich, für uns alle ist es normal, dass wir uns nur so gut wie es geht, gegenseitig helfen und unterstützen. Ich erinnere mich gerade an einen Notizbucheintrag, den ich noch lesen wollte, der die Anfänge der überregionalen Unterstützungsstrukturen beschreibt.

9. April 2038

Wir sind jetzt eine Weile in der Gegend unterwegs und das Bild, das ich mir von der aktuellen Entwicklung machen kann, vervollständigt sich in sehr realistischen Zügen.

Es ist tatsächlich so, dass in den am meisten fortgeschrittenen Gemeinschaften auf der ganzen Welt, fast gleichzeitig der Wunsch nach einer überregionalen Organisation entsteht, die die gemeinsame Kooperation ermöglichen soll und dabei aber auch die lokalen Aspekte auf Basis der Gleichwertigkeit berücksichtigt. Das kommt daher, dass diese Ideen mittels Funk an alle empfangenden Gemeinschaften übermittelt und dann lokal an ihre Bewohner weitergegeben werden. Das wäre dann sozusagen unsere »Propaganda«, die Menschen wie Noram, Adina und ich gut vertreten können. Wir sind ja aber nicht alleine auf dieser Welt und es gibt auch andere Menschen, die eine andere »Wahrheit« vertreten.

Wir sind gerade von einer Gemeinschaft bei Mannheim zurück, die die Vertretung der alten »Wahrheit« sehr heftig verteidigt. Die Menschen dort unternehmen massive Versuche, Geld als Tauschmittel wieder einzuführen. Offensichtlich verfügen die Leute dort über sehr viel Geld, mit dem sie im Umland lebende Menschen zur bezahlten Arbeit anziehen wollen. Sie betreiben eine Funksendung, in der für eine neue »Ordnung« geworben wird, der zufolge wieder »normale Arbeitsverhältnisse« hergestellt werden sollen, um dann der Herrschaft von »Gewalt und Hass« Einhalt zu gebieten, was dann wiederum zu einem »geregelten Leben« führen soll.

Glücklicherweise findet deren alte Ideologie nicht wirklich Anklang in den auf dialogischer Kommunikation und solidarischer Kooperation gegründeten Gemeinschaften. Wir haben die Gemeinschaft absichtlich besucht und uns erzählen lassen, was die Menschen dort für Alternativen anbieten, ohne diesen zu widersprechen. Wir haben auch zum Austauschbesuch eingeladen, um zu zeigen, dass es kein Geld braucht, um miteinander und gemeinsam Leben zu können.

Ein wirklich gutes Gefühl hatten wir nicht, als wir unsere Einladung

aussprachen. Was wir dort zu hören bekamen, ähnelte sehr stark den Wahlkampfreden der neoliberalen Parteien – keine schöne Erinnerung! Aber wir haben auch gemerkt, dass abgesehen von der Kerngruppe, die versucht hatte uns zu überzeugen, die restlichen Menschen dort, ungefähr dreißig Leute, darunter viele Jüngere in Norams Alter, nicht wirklich hinter diesen alten Ideen standen. Das unmittelbare Gefühl von Noram und mir war, als wir von dort aufgebrochen waren, das sie einfach keine besseren Alternativen hatten, als die antiquierten Vorstellungen der Sprecher der Kerngruppe. Das hat uns schließlich auch bestärkt, sie dann zum Erfahrungsaustausch zu uns einzuladen.

Klar birgt das auch Gefahren in sich, denn wir können nicht sagen, was diese Gruppe wirklich im Schilde führt. Aber es ist einen Versuch wert. Wir müssen stärker auf Vertrauen aufbauen und dafür haben die Menschen dort, die neugierig auf Alternativen waren, unseren Vertrauensvorschuss allemal verdient.

Adina meinte noch dazu, dass wir darauf bestehen sollen, dass nicht nur die »Kerngruppe« dieser »neuen« Gemeinschaft uns besuchen sollte, sondern auch einige der weniger Entschlossenen.

Ach, ja, Zanga hat am »schwarzen Brett« des Funktreffs die Nachricht hinterlassen, dass Jitu seit einer Woche auf See unterwegs zu uns sei. Da bin ich mal gespannt, wann er dann hier sein wird. Das ist die erste lange Reise, die in dieser Zeit des Umbruchs, die aus unserem engeren Freundeskreis unternommen wird.

Es ist damals offensichtlich nicht einfach gewesen zu vermitteln, dass eine neue Lebensweise möglich ist. Aber letztendlich hatten auch damals doch immer mehr Menschen erkannt, dass Solidarität und Kooperation helfen kann, das gemeinsame Gleichgewicht zu unterstützen. Wie ist es wohl in der Zeit gewesen, als dieses Lebensprinzip, diese Lebenshaltung noch nicht von allen Menschen erkannt wurde? Entsprechend dem, was ich bisher darüber gelesen hatte, wurde nirgendwo versucht Menschen zu zwingen, nach den solidarischen Lebensprinzipien zu leben, zu denken oder zu fühlen. Aber einige Menschen hatten es dann genau so vorgelebt und waren damit wohl auch ein Vorbild für viele andere. Ob es überall auf dem Planeten gleich schwer, oder gleich leicht war zu dieser Lebenshaltung zu finden? War es in Afrika

leichter als in Europa?

Ich bin sehr angetan von der Freundlichkeit der Menschen während meiner ganzen bisherigen Reise. Ich bin zum ersten Mal hier, in Afrika, aber es kommt mir nicht wie das Betreten von Neuland vor. Sondern eher, als ob ich zurückkehren würde … *›Ob das damit zu tun hat, dass meine Großeltern hier geboren sind und auch hier leben und nicht, wie meine Mama, in Europa?‹* Diese Frage habe ich mir so noch nie gestellt und es wundert mich, dass sie mich jetzt gerade beschäftigt. Ich habe das Gefühl, dass meine Gedanken an Ajola und parallel auch an Ferouse mich gerade irgendwie dazu bringen. Die Beiden, das wird mir auf einen Schlag klar, sind mir wichtig, oder wichtig geworden. Jede allerdings auf ihre sehr persönliche Art. Ajola hatte mich bisher durch die Zeit am Campus und unsere Phase des Erwachsenwerdens begleitet und wir sind uns dabei echt sehr nah gekommen. Ferouse kenne ich zwar erst seit kurzer Zeit, aber ich fühle mich ihr unglaublich verbunden und sie ist mir sehr schnell, sehr vertraut geworden. Ich gebe zu, dass mich dies ziemlich verwirrt. Und, dass es mir gleichzeitig aber auch gefällt … und das ist nun noch verwirrender.

Ich schaue weiterhin draußen auf das Grün der vorbeiziehenden Bäume und Gräser, das Rötliche der staubigen Erde und nach innen, auf die Intensität meiner Gedanken. Ich lasse mich entspannt von der unruhigen, holprigen Fahrt durchrütteln und durchschütteln, wie bei einer Massage. Es macht mir gerade nichts aus, dass die Straße so uneben ist. Hinter mir höre ich Ferouse und Aidah reden, aber ich verstehe kein Wort, da sie in einem Dialekt reden, der von meinem Kommunikator nicht übersetzt wird. Aus dem Augenwinkel sehe ich Tanisha am Fenster. Sie ist offensichtlich müde und scheint kurz vor dem Einschlafen zu sein. Wir haben noch eine Weile vor uns, bis Tamale, wo sie aussteigen wird. *›Dort wird es wieder Netz geben …‹,* fällt mir ein. Ich denke wieder an die Nachrichten, die ich noch schreiben sollte. *›Die ich schreiben muss …‹*. Ich kann Ferouse nicht sehen, denn sie sitzt genau hinter mir. Aber ich spüre ihre Knie in meinem Rücken. Die Sitzrückenlehne ist ziemlich dünn und bei jedem Ruckeln des Busses bekomme ich eine ganze Menge Druck auf meine Rippen. Auch das macht mir nichts aus. *›Ob sie auch nach Koti mitfahren wird?‹*

„Wie lange brauchen wir noch bis nach Tamale?“, ertönt Tanishas Stimme.

„Nicht mehr lange“, antwortet die Busfahrerin. „Muss du raus?“, fragt sie noch und schaut kurz zu Tanisha hin.

„Nein, nein …“, winkt Tanisha ab und schaut dann wieder selbstvergessen durch das Fenster in die Ferne.

„Wann sind wir dann geschätzt in Pô?“, höre ich mich fragen.

„Heute Abend sehr wahrscheinlich nicht mehr“, antwortet Inga kurz. „In Tamale müssen wir noch die Akkus des Tiefladers wieder aufladen und das wird eine Weile dauern“, ergänzt sie.

„Wir werden dort im Gemeinschaftshaus übernachten und fahren dann morgen früh, vor der Hitze, Richtung Pô los“, höre ich hinter mir Aidah sagen. „Wir werden dann dort erwartet. Wir treffen dort auch noch auf einige Leute, die mit nach Gorom-Gorom zum Projekt fahren werden“, ergänzt sie, nachdem sie in ihren Kommunikator geschaut hat.

„Werden wir genug Platz im Bus haben?“, meldet sich Kasim besorgt.

„Ja, es sind nur zwei Montagetechniker, die noch mitkommen müssen, für das Aufbauen der Paneele“, antwortet Adama und schaut diesmal in Kasims Richtung. „Wenn Tanisha ausgestiegen ist, dann müsste der Platz doch reichen, oder? Wir müssen etwas zusammenrücken, wenn notwendig. Aber es sind nur zweihundertdreisig Kilometer bis nach Pô und dort steigen dann weitere aus“, meint er und folgt dann lächelnd „unter anderen auch du und Mika …“

„… Und ich auch!“, fügt Ferouse hinzu.

Ich drehe mich reflexartig zu ihr und muss sehr überrascht aussehen.

„Ich werde mit nach Koti fahren, erstmal …“, sagt sie und schaut mich direkt an. „Ich bin auch zu der Familienfeier eingeladen, wisst ihr?“, lächelt sie Kasim und mich an.

Ich sehe, wie Kasim ein langes Gesicht macht und sich intensiv vorbereitet, seine Frage loszuwerden, eine, deren Inhalt ich bereits vermuten kann. Er blickt erwartungsvoll in Richtung Aidah, die ganz verlegen auf ihren Kommunikator schaut. *›Anscheinend sind sich die Beiden auch ziemlich nah gekommen, doch …‹,* blitzt ein neckischer Gedanke und ich muss schmunzeln Angesicht Kasims Sorge. *›Ich muss einfach helfen …‹*

„Das ist aber erfreulich …“, meine ich zu Ferouse und füge dann sofort hinzu, meinen Blick auf Aidah richtend „Darf ich dich auch zur Familienfeier in Koti einladen, Aidah?“

Sehr interessant den Sturm der Gefühle in den Gesichtern von Aidah und Kasim zu beobachten, in der Tat. Ich glaube, ich muss so breit grinsen, dass es den Beiden schon unangenehm sein müsste. Das alles ist Inga offensichtlich nicht verborgen ge-

blieben, denn sie schaltet sich unauffällig mit in das Geschehen ein.

„Eigentlich werden die Arbeiten praktisch erst in einer Woche starten“, fängt sie langsam an die Spannung aufzubauen. Aidah und vor allem Kasim hängen praktisch an ihren Lippen. „… Und wir werden sowieso auch auf Mika warten müssen. Wie ich es aus deinen Unterlagen entnehme“, sagt sie sehr ernst zu mir, „die Familienfeier ist für drei Tage geplant und du wirst danach auch zum Projekt in Gorom-Gorom dazukommen, korrekt?“

„Ja, genau so ist es“, übernehme ich den mir zugespielten Ball und mein Grinsen wird vermutlich noch offensichtlicher, während ich selbstbewusst folgere „… Deswegen auch meine Einladung an Aidah. Ich denke, sie könnte doch mitfeiern, oder?“, schließe ich ab und zwinkere kurz Inga zu.

„Na ja“, meint Inga, weiterhin mit aufgesetzt ernster Miene, „wenn ihr versprecht, dass ihr Aidah auch zum Projekt mitbringt …“

Das ist der Moment in dem das unbeschwerte Lachen den ganzen Bus erhellt. Das heißt mit Ausnahme Tanishas, wie ich sehe. Sie hat nicht wirklich mitbekommen was los ist und schaut gerade fragend Ferouse an. Ferouse flüstert ihr etwas ins Ohr, den Blick dabei unverfroren auf Aidah und Kasim gerichtet. Tanisha schmunzelt allwissend und schaut verlegen nach draußen. Die Gesichter von Kasim und Aidah zeigen gleichzeitig Freude, Erleichterung und tiefe Verlegenheit. Sie haben wohl nicht damit gerechnet, dass alle mitbekommen haben, was sich zwischen ihnen entwickelt hat. Ich fühle den Druck, den das Knie von Ferouse auf meinen Rücken ausübt und leiste gerne Widerstand, wohl wissend, dass meine nicht verbale Nachricht sehr klar bei ihr ankommt. Es geht mir so gut, wie noch nie bisher. Diese Erfahrung, gerade gleichzeitig mit so vielen Menschen, die wohl alle wissen, um was es gerade geht, hatte ich so noch nicht erlebt. Und wieder fühle ich mich fast wie Zuhause, irgendwie, und ich bin erfreut darüber.

„Nächster Halt Tamale“, unterbricht die Busfahrerin die entstandene Pause und grinst breit. „Ihr seid schon eine lustige Truppe, ich hab echt meinen Spaß mit euch … hier vor uns ist das Gemeinschaftshaus“, meint sie noch und zeigt durch die Windschutzscheibe auf das vor uns liegende Gebäude.

Der Tieflader vor uns hat eine der Ladestationen neben dem Gemeinschaftshaus bereits angefahren und der Fahrer ist nun mit dem Anbringen des Ladekabels beschäftigt. Der Bus kommt unweit einer anderen Ladestation zu stehen und die Fahrerin öff-

net die Türen.

„Den werde ich auch mal aufladen“, sagt die Busfahrerin zu sich selbst und macht sich am Bus zu schaffen.

„Wir werden heute hier übernachten … da alle hier mit unserem Abendessen beschäftigt sind, würde ich sagen, dass wir unsere Zimmer selbst aussuchen und uns dann kurz im Patio treffen“, schlägt Inga geschäftig vor.

Durch den Eingang gelangen wir in einen Innenhof, um den anscheinend das ganze Gebäude gebaut wurde. *›Mal sehen, alle Zimmer sind zum Garten ausgerichtet und scheinen gleich groß zu sein‹,* wundere ich mich über diese ungewöhnliche Architektur. Ferouse und Tanisha betreten gerade lachend eines der Zimmer und ich nehme mir dann einfach das Nachbarzimmer, das noch frei zu sein scheint. Ich lege meine Sachen ab und schaue nach etwas Wasser gegen den staubigen Durst der Busfahrt. Inga und Adama unterhalten sich gerade im Innenhof und warten offensichtlich, dass der Rest der Gruppe zusammen kommt. Ich klopfe bei Ferouse und Tanisha an die Tür, die halb offensteht. Ferouse steckt ihren Kopf durch den Spalt.

„Wir sind also Zimmernachbarn?“, fragt sie und lächelt mich schmunzelnd an.

„Ja, ich habe mir gedacht, das wäre doch eine gute Idee“, erwidere ich wie selbstverständlich.

Ferouse nimmt Tanisha an der Hand und beide gehen in Richtung Inga und Adama.

„Tanisha wird gleich von ihren Großeltern abgeholt“, sagt Ferouse zu Adama. „Ich möchte mich schon mal bedanken, dass das alles so unkompliziert geklappt hat.“

Die große Tür zur Straße öffnet sich und gegen das Licht sind zwei Silhouetten zu erkennen, die sich langsam auf uns zu bewegen. Zwei ältere Menschen, eine Frau und ein Mann, sind nun zu erkennen. Beide machen einen freundlichen Eindruck.

„Tanisha, mein Liebling, schön, dass du gekommen bist!“, ruft eine weibliche Stimme, während die beiden auf Tanisha zugehen.

„Ich hoffe, du hattest eine gute Reise hierher, Tanisha …“, ertönt die weiche tiefe Stimme des Mannes dazu.

Als Tanisha erkennt, wer sie anspricht, reißt sie sich von Ferouse los und rennt auf die Beiden zu.

„Oma … Opa … endlich!“, ruft sie und versinkt in den Umarmungen der beiden.

„Vielen Dank, dass Ihr unsere Tanisha gesund und munter mitgebracht habt …“,

sagt der Großvater lächelnd, nicht sicher mit wem er zuerst reden soll.

„Tausend Dank …“, schließt sich die Großmutter an.

Tanisha wendet sich nochmal an Ferouse:

„Wann werden wir uns wiedersehen?“

„Vielleicht ganz bald, Tanisha!“, meint Ferouse, beugt sich zu ihr und umarmt sie.

Die Großeltern schauen Ferouse kurz und intensiv an, als ob sie sich ohne Worte verabschieden würden, sammeln ihre Enkelin auf und gehen in Richtung der Tür zur Straße. Vor der Tür bleibt die Großmutter noch einmal stehen und ich höre sie sagen:

„Wir wünschen euch eine gute Weiterreise und uns vielleicht ein Wiedersehen!“

Dann verschwinden sie alle drei. Ferouse bleibt ein Moment lang unbeweglich stehen, den Blick an die geschlossenen Tür geheftet, als ob sie den Abschied noch verlängern will. Hinter mir spüre ich Bewegungen, eine Tür schließt sich, eine andere öffnet sich, Inga und Adama irgendetwas flüsternd, Kasim hustet leise … und das alles gedämpft, als ob die Zeit sehr langsam und merkbar vergehen würde. Ferouse dreht sich zu mir und unsere Blicke treffen aufeinander *›… Warum haben wir eigentlich zwei Zimmer genommen?‹,* entsteht ein zögerlicher Gedanke und ich merke, dass ich mich sehr auf die kommende Zeit freue.

Die Dämmerung bricht langsam herein und in einigen Räume brennt bereits das Licht. Durch die Zugangstür des Patios treten zwei Gestalten ein. Adama bewegt sich auf beide zu und wird von einer Frauenstimme begrüßt. Mein Kommunikator kann diesen regionalen Dialekt nicht übersetzen, aber Mimik und Gestik lassen den Schluss zu, dass sich alle freundlich begrüßen. Inga kommt aus ihrem Zimmer heraus und wird von den beiden Frauen auf Englisch begrüßt. Das Abendessen scheint fertig zu sein, nehme ich an, als Inga uns kurz auffordert, ihr zum Speiseraum zu folgen. In dem relativ großen Raum sind ein Teil der Tische gedeckt und an der Wand steht ein schlichtes Buffet mit lokalen Spezialitäten, die ich aber noch nicht kenne.

Ferouse begleitet mich schon den ganzen Weg hierhin und bedeutet mir, mit einer schlichten Geste, an einem bestimmten Tisch Platz zu nehmen. Sie ruft gleichzeitig Aidah und Kasim hinzu, so dass der Tisch mit uns Vieren besetzt ist.

„So, nun können wir ungestört unsere Abfahrt in Pô planen“, sagt Ferouse zu uns „Wir müssen ja noch den Bus bestätigen und das sollten wir noch heute tun … und nicht auf den letzten Drücker.“

„Ich sehe, du hast dich vorbereitet“, meint Kasim zu ihr.

Ich suche in meinem Kommunikator nach der bereits hinterlegten Wegstrecke und finde unsere aktuelle Station in Tamale.

“Bis Pô sind es noch etwa zweihundertfünfzig Kilometer, wir werden dort erst am frühen Abend ankommen“, werfe ich ein „Wir werden also dort nochmal übernachten?“, frage ich.

„So sieht es aus“, antwortet Ferouse. „Übermorgen stehen dann die letzten dreihundert Kilometer bis Koti an. Ich gebe dann jetzt der Busstation in Pô bekannt, wann wir voraussichtlich abfahren können. Okay?“, fragt sie und tippt auf ihren Kommunikator.

Alle sind mit der Vorgehensweise einverstanden. Ich schicke von meinem Kommunikator meinen Großeltern die Nachricht, wann wir voraussichtlich ankommen werden.

„Mika? Unsere Großeltern wissen, wer alles mit uns gemeinsam in Koti ankommen wird? Du hast auch Aidah erwähnt?“, fragt Kasim mich und macht ein Gesicht, das ich nicht wirklich nachvollziehen kann.

„Klar! Ich habe Oma Kyara bereits kurz nach unserer Ankunft hier geschrieben, dass Aidah mitkommt und mitfeiert“, antworte ich und spüre sofort, wie Ferouse und Aidah mich entsetzt anschauen.

„Das war keine gute Idee …“, meint Ferouse nach einem Augenblick betroffener Stille. „Es gehört sich nicht, dass du eine fremde junge Frau mit einlädst, die nicht als deine Begleitung erscheinen soll …“

Ich schaue wahrscheinlich ziemlich verwirrt um mich rum, denn Kasim stößt mich mit dem Ellenbogen in die Rippen und flüstert mir hämisch ins Ohr:

„Siehst du, andere Länder, andere Sitten … das wusste nicht mal ich, ist ja so eine Frauensache, weißt du …“

Irgendwie fühle ich mich gerade auf den Arm genommen.

„Also, Leute …“ ,versuche ich eine anfängliche Empörung zu artikulieren. „Erstmal, da wir jetzt Klartext darüber reden, das ist eigentlich eure Sache, nicht meine …“, werfe ich ein und blicke etwas erbost Kasim und Aidah an, merke aber gleichzeitig, dass alle drei das Lachen kaum noch unterdrücken können. „Was denn …?“, platzt meine entrüstete Frage raus.

Das Lachen gilt jetzt offensichtlich mir und ich muss mir eingestehen, dass bei aller

Verwirrung, ich die drei lachenden Quälgeister ziemlich amüsant finde. Ich warte geduldig, dass das Lachen aufhört und frage noch mal:

„Kann mir bitte einer von euch jetzt erklären, was so komisch daran ist?“

Kasim schnappt noch nach Luft, die Augen voller Tränen. Aidah schaut betroffen durch das halboffene Fenster raus und Ferouse schaut mich mit glänzenden Augen an. Sie ist diejenige, die nach ein paar Sekunden spricht.

„Es ist eigentlich bereits alles wegen Aidah geklärt. Ich habe Oma Kyara geschrieben und ihr erklärt, dass Aidah meine Kollegin ist und bei mir übernachten wird … und auch warum du sie eingeladen hast und welche Rolle Kasim in der ganzen Geschichte spielt. Sie hat mir eine lange Reihe von Smileys zurückgesendet. Sie hatte sich schon gefragt, nach deiner Nachricht, wie es dazu kommt, dass du plötzlich eine junge Frau mitbringst. Du kannst dir kaum vorstellen, wie groß das Missverständnis inzwischen bei ihr geworden war …“

Langsam dämmert es mir, was ich mit meiner etwas unüberlegten Nachricht an die Oma angestellt hatte. Mein Herz klopft unruhig, aber ich sehe in unserer kleinen Runde nur mir freundlich gesinnte Gesichter. Kasim setzt noch mal an:

„Mika, Mann, ich muss mich bei dir sowohl bedanken als auch entschuldigen. Du wolltest mit mir Spaß haben und gleichzeitig helfen, das weiß ich. Aber hier laufen diese Sachen etwas anders ab. Das will heißen, wir Männer dürfen solche Angelegenheiten nicht alleine regeln. Nicht, solange wir nicht mit der jeweiligen Frau auch offiziell zusammen sind. Also, alles gut, du bist zwar von hier, durch deine Mama, aber nicht wirklich hier aufgewachsen und konntest nicht wissen, wie es hier läuft …“, spricht er mit einer inzwischen ruhigen Stimme und schaut dankbar zu Ferouse. „Wir brauchen immer eine freundliche Vermittlerin, wenn es wirklich darauf ankommt“, schließt er seine Erklärung ab.

„Mika“, höre ich Aidahs Stimme, „auch ich danke dir, auch wenn du nicht wirklich wusstest, was du da tust. Ferouse und ich haben uns kurz danach verständigt, wie es ablaufen muss, sodass alle zufrieden sind. Wir haben allerdings nicht damit gerechnet, dass du auch so schnell Oma Kyara Bescheid geben wirst. Das hat uns echt überrascht und etwas in Erklärungsnot gebracht“, meint sie und greift nach Ferouses Hand. „Gut, dass Ferouse auch entfernt zur Familie gehört und als meine Freundin das erfolgreich übernehmen konnte“, meint sie mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht.

›Mann, ich hab es fast vermasselt …‹, tropft es in mein Hirn. Ich fühle mich gerade nicht sehr wohl in meiner Haut. Bin aber echt froh, die drei bei mir zu haben. Ja, ich habe keine Ahnung, wie der Alltag hier wirklich abläuft, was sich eigentlich gehört und was nicht, was von einem jungen Mann in meinem Alter erwartet wird und was nicht … und ich spüre, das etwas mein Leben beschützt, das etwas auf mich aufpasst … womöglich in Gestalt dieser Menschen, die ich gerade erst seit wenigen Tagen kenne.

◊ ◊ ◊

Die Dunkelheit des Zimmers tut mir gut. Das einzige Fenster zeigt zum Innenhof, der ist aber nicht mehr beleuchtet. Auch von den übrigen Zimmern kommt wenig Licht. Die meisten unserer Gruppe scheinen bereits zu schlafen. Unser gemeinsames Abendgespräch hat mich ziemlich aufgewühlt und verfolgt mich weiterhin. Vor allem Ferouses letzter Blick, als sie in ihrem Zimmer verschwand. Warm und doch klar distanziert, keine Fehleinschätzung zulassend. *›Gerade deswegen habe ich ihn womöglich so tief in meinem Herzen gespürt?‹* Ich fürchte, dass ich, nach dem gerade Erlebten, sowieso nicht sofort einschlafen kann. Ich brauche etwas Ablenkung, mal wieder. In dieser Hinsicht sind Ethans Notizen eine sehr interessante und informative Lektüre, vor allem auch, weil es darin auch um meine Familie geht. Ich durchsuche Ethans Notizen zum Thema „Familie“. Es wird sogar ein Eintrag aufgelistet, in dem es um Koti geht.

> *16. August 2045*
>
> *Jitu und Zanga haben uns heute einige Einblicke in die Veränderungen ihres Dorfes Koti in Burkina Faso vermittelt. Allen voran gab es wohl einige Probleme und Konflikte, wegen unterschiedlicher Ansichten und Vorstellungen zur gemeinsamen Organisation des Alltags. Sie hatten aber berichtet, dass die Dorfgemeinschaft nun langsam und inniger zusammenwächst. Die getroffenen Entscheidungen werden nun auch gemeinschaftlich umgesetzt.*
>
> *So wurde der alte Marktplatz, den ich als schmutzigen, stinkenden und mit Autos und Menschen überfüllten Ort in Erinnerung hatte, umgestaltet. Neben den alten Kapokbäumen, die die letzten Jahrzehnte irgendwie überdauert hatten, wurden nun weitere Bäume gepflanzt, um den Platz grüner und schattiger zu gestalten. Es werden wohl*

noch ein paar Jahre vergehen, bis das neue Grün wirklich Schatten spenden wird, denn die Kapokbäume brauchen für die ersten zehn Meter Höhenwachstum etwa drei, vier Jahre. Aber ich kann mir gut vorstellen, wie es dann aussehen wird.

Die meiste Arbeit war allerdings wohl das Entfernen des Unrats der seit Jahren auf dem Platz und auf den Straßen liegengelassen wurde. Der Boden wurde aufwändig ausgetauscht, um die Kontamination durch Öl und Benzin loszuwerden. Der so befreite Boden wurde so weit wie möglich begrünt und auf dem so praktisch neu entstandenen Festplatz wurden ein paar Bänke zum Verweilen aufgestellt.

Die Bilder die Jitu uns gesendet hatte zeigen einen vielversprechenden Ansatz. Und das Bild der Feierlichkeiten, die Zanga und Jitu mit der großen Familie der Kaborés zeigt, ist von der Stimmung eher ruhig und freundlich, ganz anders als die früheren Feiern, die sehr ausgelassen und laut waren und meist in komatösen Besäufnissen endeten.

Bilder aus Afrika sind leider eher selten zu finden. Aber es gibt sie in den Internetforen immer mehr, denn die Anzahl der Gemeinschaften aus Afrika, die sich an das globale Netzwerk anbinden, wächst. Von überall her, so meine Wahrnehmung, wird mit viel Stolz über schöne und vor allem lebenswerte Umgebungen berichtet.

Ich habe ja nicht vergessen, dass wir aus den westlichen »Zivilisationen« jahrhundertelang unseren Müll in afrikanische Länder exportiert hatten. Jitu erzählte einmal, dass sie es in Koti und der Umgebung, immer noch nicht geschafft hatten, alle Plastikreste einzusammeln, um diese dann einer späteren sinnvollen Wiederverwendung zuzuführen. Zanga meinte aber im Scherz, dass wir uns auf Kotis Straßen langsam wie in Deutschland fühlen könnten, alles so sauber und ordentlich …

Ich schätze, dass Gemeinschaften in Burkina Faso, oder sonst wo in Afrika, wenn sie sich in Einklang mit dem Gleichgewicht allen Lebens entwickeln, werden sie einen eigenen unverwechselbaren Charakter aufweisen. Die Befreiung von Armut und Unterdrückung und die Ein-

bindung in die regionale Kultur führen natürlicherweise zu einer dem lokalen Klima gut angepassten Lebensweise.

Ganz ehrlich, ohne diesen früher allgegenwärtigen Autoverkehr, den wir ja zwangsläufig hinter uns lassen mussten, ergeben sich für uns nun viel mehr Möglichkeiten unseren Lebensraum vielfältigerer und nachhaltiger zu gestalten. Ich hoffe, dass auch die Menschen in Afrika, die eventuell noch glauben, etwas »nachholen« zu müssen, doch relativ schnell die Vorteile der neuen Lebensweise erkennen können.

Auch hier, in Burkina Faso, hat sich seit damals sehr viel verändert. Dessen bin ich mir sicher. *›Allerdings nicht alles, trotz der neuen Erkenntnisse, und zwar vor allem was die Sitten bezüglich der Familienverhältnisse betrifft …‹* Schmunzele ich vor mich hin und scrolle dann weiter zum nächsten Eintrag.

5. Mai 2010

Adina hatte heute Morgen einen Schwangerschaftstest gemacht und ja, wir werden Eltern. Ich frage mich nun: Bin ich mit 22 Jahren reif genug und bekommen Adina und ich das alles mit einem Baby hin? Unser Studium beenden, eine größere Wohnung finden und dann noch die sehr bürgerlichen Vorstellungen der Familie Bregger, die stets hinter Adina her sind, diese Kontrollfreaks, das wird noch sehr lustig …

Aber Stopp! Wir haben unser Leben bisher sehr gut hinbekommen und das mit unserem Baby werden wir auch gut auf die Reihe kriegen … hoffe ich doch mal … und die Breggers haben gegen uns keine Chance … das wäre ja gelacht.

Adina ist jedenfalls mega glücklich und hat vor Freude nach dem Test sogar geweint. Das ist sonst nicht ihre Art, bisher habe ich sie noch nicht weinen sehen …

Dabei hätten wir im Allgemeinen viele Gründe für Tränen, wenn ich allein an die Auswirkungen des Erdbebens in Tahiti denke. Oder an die Ölkatastrophe im Golf von Mexiko durch Deepwater Horizon, die von BP mit allen Mitteln zu vertuschen versucht wird …

Ich bin glücklich, aber ich mache mir auch Sorgen über die Welt, in der mein, unser Kind leben wird.

›Ach ja, das ist ein ganz alter Eintrag, lange vor der Transformation. Da ist offensichtlich mein Opa Noram entstanden. Sieh mal an …‹ Ich fühle mich, als ob ich durch das Schlüsselloch reinschauen würde und gerade ein Geheimnis, das kein Geheimnis ist, offenbart bekommen hätte.

Ich starre die Decke an. Es gibt noch Licht im Innenhof und die Büsche im Garten werfen tanzende Schatten, wenn sie vom Wind bewegt werden. Ich sehe darin sehr viele Bilder, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie kenne, oder sie in mir sein könnten. Irgendwann vermischen sich die Schatten zu einem Tanz, dem meine Augen nicht mehr folgen können. Es ist spät und ich bin müde.

Tamale - Pô

Von Tamale nach Pô

Im Innenhof unterhalten sich Inga und Adama angeregt mit zwei Männern. Viele von uns sind schon wach und bereit für die Abreise. Ferouse und Aidah schauen auf ihre Kommunikatoren und unterhalten sich leise. Kasim steht in der Tür seines Zimmers und gähnt ausgelassen. Inga dreht sich von den beiden Männern weg zum Hof hin, räuspert sich laut und verkündet:

„Ich sehe, alle haben sich hier zur Abreise nach Pô versammelt! Ich möchte euch Kweku und Yaw vorstellen, sie werden unseren Bautrupp unterstützen und mit uns gemeinsam weiterreisen."

Die Männer verneigen sich etwas verlegen, als wir sie in großem Durcheinander begrüßen. Adama klopft beiden auf die Schulter und geht mit ihnen durch die große Tür Richtung Straße.

„Die beiden haben lustige Namen, was die wohl bedeuten?", frage ich Ferouse und Aidah während wir den anderen folgen.

„Das sind glaube ich die Wochentage, an denen sie geboren wurden“, weiß Aidah zu erzählen.

„Ja Kweku ist der Mittwoch und Yaw … soweit ich mich erinnere … der Freitag“, antwortet Kasim.

„Nein, Yaw ist der Donnerstag!“, lacht Ferouse auf. „Es war eine lange Tradition hier in dieser Region, die gerne in großen Familien geführt wurde. Zwischenzeitlich wurden zwar auch internationale, meist englische oder französische Namen genutzt. Nach der Großen Transformation, im Zuge der Wiederbelebung einiger alter Traditionen, wurden immer öfter aber auch ursprüngliche, nur lokal verwendete Namen vergeben. Da die Menschen durch die umfassende Transformation erkannt haben, dass das gemeinsame Gleichgewicht allen Lebens erhalten bleiben muss, gibt es in einer Familie heute meist nur ein bis drei Kinder und nicht mehr sieben, acht, oder gar noch mehr. Deswegen ist es heute eher die Ausnahme, dass Jungs auch mal nach dem Wochentag ihrer Geburt benannt werden“, fügt sie hinzu.

„Alle einsteigen!“, ruft die Busfahrerin, die sich neben der Vordertür des Busses aufgestellt hat.

Ich sehe, dass Adama noch mit den Fahrern des Tiefladers spricht. Inga verabschiedet sich von unseren Gastgebern und steigt mit uns ein. Der Letzte, der einsteigt ist Adama. Der Bus setzt sich dann hinter dem Tieflader langsam in Bewegung. *›Es wird etwas dauern, bis wir in Pô angekommen sind ...‹* Ich sitze diesmal auf einem der hinteren Sitze des Busses. Ferouse ist vorne mit Adama und organisiert offensichtlich etwas im Kommunikator. Aidah und Kasim sitzen zusammen in einem der durchgesessenen Doppelsitze und ich möchte mir eigentlich nicht vorstellen, was sie da tun. Mein Sitz ist nicht so bequem, wie ich es mir erhofft habe, aber ich setze mich jetzt nicht mehr um. Auf beide Seiten der Straße reihen sich verlassene Häuser und Gebäudekomplexe, die langsam aber sicher durch die Vegetation verschlungen werden. *›Das sind wohl die Vororte von Tamale ...‹,* überlege ich. Ich merke, dass meine Augen schwer werden und ich gebe mich einfach dem Ruckeln des Busses hin.

◊ ◊ ◊

„Wir erreichen bald Pô, dort wird ein anderer Fahrer den Bus übernehmen“, meint die Busfahrerin zu Inga, die sich neben sie gesetzt hatte. „Ich bleibe dann für ein paar Tage in meiner Heimat, bevor ich euch wieder folge. Der zweite Transporter mit den restlichen Baumaterialien kommt in etwa sieben Tagen aus Bamako. Dort fahre

ich dann bis Ouagadougou mit.“

„Du bist also aus Pô?“, fragt Adama. „Und du triffst dann in Ouagadougou auf unsere Gruppe aus Koti?“

„Zweimal ja!“, antwortet sie freundlich. „So ist es in der Reiseplanung ja bereits vorgesehen. Ich besuche meine Familie und schließe mich dann der zweiten Gruppe an. Ab Ouagadougou übernehme ich dann wieder den Bus der Gruppe, die aus Koti dazu stößt.“

Inzwischen sind wir schon mitten in Pô. Der Transporter und der Bus halten beide an der Ladestation. Ich freue mich auf ein wenig Bewegung, diese langen Fahrten empfinde ich schon als sehr ermüdend. Beim Aussteigen verabschieden sich alle von der Busfahrerin.

„Wir sehen uns bald wieder“, sage auch ich zu ihr. „Freue mich schon drauf.“

„Ja klar. Es macht Spaß mit euch. Ich wünsche euch eine schöne Feier!“, lächelt sie zurück.

Draußen strecke ich mich etwas, um die Beine zu lockern, schultere meinen Rucksack und schaue mich ein wenig um. Es gibt einen weiteren Bus, nicht weit entfernt. Außer uns sind sonst nur noch eine junge Frau mit einem kleinen Kind zu sehen, die auf einer der Holzbänke sitzen. Der andere Bus scheint jedoch ziemlich voll zu sein. Adama und Inga gesellen sich zu mir und rufen Kasim, Aidah und Ferouse hinzu.

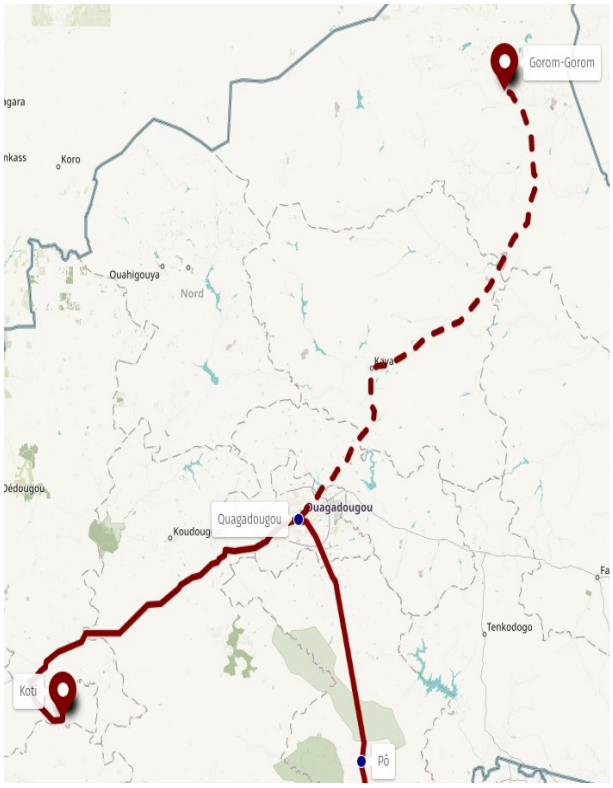
„Seht ihr den anderen Bus dort?“, fragt Inga, „die Leute dort fahren ebenfalls mit euch nach Koti. Soweit ich weiß, sind für euch Lunchpakete vorbereitet worden und eure Fahrt zur Familienfeier wird gleich fortgesetzt …“, informiert sie uns kurz und folgt dann nach einer kurzen Pause, Adama in ihren Blick einschließend, „Wir freuen uns auf ein Wiedersehen in Gorom-Gorom und wären sehr froh, wenn ihr pünktlich zum Beginn der Arbeiten am Projekt zurück seid.“

„Wir freuen uns auch auf das Wiedersehen“, erwidert Ferouse.

Ich nicke nur kurz mit dem Kopf. Ich finde Ingas Ansprache etwas fehl am Platz. *›Klar werden wir pünktlich sein, so weit es die Verhältnisse erlauben …‹* Aber das sage ich ihr nicht. Wir versorgen uns mit den Lunchpaketen und füllen unsere Wasserflaschen auf. Ich packe meinen Kommunikator in den Rucksack und folge den anderen zu unserem Bus.

„Hallo, wir möchten mit nach Koti, habt ihr noch vier Plätze frei?“, fragt Kasim den etwa gleichaltrigen Busfahrer.

„Vier Sitzplätze, oder? Stehplätze sind knapp!“, antwortet der mit einer Gegenfrage und lacht laut. „Klar, aber nicht schubsen … übrigens, ich bin Amadou. Herein-spaziert!“



Pô - Ouagadougou - Koti

Ankunft in Koti

Der Bus hält abrupt an einer Kreuzung und Amadou unterhält sich laut mit einer Frau, die am Straßenrand zu Fuß unterwegs ist. Sie lachen beide und die Frau steigt schließlich ein. Wir biegen dann rechts ab und in der Ferne sind einige Häuser am Straßenrand zu sehen.

„Wir sind gleich in Koti!“, ruft Amadou uns allen zu. „Bitte beim Aussteigen nichts liegenlassen. Ich muss gleich nach Dano fahren, weitere Leute abholen.“

Der Bus fährt direkt zu einem zentralen Platz, auf dem sich viele Menschen befinden, die scheinbar damit beschäftigt sind, durcheinander zu laufen. Als der Bus zum Stehen kommt, friert das Durcheinander plötzlich ein und alle Gesichter wenden sich in unsere Richtung. *›Unheimlich …‹* Die Sonne steht noch relativ hoch und das Licht ist ziemlich grell. Ich steige aus und ein lautes Murmeln ist von den Umstehenden zu vernehmen. Kasim, Aidah und Ferouse sind bereits in der Menge verschwunden und ich merke, dass viele der Anwesenden mich unverhohlen anschauen.

„Mika!“, ruft eine kräftige Männerstimme.

Aus der Menge bewegt sich mein Großvater Jitu mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.

„Du bist da …“, flüstert er, während er mich an sich drückt. „Ich freue mich ja so sehr, dich endlich zu sehen!“, sagt er und hält mich auf Armlänge von sich. „Du bist größer als ich dachte“, stellt er fest und seine Augen strahlen mich an.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

„Ja, Opa, ich freue mich auch, nach einer so langen Reise, endlich bei euch zu sein“, antworte ich schließlich und sehe dann auch Oma Kyara neben mir stehen.

„Mika …“, sagt sie lächelnd und ich sehe, dass ihre Augen feucht sind.

Ich löse mich aus Opas Umarmung und wende mich der zierlichen Gestalt meiner Oma zu. Ich umarme sie und spüre, wie zerbrechlich sie sich anfühlt und das sie in meiner Umarmung leicht erzittert. Sie schiebt mich etwas weg von sich und schaut mir tief in die Augen. *›Meine Mutter sieht ihr sehr ähnlich …‹,* erkenne ich plötzlich. Oma gibt mir einen dicken Kuss auf die Wange, drückt mich noch mal und ein bisschen fester an sich und dann schiebt mich wieder weg, diesmal meine Hand festhaltend.

„Ich bin sehr glücklich, dass du endlich hier bist“, fängt sie mit unsicherer Stimme an. „Ich habe so lange darauf gewartet …“, folgt sie, aber ihre Stimme verliert sich in dem Tumult, der gerade um uns herum entsteht.

Eine große Anzahl junger Männer und Frauen, begleitet von Kindern unterschiedlichen Alters bilden gerade einen Kreis um uns und alle scheinen gleichzeitig etwas zu fragen oder zu sagen, leider in dem lokalen Dialekt, den ich und der Kommunikator nicht verstehen. Opa Jitu schaut mich verschmitzt an und hebt seine rechte Hand. Alle werden sofort still, so still, dass ich mein eigenes Atmen hören kann. Opa nimmt meine linke Hand, hebt sie in die Luft und sagt etwas in dem mein Name vorkommt und, während alle anfangen wieder gleichzeitig zu reden, dreht er sich wieder zu mir.

„Ich habe dich gerade all deinen Großcousinen und Großcousins vorgestellt und ihnen gesagt, dass du sie gleich einzeln begrüßen wirst. Aber, da du unseren lokalen Dialekt nicht sprichst, sollten sie dich wohl besser in der überregionalen Sprache »mòoré« anreden, die wird ja auch vom Übersetzter verstanden“, sagt er und schaut mir die ganze Zeit direkt in die Augen.

Opa Jitu stellt sich an meine linke Seite und ich schaue mich unbeholfen um. Ich höre bei zwanzig auf zu zählen. Oma drückt mir die rechte Hand so stark, dass ich mich kurz befreien muss und meinen Arm um ihre Schulter lege. Opa beobachtet mich ganz genau, hebt wieder die Hand und alle werden wieder still.

„Ja, Mika, wir sind in der Tat eine ziemlich große Familie …“, fängt er an und ich merke, dass alle lächeln. „Du hast hier, in Koti, vierunddreißig Cousins und Cousinen unterschiedlichen Grades, die dich alle noch nie gesehen haben und neugierig darauf sind dich kennenzulernen …“, höre ich ihn sagen.

Ich spüre wie meine Knie weich werden und ich stütze mich instinktiv auf Oma Kyaras Schulter. Sie zittert nicht mehr und plötzlich wird mir klar, dass ich mich auf sie, im wahrsten Sinne des Wortes, verlassen kann. Opa Jitu lässt meine Hand los und gibt einem jungen Mann ein kurzes Zeichen. Er kommt zu uns, zu mir und Opa stellt ihn mir vor. Offensichtlich der Erste in der langen Reihe, die sich zunehmend hinter ihm bildet. Ich sehe wahrscheinlich sehr überfordert aus. Ich höre Oma leise in mein Ohr flüstern.

„Du musst das jetzt bitte alles mitmachen, bis du ihnen vorgestellt worden bist, Mika. Das ist Sitte hier bei uns und jeder, dem du heute nicht sofort vorgestellt worden wärst, würde sich zurückgesetzt fühlen …“, sagt sie und fügt sofort noch hinzu, meine Frage ahnend, „… Nein, du musst dir die Namen nicht merken. Niemand erwartet das von dir. Ihr werdet alle genug Zeit in den nächsten Tagen haben, um euch zu unterhalten und einige wirst du vielleicht sogar besser kennenlernen.“

Sie lächelt und fühlt sich gar nicht mehr so zerbrechlich unter meinem Arm an. Auch ihre Stimme ist kräftiger und sicherer geworden, sogar bestimmend. So kenne ich sie aus unseren Videotelefonaten. Ich bin gerade überwältigt von der Menge an neuen, mir zulächelnden Gesichtern. Ich nicke, schüttle Hände, werde auf die Wange geküsst, mir wird von kleinen Jungs in die Taschen gegriffen und an der Hose gezogen, ein Mädchen gibt mir eine Holzpuppe mit einer weißen Blume …

Ich habe Tränen in den Augen und weiß gar nicht warum. Ich bin noch niemals so vielen Menschen begegnet, die mich alle unbedingt kennenlernen wollen. Die Zeremonie scheint nicht zu Ende gehen … meine Augen wandern von Gesicht zu Gesicht und zwischendurch auch durch die Menge, die sich dahinter befindet. Ich höre Namen, die ich noch nie gehört habe und bin echt froh, dass ich sie mir nicht merken muss. Ich könnte unmöglich die Namen irgendeinem Gesicht zuordnen.

Ich fühle mich von der Situation langsam überwältigt und ein Schwächegefühl macht sich in mir breit. Opa Jitu und Oma Kyara scheint das aber nicht zu interessieren. Sie lächeln und stellen mir ununterbrochen meine Familie, meine sehr große Familie vor. Zwischen einem jungen Bub und seiner Mutter bleiben meine Augen an einem anderen Gesicht hängen. Mein Herz klopft auf einmal wie verrückt. Dort, in der Ferne, lächelt mich auch jemand direkt an, aber so ganz anders.

Es ist Ferouse. Sie steht am Rande des Marktplatzes im Schatten eines Kapokbaums, an dessen Brettwurzeln angelehnt und schaut unentwegt in meine Richtung.

Neben ihr sehe ich Aidah und Kasim, die sehr miteinander beschäftigt sind. Meine Hand wird gerade von einem großen Mann gedrückt und dabei höre ich Opa Jitus Stimme in meinem Ohr.

„Dein Onkel Ismael fragt dich, wie lange du vorhast in Koti zu bleiben …“

Ich schaue dem großen Mann, offensichtlich dem Bruder meiner Mutter, direkt ins Gesicht, da er mir so nah gekommen ist, dass ich sonst nichts mehr sehen kann. Er sagt etwas mit bestimmender Stimme und ich blicke unbeholfen meinen Opa an, der dann diesem Onkel etwas erzählt, das diesen anscheinend beruhigt und sogar zum Lachen bringt. Er klopft mir kräftig auf die Schulter, zwinkert mir kurz zu und dreht sich dann wieder weg. Hinter ihm erhoffe ich Ferouse wieder zu entdecken. Sie ist aber nicht mehr da, wo sie vorher stand. Im Schatten des Kapokbaums stehen nun einige ältere Männer, die sich angeregt unterhalten.

Mir wird das langsam aber sicher etwas zu viel und will das nun Opa Jitu mitteilen. Eine weitere Frau umarmt mich und geht weiter. Ich drehe mich kurz zu Opa und packe ihn am Arm. Aber er entgegnet meiner noch nicht ausgesprochenen Bitte direkt mit einer Antwort:

„Wir sind gleich fertig“, meint er beruhigend und zeigt vor sich, wo sich in der Tat nur noch ein weiterer junger Mann befindet.

Noch eine Hand schüttle ich und dann steht keiner mehr vor mir. Der Marktplatz ist nach wie vor voller Leute und alle sind sehr beschäftigt damit, Tische und Stühle aufzustellen und Geschirr zu bringen. Es wird langsam dunkel und Lichterketten werden in den umliegenden Bäumen angeschaltet. Das ganze Geschehen passiert abseits von mir und es fühlt sich an, wie in einem Traum. *›Ich muss wohl sehr müde sein …‹,* denke ich … und ich weiß gerade nichts mehr mit mir anzufangen. Ich möchte mich nur einfach irgendwo hinsetzen und etwas trinken. Mir ist ein wenig schwindelig …

„Mika, hey, geht es dir gut?“, höre ich Opa Jitu mich fragen.

„Lass ihn in Ruhe, du …“, antwortet Oma Kyara und zieht an meiner Hand. „Komm, Mika, lass uns erstmal nach Hause gehen. Du möchtest vielleicht was trinken und dich etwas ausruhen, nicht wahr?“

Wie im Traum folge ich den beiden durch die Menschenmenge auf dem Marktplatz. Ständig lächelt mich jemand an, Hände klopfen mir freundlich und zugewandt auf die Schulter oder auf den Rücken, warme Stimmen sagen mir etwas, das sich gut anfühlt, auch wenn ich es nicht verstehe. Einmal vom Marktplatz weg befinden wir uns

in einer kleinen Gasse zwischen den Gärten, die rund um die Häuser angelegt sind. Hier ist nur noch das Licht der Dämmerung und nach einigen Schritten verblassen auch die Stimmen der vielen Menschen hinter uns.

„Nur noch einige Schritte …“, höre ich Opa sagen.

„Wir sind gleich da …“, ergänzt Oma und zieht an meiner Hand, die sie anscheinend nicht wieder loslassen möchte.

Opa läuft einige Schritte vor uns, mit der Gangart eines Menschen, der es gewohnt ist zu bestimmen. Zumindest denke ich das, wenn ich ihn so laufen sehe. Ich ziehe meinen Rucksack mit der freien Hand zurecht, er drückt mir auf die Schulter.

„Ist gut …“, stottere ich, „Mir wurde nur etwas mulmig bei den vielen Leuten …“, sage ich, ohne mir etwas dabei zu denken.

Opa Jitu hält plötzlich an und schaut mich verwundert an.

„Mulmig? Warum denn? Es sind doch alle deine Verwandten … du wusstest doch, dass sie zur Begrüßung alle kommen werden, oder?“

Mir wird klar, dass meine Worte falsch verstanden werden. Die Übersetzung des Kommunikators ist wohl nicht sehr präzise. Ich frage mich, ob es eine Möglichkeit gibt das zu verbessern.

„Ja, natürlich …“, fange ich hastig an, „ich wusste schon, dass sie alle hier sind, Nur, es ist eine Sache zu wissen, dass meine hiesige Familie so groß ist, und etwas anderes, alle auf einmal direkt zu treffen und geballt zu erleben …“

„Jitu, lass das Kind in Ruhe …“, meint Oma Kyara zu meiner Hilfe einschreiten zu müssen.

„Das Kind?“, schaut Opa Jitu sie entrüstet an. „Das Kind ist über achtzehn Jahre alt und somit bereits ein junger Mann, der sogar heiraten könnte …“, stellt er fest, breitbeinig vor seiner Frau stehend und mich keines Blickes würdigend. „Aber du hast ja auch Recht, Kyara …“, folgt er nach einem Augenblick des Innehaltens. „Mika ist noch ein Kind, da er noch nie einen Mentor hatte, wie wir alle in der großen Dagara-Tradition, und ist auch noch nie durch das Initiationsritual durchgegangen, wie alle unsere jungen Leute es in seinem Alter bereits getan haben …“

›Initiationsritual …?‹ Alle Alarmglocken scheinen in meinem Inneren zu klingeln. Von einem Initiationsritual ist mir bisher nichts bewusst gewesen. Abgesehen davon weiß ich ja auch, dass die globale Transformation gerade wegen der Überwindung vieler

alter und tradierter Glaubensvorstellungen erst stattfinden konnte. Grund dafür war und ist, dass erst mit dem Erkennen der Rolle des Menschen im gemeinsamen Gleichgewicht allen Lebens, eine nachhaltige Veränderung der jeweiligen Lebensführung möglich wurde. Es ist mir klar, dass es überall noch Gemeinschaften gibt, die diesen Weg noch nicht abgeschlossen haben, beziehungsweise eigene Formen der Transformation entwickelt haben, die teilweise auch die alten Glaubensvorstellungen integrieren. Allerdings ist mir bisher niemals in den Sinn gekommen, dass ich mit den Traditionen der Gemeinschaften, aus deren Mitte auch meine Mutter stammt, persönlich etwas zu tun haben werde. *›Das ist jetzt aber nicht gerade das, was ich erwartet hatte …‹,* meldet sich die Vorsicht in meinem Hinterkopf.

„Ähm …“, versuche ich verunsichert die Stimme zu erheben.

Opa hebt bestimmt seine Hand und kommt zwei große Schritte auf mich zu. Er legt seinen Arm um meine Schulter und seine Augen glitzern, als er dann wieder spricht.

„Mika, das wusstest du zwar nicht, aber du wirst in den nächsten Tagen das in unserer Gemeinschaft traditionelle Initiationsritual durchlaufen.“

Er sagt das, als ob mir eine besondere Ehre zu teil wird. Ich fühle mich jetzt jedoch eher, wie arglistig hinters Licht geführt.

„Genau …“, wage ich wieder anzufangen, „… Davon wusste ich bisher nichts. Worum geht es bei diesem Initiationsritual?“

Ich sehe zwar, dass beide, Oma und Opa, mich sehr belustigt anlächeln, kann jedoch auch eine gewisse Angst nicht verstecken. Opa und Oma schauen sich bedeutungsvoll an und nicken einander zu, so, als hätten sie meine Reaktion schon lange erwartet. Opa nimmt einen tiefen Atemzug, bevor er sehr langsam mit einer Erklärung beginnt.

„Ich weiß nicht, ob deine Mama dir etwas über unsere Kultur und die Traditionen hier in Burkina Faso erzählt hat. Sie müsste es wissen, denn sie hat in deinem Alter auch dieses Initiationsritual durchlaufen …“

„Na ja“, wendet Oma ein, „nicht genau dieses, denn sie ist eine Frau und …“

„Ja, Kyara, darf ich, bitte?“, schaut Opa sie mit festem Blick an. „Ja, Mika, in der Tat, nicht dasselbe Ritual, denn es gibt feine Unterschiede zwischen der Initiation der Frau und der des Mannes, aber, im Großen und Ganzen reden wir hier ja über die gemeinsame Kultur und Tradition der Dagara-Stämme, die seit vielen Jahrhunderten in dieser Region gelebt haben. Dieser Tradition nach muss jeder junge Mensch, um

in der jeweiligen Stammesgemeinschaft seinen Platz zu erhalten, ein Initiationsritual durchlaufen. Um sich darauf vorbereiten zu können, bekommt er oder sie einen Mentor, oder eine Mentorin, will sagen Jemanden, der bereits Erfahrungen gesammelt hat und dem jungen Menschen dann mit Rat zur Seite stehen kann."

Opa kommt an meine Seite und wir gehen wieder durch die fast dunkle Gasse. Oma folgt uns zwei Schritte entfernt. Opa hat mich fest im Griff und schiebt mich langsam in Richtung eines kleinen Pfades zwischen zwei Büschen. Etwas weiter hinten sind die beleuchteten Fenster eines kleinen Hauses zu sehen. Die Tür ist offen und wir gehen direkt darauf zu. Ein paar Schritte davor bleibt Opa stehen und hält mich weiterhin fest. Oma geht an uns vorbei und ins Haus hinein.

Ich kann nicht sagen, dass mir sehr wohl bei der Sache ist. Klar habe ich im Studium über Initiationsrituale gelesen und, als ich mich für die Reise vorbereitet habe, habe ich auch über die Geschichte Westafrikas und deren Bevölkerung einige Informationen gesammelt. Aber das hat mich jetzt völlig unvorbereitet erwischt. Opa dreht mich zu sich und spricht weiter auf mich ein.

„Mika, du brauchst keine Angst zu haben!"

„Ich habe keine Angst …", rutscht mir ungewollt raus.

„Nein, natürlich nicht", lächelt Opa, „warum auch, dir wird nichts geschehen. Ich wundere mich nur, dass du so überrascht bist. Eigentlich haben wir mit deiner Mutter schon vor langer Zeit darüber gesprochen, dass du mal hier herkommen sollst und, wie sie zu ihrer Zeit, dann das Initiationsritual durchläufst, um damit offiziell in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Es ist nur normal, denn du bist einer von uns, nicht wahr?", strahlt er mich abschließend an.

„Ja, ich weiß auch nicht warum", versuche ich eine Antwort, „aber Mama hat mir davon nichts erzählt, wirklich …"

Ich fühle mich irgendwie, als ob ich unvorbereitet erwischt wurde und kann mir das nicht erklären, denn ich kann ja wirklich nichts dafür. Dazu bin ich auch noch wirklich neugierig darauf, was mein Opa mit »Initiationsritual« meint.

„Ich würde allerdings sehr gerne mehr darüber wissen, ich meine über das, was mich erwartet und wann, vor allem …", füge ich hinzu. „Weißt du, Opa, ich bin ja nur drei Tage hier und …"

„Jitu, lass den Jungen in Ruhe und kommt bitte ins Haus … das Essen steht nun auf dem Tisch", höre ich dankbar Omas Stimme durchs geöffnete Fenster.

„Ja, ja, wir kommen!“, erwidert Opa und dann, als ob er mir ein Geheimnis, das Oma nicht wissen sollte, verraten würde „Mach dir wegen Zeit und wann und wie keine Gedanken, Mika! Es wird alles gut, du wirst sehen“, schließt er seine Ansage ab und sein Lachen ertönt fröhlich in der Kühle des Abends.

◊ ◊ ◊

Ich liege auf dem Gästebett und spüre noch den Geschmack von Omas leckerem Essen. *›Sie kocht schon ganz anders, als wir bei uns zu Hause …‹,* meine ich zu erkennen. *›Apropos zu Hause…‹*

„Oma, ich möchte mich gerne bei Leyla und Simon melden. Mal sehen, ob ich die erreichen kann.“

„Ja, eine gute Idee Mika, ich denke beide würden gerne wissen wollen, wie es dir geht …“, meint Oma Kyara.

Ich versuche eine Verbindung nach Hause aufzubauen. Das Bild flackert, aber es ist nichts zu erkennen oder zu verstehen.

„Komm mal hier rüber“, ruft Jitu zu mir, „hier ist der Empfang besser.“

Neben der Küche im Wohnbereich funktioniert es auf einmal besser und das Gesicht von Simon ist zu erkennen.

„Mika!“, lächelt er mich an. „Du bist also endlich in Koti angekommen!“

„Mika, alles klar bei dir?“, fragt Lares, der gerade durchs Bild läuft.

„Na, du hast unsere kleine Familie ja auch schon kennengelernt“, strahlt Mama mich an.

„Alles gut, ich bin, wie ihr seht, endlich hier und von der echt sehr kleinen Familie überwältigt“, antworte ich und spüre ein warmes Ziehen im Herzen. „Meine lange Reise, soviel kann ich jetzt schon sagen, hat mich hier zu meinen noch nicht wirklich erahnten Wurzeln geführt.“

„Ah, dann haben Oma und Opa ihre Aufgabe, dich allen vorzustellen wohl gut erfüllt!“, sagt sie noch an Jitu und Kyara gerichtet.

„Ja, alle waren sehr neugierig und wir sind echt stolz auf Mika …“, antwortet Jitu und legt die Hand auf meine Schulter.

„Und die Familie hat ihn mit offenen Armen empfangen“, ergänzt Kyara.

„Über eine Sache hättest du mich aber vor meiner Abfahrt aufklären können!“, sage ich etwas verunsichert.

„Was meinst du?“, schaut mich Leyla fragend an. „Über das Klima und die besonderen Bekleidungsvorschläge hatte ich dich doch informiert und wie groß unsere Verwandtschaft ist, wusstest du doch auch bereits aus meinen Erzählungen. Oder?“

„Ja, dass meine ich auch nicht. Du hättest mir wenigstens zu dem Ritual ein paar Worte sagen können“, entgegne ich trotzig.

„Ja, Mika, das hätte ich können. Aber du wirst selbst deine Erkenntnisse daraus ziehen. Da bin ich mir ganz sicher“, antwortet sie mir und zwinkert Jitu zu. „Papa, bitte pass gut auf meinen Mika auf, er soll ja wieder gesund und munter zu uns zurückkehren.“

Alle, außer mir, brechen in lautes Lachen aus und Jitu klopft mir erneut auf die Schulter.

„Kein Problem, Leyla. Mika wird kein Haar gekrümmt“, antwortet er verschmitzt.

„Wir machen jetzt einen Abstecher auf den Marktplatz, das große Familienfest geht gleich los. Gute Zeit euch und bis bald!“, verabschiedet sich Oma Kyara.

„Liebe Grüße an die ganze Familie!“, winkt uns Leyla zu.

„Mika, bitte halte uns weiterhin auf dem Laufenden …“, meint auch Simon.

„Ähm, Mika? Ajola ist mir gestern über den Weg gelaufen und hat gefragt, wie es dir geht“, sagt Lares seinen Kopf vor der Kamera haltend und bedeutungsvoll schauend. „Ich hab ihr aber nichts verraten!“, fügt er noch vorsichtig hinzu.

„Vielen Dank, Brüderchen, wie ich es nicht anders von dir kenne“, erwidere ich und beende den Anruf.

Ein Schwall Erinnerungen drängt sich mir gerade auf. Mir wird klar, dass ich in den letzten paar Tagen überhaupt nicht mehr an Ajola gedacht hatte, dass sie bei mir gar nicht mehr präsent gewesen war, wie es sonst bisher immer der Fall war. Auf einmal sehe ich ihr Gesicht vor mir und höre ihre Stimme, wie damals, als wir uns zuletzt unterhalten hatten. Es ist scheinbar so viel Zeit vergangen, so vieles ist passiert. *›Mach dir nichts vor, Junge‹*, höre ich meine innere Stimme *›… du weißt ganz genau, dass nur Ferouse »passiert« ist, sonst nichts! … Oder?‹* Meine innere Stimme hat Recht, das kann ich nicht bestreiten. Das Gefühl, das ich gerade empfinde ist jedoch zu komplex und verwirrend, um in dieser Art damit fertig werden zu können. Ich bin nun Tausende Kilometer gereist, bis ans andere Ende der Welt, wie es scheint … und dann reicht ein Wort meines Bruders, um mich augenblicklich zurück in die Heimat zu versetzen. Ich spüre sehr klar, dass Ajola mir etwas bedeutet, etwas, das ich mit

meinem Herzen empfinde, das mich im Hintergrund die ganze Zeit begleitet hat, das niemals wirklich verschwunden war, auch wenn wir uns, im wirklichen Sinne des Wortes, aus den Augen verloren haben. Aber jetzt ist in meinem Inneren nicht nur Ajola da … sie teilt sich diesen Platz mit Ferouse und ich muss mir dies jetzt endlich eingestehen. Jetzt, bevor ich irgendeiner von beiden wieder begegne … oder einer von beiden wehtue.

Familienfeier

Abends auf dem Marktplatz

Wir gehen gemeinsam in Richtung Marktplatz. Kleine bunte Lampen und Lampions hängen in den Bäumen und an den Häusern. Opa und Oma tragen jetzt farbenfrohe Gewänder, wie auch viele der anderen älteren Menschen, die uns unterwegs begegnen. Der Platz ist noch voller als vorhin, als mir die Familie vorgestellt wurde. Es wird laut und durcheinander gesprochen. Lachen, Klatschen und Singen mischt sich in den Klang der Trommeln, Xylofone, Flöten und Saiteninstrumente. Männer und Frauen spielen im Kreis, stehend und sitzend. Und ihr Lachen ist ausgelassen und freudig.

Ich höre Musik, so wie sie manchmal von meiner Mutter gespielt und getanzt wird. Mit jedem Trommelschlag verdichtet sich das Gespielte zusehends. Alle die hier sind, bewegen sich im selben Rhythmus, wie ein einziges Wesen, das sowohl die Musik spielt und gleichzeitig dazu tanzt. Die Augen der Menschen strahlen eine Zufriedenheit aus, die mir in dieser Intensität noch nicht bekannt ist. Und doch, ich kenne sie, ich kann sie gerade auch spüren, auch wenn ich noch nicht ausmachen kann, woher sie kommt, oder was sie wohl verursacht.

Ich merke, dass der Rhythmus mich auch immer stärker erfasst. Ich bin erstaunt, dass mein Körper so selbstverständlich mit der Musik mitgeht. Ich genieße jeden Ton und bin von der Vielfalt der Klänge und den pulsierenden Trommeln innerlich fasziniert.

Opa bleibt an meiner Seite und ich spüre wie er mich sanft durch die Menge leitet. Oma ist verschwunden, ich kann sie nicht mehr sehen. Meine Augen gewöhnen sich langsam an die farbige Fülle und ich fange an einzelne Gesichter zu erkennen. Ich suche Kasim, Aidah und Ferouse, kann sie jedoch nirgends sehen.

Auf einem langen schmalen Tisch sind Gefäße mit Getränken aufgereiht. Ich nehme mir einen Becher und trinke einen großen Schluck daraus. Die Flüssigkeit prickelt auf meiner Zunge und bald darauf spüre ich, wie sich eine wohlige Wärme in meinem Körper ausbreitet. *›Ob das ein alkoholisches Getränk ist?‹,* frage ich mich und will noch einen kräftigen Schluck nehmen, aber Opa unterbricht mich.

„Langsam, langsam, Mika …“, höre ich ihn neben mir, während er meine Hand sanft nach unten drückt und ich den Becher abstelle. „Ich weiß nicht, ob du gewohnt bist so etwas zu trinken …“, meint er und zwinkert mir zu. „Das ist unser Zaubertrank, so was wie eine Medizin, die die Zeit verschwinden lässt und die Ausgelassenheit fördert. Deswegen muss er auch langsam und vorsichtig genossen werden.“

„Ich habe schon mal Alkohol getrunken …“, antworte ich kurz, aber ich spüre bereits, dass die Wirkung des Trunks eine etwas andere ist, als die von mir erwartete. „Ähm, … und was genau ist denn in diesem Zaubertrunk drin, bitte?“

Opa schaut mich ruhig und lächelnd an, schaut sich um, als ob er sich versichern möchte, dass uns niemand beobachtet oder belauscht und meint mit einer ernst aufgesetzten Miene:

„Das kann ich dir noch nicht sagen, mein Junge. Das ist nur den offiziellen Mitgliedern unserer Familiengemeinschaft vorbehalten. Du verstehst. Es ist ein Geheimnis …“

Ich sehe, dass er seinen Spaß daran hat mich aufzuziehen, bin aber überhaupt nicht verärgert. Mir geht es gerade blendend. So gut habe ich mich, glaube ich, noch nie gefühlt. Ich würde ja noch einen Schluck davon trinken wollen, aber so intensiv wie mein Körper auf diesen Trunk gerade reagiert, werde lieber vorsichtig bleiben. Ich weiß echt nicht, was noch alles passieren wird und möchte, wenn schon nicht auf alles vorbereitet, zumindest im Stande sein, alles mitzubekommen, was immer noch kommen mag. Opa kann offensichtlich mein Dilemma erkennen.

„Sehr vernünftig, Mika. Die Entscheidung bleibt immer bei dir, aber ich sehe schon in dir die Hauptmerkmale unserer Familienbande: Wir sind alle vernünftig!“, sagt er und klopft mir kräftig auf den Rücken.

„Vielleicht zu vernünftig, manchmal zumindest …“, höre ich Omas Stimme hinter mir.

Ich drehe mich um. Vor mir steht wieder der große Mann, der meiner Mutter ähnlich sieht und mir vorhin kurz vorgestellt wurde.

„Mika, kannst du dich noch an Ismael erinnern?“, fragt Opa

„Ja klar!“, sag ich und strecke ihm meine Hand entgegen. „Hallo Ismael, du bist doch der Bruder meiner Mutter, nicht wahr?“

Ismael lächelt, schüttelt kräftig meine Hand und spricht mich im lokalen Dialekt an. Opa unterbricht ihn.

„Mika kann dich so nicht verstehen, Ismael. Du solltest mit ihm »französisch« oder »mòoré« sprechen, dann hilft euch der Kommunikator. Unser Dialekt »fulfulde« ist noch nicht in die multilinguale Datenbank aufgenommen.

„Verzeih Mika, jetzt sollte es besser klappen, hoffe ich“, sagt Ismael in einem vertraut klingenden Singsang, der nun anscheinend auch übersetzt wird.

Er schaut mich sehr belustigt an. Ich merke, dass ich wie ein Honigkuchenpferd grinse. *›Das ist bestimmt der Trunk …‹* Ich räuspere mich und versuche etwas seriöser aufzutreten.

„Ja, ich kann dich jetzt gut verstehen, danke.“

„Das ist gut. Ich sehe, du hast dich schon mit unseren Gebräuchen angefreundet … wie gefällt es dir bei uns, Mika?“

Die Frage erwischt mich gerade unvorbereitet.

„Ähm … ja, gut, bin noch am Ausloten, am Kennenlernen … es ist vieles so fremd und doch gleichzeitig vertraut … ich denke, ich brauche noch etwas Zeit …“, blubbere ich vor mich hin.

„Es war auch nichts anders zu erwarten“, meint Ismael. „Ich bin auch mal in Europa gewesen, wo ich, wie du hier, bei einem technischen Projekt mitgemacht habe. Für mich war die Anfangszeit dort auch sehr ungewohnt, auch wenn ich, wahrscheinlich wie du auch, vorher im MultiNet ausführlich recherchiert hatte … Aber ich habe eine gute Nachricht für dich!“, lächelt er mich erneut an. „Ich bin von unserer Familie ausgewählt worden, dich bei dem Initiationsritual als Mentor zu begleiten und das bedeutet sicher auch, dass ich dir einige der Fragen, die du jetzt bestimmt hast, auch beantworten kann.“

Ich vermute, dass meine Augen gerade sehr groß sein müssen. *›Ja, da war noch was, nicht wahr …‹*

„Ja, danke …“, versuche ich Fuß zu fassen, „Opa hat mir vorhin schon so was erzählt … Ich weiß wirklich nichts von diesem Ritual und …“

„… Dir ist mulmig, wenn du daran denkst?“, setzt Ismael mein Satz fort.

„Ja, genau, ich …“

„Dafür ist noch Zeit“, höre ich Ismaels beruhigende Stimme. „Deine Situation ist sowieso etwas anders, als üblicherweise für die jungen Menschen, die hier leben. Ich werde dir alles, was du wissen sollst, morgen erzählen und, du wirst sehen, es gibt

nichts, wovor du Angst haben müsstest“, meint er und schaut bedeutungsvoll in Richtung Opa Jitu. „Ich meine, egal, was einige unserer Älteren dir bisher vielleicht darüber erzählt haben könnten …“, schließt er mit einem Lächeln ab.

Ich schaue in seine Augen und kann fühlen, dass alles, was er mir sagt, auch ernst gemeint ist und dass ich ihm wohl vertrauen kann. Ich mag ihn schon jetzt sehr gerne, auch wenn ich ihn eigentlich nur wenige Minuten kenne. Es wird mir gerade bewusst, dass Opa und Oma sich entfernt haben und nur Ismael bei mir geblieben ist. Es ist schon ein sehr neuartiges Empfinden. Wir sind in der Mitte einer großen Menge Menschen, die alle gleichzeitig laut reden, singen, tanzen, essen und trinken und ich fühle mich so, als ob Ismael und ich hier ganz alleine wären. Alles andere wird durch seine Präsenz irgendwie gedämpft und erscheint entfernt, wie eine Theaterkulisse auf einer Bühne, auf der wir beide die Hauptrollen spielen. *›Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum Ismael als mein Mentor ausgewählt wurde …‹,* vermute ich.

„Danke für die beruhigenden Worte, Ismael. Aber du wirst verstehen, dass das alles für mich im Moment noch viel zu überwältigend ist …“

„Mika, heute Abend werden wir, gemeinsam mit allen hier, uns entspannen und feiern. Erst morgen, nach einem erholsamen Schlaf, werden wir uns dem widmen, was du noch wissen musst. Es ist nicht viel, aber alles ist wichtig. Du brauchst dafür einen klaren Kopf und ein ruhiges, offenes Herz. Ich schlage vor, dass wir uns morgen, kurz nach dem Sonnenaufgang, hier treffen.“

„Okay, das ist ein Plan“, meine ich etwas ungeduldig, „aber eines musst du mir noch heute Abend sagen …“

„Ja, schieß los …“

„Machst du das öfter? Ich meine … als Mentor unterwegs zu sein?“

„Ja und nein. »Öfter« ist ein relativer Begriff. Ja, ich habe bisher diese Aufgabe für einige junge Männer übernommen. Nein, ich bin nicht der Einzige hier. Zur Auswahl stehen immer alle Erwachsenen der Familie, das heißt alle, die das Initiationsritual selbst durchlaufen haben und somit über die notwendigen Erfahrungen verfügen. Die Wahl wird immer auch abhängig von dem Initianden getroffen, da der Mentor zum Initianden passen muss … und, um deine noch nicht gestellte Frage auch gleich zu beantworten: Junge Männer bekommen immer einen Mann als Mentor, junge Frauen immer eine Frau. Es gibt bei allen Gemeinsamkeiten, wie du bestimmt schon bisher

in deinem Leben auch gemerkt hast, einige wichtige Unterschiede zwischen den geschlechtsspezifischen Vorgehensweisen, die eben auch eine spezielle Erfahrung und Vorbereitung benötigen."

Während er spricht, legt auch Ismael seine rechte Hand auf meine Schulter, so wie Opa es auch gemacht hatte. Das scheint Vertrautheit herzustellen. Eine Vertrautheit, die mir sehr zusagt. Die Berührung empfinde ich als zusichernd, als unterstützend, sogar als beschützend.

„Danke, das macht alles etwas klarer für mich …", entgegne ich und mein Blick wandert über Ismaels Schulter weit weg, an den Rand des bunt beleuchteten und überfüllten Platzes.

„Gerne, Mika", neigt sich Ismael erneut zu mir.

Er ist einen halben Kopf größer und seine breiten Schultern sperren mir für einen Augenblick die Sicht, gerade als ich meine unter einem der Kapok-Bäume Kasim und Aidah zu sehen. Ismael folgt meinem Blick und lächelt mich warm an.

„Ich sehe, du suchst bereits deine Freunde. Das ist auch genau das, was du jetzt tun sollst. Viel Spaß wünsche ich dir noch. Und bis morgen früh. Denk dran, nicht zu viel von dem Zaubertrunk zu dir zu nehmen", fügt er verschmitzt hinzu und ist auf einmal nicht mehr da.

Mit seinem Verschwinden zerreißt auch die Dämpfung, die ich um uns beide herum empfand und die ganze Lautstärke der Feiernden betäubt augenblicklich meine Ohren. Ich sehe jetzt wieder klar, was um mich herum geschieht. Und in der Ferne stehen auch Kasim, Aidah und Ferouse.

Ich überquere den Platz und gehe auf die drei zu. Die laute Musik und vor allem spüre ich den Rhythmus der Trommeln in meinem ganzen Körper. Ich lasse mich gerne darauf ein und schlängele durch die tanzende Menge. Aidah und Kasim haben Augen nur für sich selbst und bemerken mein Kommen nicht. Ferouse hingegen lächelt mir fröhlich zu und ihr Blick fängt mich mit einem Mal ein. Ihre anmutigen Bewegungen gleichen sich meinen an. Ich nähere mich ihr und sie greift meine Hände. Wie von selbst tanzen wir nun gemeinsam. Es fühlt sich an wie in einem Traum. Wir fassen uns an, aber unsere Berührung bleibt vage, fast unwirklich. Was sich jedoch sehr wirklich anfühlt ist die synchrone Bewegung unserer Körper, die beide durch unsere Augen aneinander verbunden zu sein scheinen.

Auf einmal wird alles um uns herum ruhiger. Es wird nun ein sehr viel langsameres

Lied gespielt, das wie Abschied klingt. Die Instrumente sind kaum mehr zu hören und auch alle Stimmen werden überall gesenkt. Die Umstehenden klatschen in die Hände und rufen Worte in Richtung der Musizierenden. Diese stehen reihenweise auf und verbeugen sich leicht, ohne ihr Spiel zu unterbrechen. Sie beenden das Lied und der Gesang der Umstehenden verstummt. Sie stellen ihre Instrumente ab und gesellen sich in die Menge, wo sie mit Umarmungen und Schulterklopfen herzlich empfangen werden.

„Der erste Tag des Festes neigt sich nun dem Ende zu“, meint Ferouse zu mir

„Jetzt schon? Ich dachte, dass die Feier die nächsten Tage ununterbrochen weitergehen wird. Ich komme gerade in Stimmung …“, sage ich, ohne ihre Hände loszulassen.

Ferouse schaut mir weiterhin in die Augen und lässt ihre Hände weiterhin in meinen ruhen. Sie fühlen sich sehr warm und geschmeidig an. Der Druck ist fest, aber nicht festhaltend. Es fühlt sich an wie ein Sich-Einkuscheln ihrer Hände in meinen. Eine neue Erfahrung für mich, diese Empfindung so stark und klar wahrzunehmen. Sie beugt sich zu mir und spricht mit leiser Stimme.

„Wir feiern nicht mehr, wie früher, bis in die Morgenstunden, schon allein aus Respekt gegenüber den vielen Wesen, die um uns herum leben und zu sehr gestört werden würden … und morgen ist ein neuer Tag, an dem wir wieder feiern werden. Ist das in Europa nicht so? Feiert ihr dort immer noch so lange und so laut die ganze Nacht?“

Ihre Frage überrascht mich.

„Ähm, nein, eigentlich nicht. Aber, ich dachte, dass hier …“

„… Wo die Menschen so anders sind, auch das Feiern, nach wie vor, sehr extrem sein müsste …“, ergänzt sie meinen Gedanken mit einem ironischen Blick in ihren Augen.

›Erwischt, was soll ich sagen …‹, wird mir klar.

„Nein … ich meine, es ist eine so wichtige Familienfeier …“, fange ich an mich um Kopf und Kragen zu reden.

Ferouses Hände halten mich auf einmal sehr fest und sie kommt mir so nah, dass ich ihren Atem auf meinem Gesicht spüre.

„Mika, wir alle sind Kinder der Umgebung in der wir aufgewachsen sind, nicht

wahr? Ich hätte auch nie gedacht, dass ein junger Mann, der aus Europa kommt, sich beim Tanzen so anmutig bewegen kann …“, folgt sie schmunzelnd. „Offensichtlich hast du etwas von unserem Spezialgetränk probiert, was?“, fügt sie lachend hinzu.

›Ich bin begeistert? … ist es das, was ich jetzt spüre? …‹ Ihre Art mit mir umzugehen macht mich sprachlos und erleichtert mich auch.

„Ja, warum?“, frage ich und lache laut auf. „Ich habe noch nie so tanzen können, wie hier und heute.“

„Ja, das konnte ich gut bei dir spüren“, sagt Ferouse. „Schön zu sehen, dass du dich so schnell in unsere Traditionen hast einfühlen können …“

„Trunk und Tanz gehören zu unseren Festen“, höre ich Aidah sagen, die mit Kasim nun neben uns steht. „Schön, dass wir zum Mitfeiern eingeladen sind. Danke!“

„Es hat dir also offensichtlich gefallen, Mika“, freut sich Kasim. „Ich liebe unsere Familienfeste. Das ist einfach das Schönste, was unsere Gemeinschaften zu bieten haben.“

Aidah nimmt Kasim an der Hand und beide verschwinden wieder in der Menge der Umstehenden.

„Aber was hat es mit dem Zaubertrunk auf sich?“, wende ich mich noch mal fragend Ferouse zu.

„Zaubertrunk?“, schaut sie mich ihrerseits fragend an.

„Ja, mein Opa meinte zu mir, als ich den ersten Becher schnell austrinken wollte, dass ich es mit dem Zaubertrunk langsam angehen lassen soll, da sonst …“

Ferouse bricht in ein glockenhelles Lachen aus und sie neigt den Kopf auf den Rücken während sie mich sanft vor sich her schubst. *›Sie sieht zauberhaft aus …‹,* mischt sich ein Gedanke ins Geschehen.

„Und du hast das alles geglaubt?“, fragt sie und kann sich kaum einkriegen. „Der alte Jitu war schon immer ein Witzbold. Zaubertrunk! Das ist echt gut!“, lacht sie weiter und ich weiß nicht, wohin und wie ich schnell verschwinden kann. „Jitus Zaubertrank ist ein leichter Palmwein, der hier bei uns zu solchen Feste als Getränk üblicherweise angeboten wird. Offensichtlich hat er dir gut geschmeckt und seine leicht euphorisierende Wirkung hat deinem Körper zur benötigten Geschmeidigkeit verholfen …“ sagt sie schließlich mit etwas ruhigerer Stimme.

Für einen Moment bleiben wir so stehen und schauen uns einfach nur an. Sie nimmt meine Hand und führt mich zu einer freien Bank unter einem Kapokbaum in einer entfernteren Ecke des Platzes. Wir setzen uns und ich beobachte, wie die Menschenmenge sich langsam auflöst und in alle Himmelsrichtungen ihren Heimweg antritt. Auch einige der Lampen-Girlanden werden ausgeschaltet. Es bleiben nur wenige, sehr blasse Lampions, um die Wege noch zu beleuchten.

Wir sitzen schon eine Weile am Rande des nun fast leeren Festplatzes. Ferouse dreht sich zu mir und schaut mich irgendwie ernster an als zuvor.

„Mika“, spricht sie auf einmal sehr leise, „ich kenne dich gerade erst ein paar Tage, aber ich habe dich in mein Herz geschlossen und glaube, dass uns eine tiefe Freundschaft verbindet …“

Mir bleibt gerade die Spucke weg und mein Mund fühlt sich trocken an. Ferouse hört nicht auf mich zu überraschen. Ich habe überhaupt keine Ahnung, was ich jetzt sagen sollte. Alles, was mir in den Sinn kommt, klingt erstmal flach und total ungelenk. Ich fühle mich trotzdem wohl, merke ich. Ihre Anwesenheit übt eine unheimlich beruhigende Wirkung auf mich aus. Egal was sie sagt, ich spüre überhaupt keine Verärgerung, mir wird es auch nicht unangenehm mit ihr. *›Unbekanntes Terrain, Mika! Hier ist sehr große Vorsicht geboten …‹,* klingeln einige Warnglocken in meinem Hinterkopf. Ferouse schaut mich weiterhin direkt an und ich kann meine Augen nicht von ihren abwenden. Ich weiß, dass sie von mir erwartet, dass ich etwas sage. Nur was ist mir nicht klar …

„Mir geht es genauso …“, höre ich meine Stimme und sehe wie Ferouses Augen glitzern, als sie meine Worte hört.

Die Lampions werden ausgeschaltet und es wird schlagartig dunkel. Nur der Mondschein taucht die Landschaft um uns herum in schwaches Dämmerlicht. Ferouse lässt meine Hand los und steht auf.

„Es ist Zeit ins Bett zu gehen, junger Mann!“, sagt sie bestimmend und ich kann spüren, dass sie mir zulächelt. „Da wir, nur noch zwei Tage hier sein werden, wird diese kurze Zeit, vor allem für dich, sehr anstrengend werden.“

„Ja“, entgegne ich ihr und stehe auch auf. „Ich werde mich wohl ausruhen müssen, bevor all das, was mich erwartet, anfangen kann …“, füge ich hinzu und weiß dann nicht, wie ich mich angemessen von ihr verabschieden soll.

Ferouse dagegen scheint ganz genau zu wissen was zu tun ist. Sie kommt zu mir,

umarmt mich und hält mich fest, bis ich mir zutraue, sie auch in derselben Art zu umarmen. Für einen Augenblick habe ich das Gefühl, dass unsere Körper zu einem einzigen geworden sind. Ein Augenblick sehr intensiver Wahrnehmung, die ich so in der Art noch nie erlebt habe. Und dann ist es vorbei. Sie ist so schnell weg, dass ich nicht mal sagen kann in welche Richtung sie gegangen ist. Ich bin noch wie betäubt und wird mir erneut klar, dass das alles komplett neu ist, dass ich so eine Nähe bisher noch nicht erfahren hatte.

Ich versuche mich an den Weg zum Haus meiner Großeltern zu erinnern. Die Beine bewegen sich wie von selbst. Ich schwelge in Gedanken an etwas, was ich noch nicht klar erfassen kann. Und dann blitzt auch noch kurz dieser Gedanke auf. *›Ajola …‹*

Aufnahme in die Gemeinschaft

„Mika, ein schöner neuer Tag bricht an!“, höre ich Omas muntere Stimme.

„Ja, ja, ich bin ja schon wach …“, stammle ich und stehe auf.

Mein Körper fühlt sich, um mich herum, noch wie ein übergroßer Schlafanzug an und ich versuche, diesen mit Strecken und Recken wieder abzustreifen. Es ist bereits hell, aber die Sonne hält sich noch hinter den Bäumen versteckt. Jitu und Kyara sitzen am Esstisch. Kyara hat Frühstück für uns vorbereitet. Ich setze mich Jitu gegenüber und schaue ihn ernst an.

„Palmwein, das war also der Zaubertrank …“, sage an ihn gerichtet und muss schon laut lachen.

Kyara tut so, als ob sie nichts gehört hätte. Jitu klopft dabei lachend laut auf den Tisch. Ich beiße in eine Banane und trinke etwas Wasser.

„Du hast unseren Trunk ja anscheinend gut vertragen“, meint Jitu und schaut mich ruhig an. „Lass Ismael nicht zu lange warten“, meint er noch und blickt in Richtung Garten, wo durch das Fenster der Rücken eines Mannes zu sehen ist.

Ich nehme meine Jacke und verabschiede mich von beiden mit einem kurzen Nicken. Der Mann im Garten ist aber nicht Ismael, sondern der Nachbar, der dort einfach nur auf einer Bank sitzt. Auf dem Weg zum Marktplatz begegnen mir weitere Menschen, die mich freundlich grüßen. Alle sind ruhig und scheinen es überhaupt nicht eilig zu haben. Der Tag fängt ja für alle eben erst an. Auf einer Bank unter ei-

nem der Bäume auf dem Marktplatz sehe ich Ismael sitzen. Als er mich erkennt, steht er auf und umarmt mich fest und bestimmt, so wie es hier Brauch zu sein scheint. Für einen Moment hält er mich an den Schultern fest und schaut mir direkt und tief in die Augen.

„Hast du gut geschlafen, Mika?“, fragt er und deutet an, dass wir der Hauptstraße folgen sollten.

„Ja, schon, eigentlich überraschend gut …“, erwidere ich noch unsicher. „Und du?“, frage ich aus Gewohnheit zurück.

Ich merke wie Ismael mich im Gehen, von der Seite betrachtet. Das kommt mir jetzt schon fast wie eine Musterung vor, als ob er einschätzen will, ob ich das, was er mit mir vorhat, auch durchhalten könnte. *›… Also, das ist nun ein wenig paranoid, oder?‹*

„Ja, ich habe auch gut geschlafen …“, antwortet Ismael und fügt dann schnell hinzu, „Ich frage nur, weil du gestern einen sehr aufregenden Tag erlebt hattest. Und dann der Palmwein, den du nicht gewohnt bist … es hätte ja vielleicht sein können, dass dein Schlaf da nicht so ruhig gewesen wäre …“

Seine Stimme bleibt nach wie vor ruhig. Wir sind mittlerweile fast am Ende der Straße angekommen und passieren die letzten Häuser und Gärten in Richtung eines kleinen Hains, der gerade auf der linken Seite der Straße erscheint. Dort, im Schatten der Bäume, sehe ich einige Baumstümpfe. Die Sonne steht jetzt klar am Himmel und die Temperatur steigt merklich. Die Jacke werde ich wohl nicht brauchen. Ismael trägt nur eine Hose und ein gelbes T-Shirt und hat keine Jacke dabei.

„Ist es wichtig, dass ich fit bin, gerade?“, kann ich mir die Frage nicht verkneifen.

Ismael lächelt verschmitzt.

„Was glaubst du denn, was dir gleich passieren wird?“, fragt er zurück, aber er wartet gar nicht darauf, dass ich antworte. „Es sind gerade viele Gedanken in deinem Kopf, nicht wahr? Vieles ist für dich noch unbekannt und du bist vielleicht verunsichert bezüglich dessen, was noch passieren wird, stimmt das?“

›Ja, irgendwie schon …‹, denke ich und merke, dass ich es nur denke, aber nicht ausspreche.

„Ja, irgendwie schon“, wiederhole ich es laut. „Es hat mich alles sehr überrascht, dass mit dem Initiationsritual und dass ich ein Mentor brauche … darauf war ich nicht vorbereitet …“, sprudelt es aus mir raus.

Ismael setzt sich auf einen der Baumstümpfe und zeigt mir mit einer kurzen, aber klaren Handbewegung, dass ich auf dem Baumstumpf vor ihm Platz nehmen soll.

„Ich kann deine Unruhe und auch ein wenig Misstrauen in dir spüren, Mika. Das ist normal in so einer Situation, vor allem, weil du nicht hier aufgewachsen bist. Die jungen Menschen, die hier aufwachsen, erfahren durch das, was stets im Dorf passiert auch, welche Ereignisse ihnen auf dem Lebensweg begegnen werden. Sie bereiten sich spielend darauf vor und warten sogar ungeduldig, dass diese Ereignisse dann endlich stattfinden. Es sind keine Prüfungen, die einer bestehen muss, sondern Bestätigungen der jeweiligen Reife, die erreicht wurde, um als vollständiges Mitglied in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Jeder Mensch wird in die Gemeinschaft aufgenommen, allerdings erst dann, wenn ihm selbst einigermaßen bewusst wird, wer er ist und was er auf den nächsten weiteren Schritten vollbringen möchte, für sich und implizit auch für die Gemeinschaft in der er lebt."

Während er spricht, schaut Ismael mir unentwegt in die Augen. Es ist wieder wie gestern Abend auf dem Dorfplatz. Ich fühle mich wie in einer Blase, wie in einem Kokon, nur er und ich … und dabei spricht er auf mich ein. Diese Intensität eines Zwiegesprächs ist mir bisher fremd und ich fühle mich zwar nicht schlecht, aber ganz wohl ist mir dabei auch nicht.

„Warte, bitte …", murmle ich kurz und ich versuche den tranceartigen Zustand abzuschütteln.

Ismael hört auf zu sprechen und wartet. Er wendet seinen Blick von mir ab und schaut in die Ferne. Ich atme ein, zweimal tief ein und aus und versuche meine Gedanken zu ordnen.

„Es passiert etwas Komisches mit mir, wenn du so mit mir sprichst, … weißt du was ich meine?", bitte ich ihn um Hilfe.

„Ja, bitte entschuldige. Das war mein Fehler, ich sprach darüber, dass du hier nicht aufgewachsen bist und trotzdem behandele ich dich gerade, wie einen von uns", sagt Ismael und schaut mich diesmal nur flüchtig an. „Die Menschen, die hier geboren und aufgewachsen sind haben eine sehr starke energetische Verbindung untereinander und mit allen anderen Wesen, die uns umgeben und die mit uns gemeinsam den Lebenskreislauf bilden. Vieles in unserer Kommunikation findet deswegen ohne Worte statt, auf einer Ebene, die mit dem Verstand nicht erfasst werden kann. Das, wie du jetzt vielleicht zu erahnen beginnst, ist auch Teil dieser spirituellen

Entwicklung, die als Basis zu der Großen Transformation geführt hat. Diese Art der energetischen Kommunikation und Wahrnehmung ist natürlich überall auf der Welt bekannt. Aber in den Regionen, in den auch vor der Transformation die Entfremdung durch Zivilisation nicht so stark war, ist diese Art der Wahrnehmung niemals komplett vergessen worden. So kommt es, dass sie gerade in unserer Region jetzt auch so stark ausgeprägt ist, ja, sogar eher zur Normalität geworden ist, verglichen beispielsweise mit den Regionen der nördlichen Hemisphäre …“

Ich bin jetzt ruhig, merke ich. Meine unbewusste Angst vor dem Unbekannten ist zwar noch da. Sie ist aber nur eine Farbe in einem reichen Spektrum von Empfindungen, die mich gerade durchfluten. Ismael schaut mich immer noch nur ab und an von der Seite an, während er weiter spricht.

„Deswegen, bitte nicht alles, was ich mit meinen Worten zu vermitteln versuche, wortwörtlich verstehen. Wir haben gerade auch den mehrfachen Nachteil einer übersetzten Kommunikation. Ich spreche in einer Sprache, die nicht meine Erstsprache ist, du hörst mir durch den Kommunikator zu. Es ist sehr gut möglich, dass das, was ich meine, nur bedingt in derselben Bedeutung bei dir ankommt. Es hängt ja auch von deiner eigenen Erfahrung ab, wie du meine Worte und deren Bedeutung interpretierst. Eine heikle Angelegenheit, die sprachliche Kommunikation, nicht wahr?“, meint Ismael und schaut mich lächelnd an. „Das ist der Grund warum ich dich, intuitiv und ohne Rücksicht auf deine Herkunft und Erfahrung, direkt auf energetischer Ebene angesprochen hatte. Das hast du wohl gemerkt, da es für dich ungewohnt ist. Ich hätte dich vorher warnen müssen und dich um Erlaubnis bitten, mit dir so umzugehen. Bitte verzeih mir“, schließt er ab und schaut mir erneut dabei direkt in die Augen.

Ich bin gerade sehr berührt. Ich kann spüren, dass Ismael ehrlich zu mir ist und dass ich ihm vertrauen kann. Und doch ist mir seine verzwickte Lage bewusst. Er hat die Aufgabe, einem eigentlich Fremden, die Aufnahme in die lokale Gemeinschaft zu erklären und ihn in nur einem Tag durch die ganze Prozedur zu begleiten.

„Ähm …“, räuspere ich mich kurz, bevor ich spreche „…danke für die Erklärung. Ich spüre selbst, dass dies eine sehr schwierige Situation für uns beide ist. Du brauchst dich bei mir nicht zu entschuldigen. Ich habe mich in keinem Augenblick von dir unangemessen behandelt gefühlt und ich kann den Versuch, mit mir so zu kommunizieren nur anerkennen. Es hat auch funktioniert. Jetzt, da ich auch weiß, um was es geht, will ich versuchen es dir nicht noch schwerer zu machen, mich für diese

Zeremonie vorzubereiten …“

›… War das nicht ein wenig plakativ?‹, raunt ein unzufriedener Gedanken in meinem Kopf. Ismael schaut mich weiterhin mit ruhigem Blick an und für einige Sekunden, vielleicht Minuten bleiben wir beide still. Ein leichter, aber bereits ziemlich warmer Wind weht durch das Blätterdach über uns. Ein Vogel zirpt in der Nähe und Grillen sind auch zu hören. Ismael schaut wieder in die Ferne und ich meine zu erahnen, dass er sich sammelt, um weiterzureden. Jetzt, wo wir beide auf den Baumstümpfen sitzen, sind wir von der Körpergröße her nicht mehr so unterschiedlich. Er ist entspannt, jedoch mit geraden Rücken und mit beiden Fußsohlen fest auf dem Boden. Ich kann sehen wie sein Brustkorb sich im Atemrhythmus bewegt. Ich korrigiere reflexartig meine krumme Haltung und warte. Auf einmal schaut er mich wieder direkt an und spricht mir leise zu.

„Unsere Gemeinschaft, wie viele andere indigene Gemeinschaften auf der Welt, haben einige traditionelle Gepflogenheiten in diese neue Zeit herüber genommen. Nicht alles, was früher durch unterschiedliche Arten von Religiosität im Sinne eines spirituellen Lebens abgedeckt wurde, ist schlecht gewesen, oder hätte überwunden werden müssen. Das Erkennen des spirituellen Lebensweges eines bewusstseinsfähigen Wesens schließt alle dazu führenden Erfahrungen in natürlicher Weise mit ein. Unsere jahrhundertealte animistische Kultur hatte ja schon immer die Verbindung der Menschen unter sich, zu der jeweiligen Familie und zur Dorfgemeinschaft sowie zu allen Tieren und Pflanzen des Lebensumfelds in den Vordergrund gestellt und unsere Lebensweise auf dieser Basis organisiert. Durch die Transformation wurde das implizit, zumindest für unser Volk, in weiten Teilen auch bestätigt, was unsere Vorfahren schon immer erahnt und als Lebensleitsätze angewendet hatten. So kommt es auch, dass es in unserer Region nach wie vor sehr wichtig ist, dass alles in der Öffentlichkeit der Dorfgemeinschaft geschehen soll. Initiation, Heirat, Empfängnis, Geburt, Trennung und Tod, alle wesentlichen Dinge eines jeden Lebens finden in der innigen Verbindung der Individuen mit der Gemeinschaft statt. Die Gemeinschaft entsteht aus Individuen, die wissen, wozu sie auf die Welt gekommen sind und unterstützt diese auf ihrem persönlichen Weg. Die Selbstverpflichtung eines jeden erwachsenen Individuums ist der Gemeinschaft gewidmet, in der es lebt. Individuum und Gemeinschaft sind wie zwei Seiten derselben Münze. Dasselbe gilt im erweiterten Sinne auch für Familien. Eine Gemeinschaft entsteht aus Familien, die von der Gemeinschaft auch immer unterstützt werden.“

„Das ist auch bei uns in Europa sehr ähnlich. Im Vordergrund steht die Gemeinschaft, aber Liebe und Heirat sind doch eher eine sehr persönliche und intime Angelegenheit …“, meine ich etwas verlegen.

„Da gibt es tatsächlich erhebliche Unterschiede zwischen Europa und Afrika, Mika. Bei uns basieren Beziehungen auf dem Prinzip, dass sie nicht nur ausschließlich privat sind, sondern sie haben maßgeblichen Anteil an der Gemeinschaft und umgekehrt. Glückliche Beziehungen, und ich spreche hier nicht unbedingt nur von Heirat und Familie, wirken in die Gemeinschaft hinein und wir unterstützen dieses Glück. Ja, und Probleme in einer wie auch immer geartete Beziehung, egal ob in der Familie oder unter Freunden, werden auch zu den Problemen der Gemeinschaft. Wir lösen solche Probleme alle miteinander und nicht, wie es vor allem früher in Europa üblich war, in Paartherapien. Es ist eine Erfahrung, die unser Volk schon lange vor der Transformation gewonnen hatte, dass Gemeinschaftsprozesse sich auch auf Paarbeziehungen heilend auswirken können, wenn sie ehrlich, im gegenseitigen Vertrauen und nicht zum Eigennutz durchgeführt werden“, führt er weiter aus.

„Dieser Unterschied, ich meine, dass das hier schon so lange bekannt war, war mir so in diesem Umfang nicht bewusst, Ismael. Aber es erklärt mir vielleicht die Gelassenheit und tiefe Verbindung der Menschen hier miteinander …“, bestätige ich.

„Mika, ich spüre, du bist nun reif genug zumindest intuitiv zu wissen, was Gemeinschaft in diesem tieferen Sinn bedeuten kann. Dein Weg hat dich deswegen geradewegs zu uns geführt. Jitu hat uns oft von dir erzählt und ich bin ja auch relativ oft in Kontakt mit meiner Schwester Leyla, also mit deiner Mutter. Auch wenn du und ich bisher noch nicht miteinander gesprochen hatten, hatte ich es mir immer schon gewünscht, dich persönlich kennenzulernen. Dass ich jetzt zu deinem Mentor ausgewählt worden bin, ist zwar ein Zufall, aber ein sehr willkommener“, sagt er mit einem freudigen Lächeln.

„Ich habe eigentlich vermutet, dass die Wahl überhaupt nicht zufällig war …“, meine ich.

„Oh, doch. Bei unserer großen Familie hier, war ich definitiv nicht der Einzige, der zur Auswahl stand. Es ist ein Losverfahren, das wir hier anwenden. Daran nehmen alle Erwachsenen Teil, die sich selbst dazu bereit fühlen, diese Verantwortung zu übernehmen. Ich kann dir auf jeden Fall sagen, dass ich nicht damit gerechnet hatte“, fügt er hinzu.

„Aber was ist jetzt mit diesem Initiationsritual? Worum geht es darin überhaupt?“,

wage ich direkt zu fragen.

„Es ist ein Ritual, bei dem junge Menschen bewusst die Erfahrung machen, als Teil einer Gemeinschaft aufgenommen zu werden, weil sie so sind, wie sie sind. Unsere alten Traditionen besagten, dass ein jeder Mensch einen bestimmten Zweck in seinem Leben zu erfüllen hat, dass ein jeder Mensch, allein durch seine Existenz in der Welt, eine einzigartige Weisheit mitbringt, die er als Gabe der Gemeinschaft schenkt. Das Ritual ermöglicht dem jungen Menschen, sich der Gemeinschaft in seinem inneren Wesen zu offenbaren und sich mit dem Energiefeld der Gemeinschaft als verantwortungsbewusster Erwachsener zu verbinden. Die Verbindung geschieht, um die eigene Weisheit und das Bewusstsein mit und um die Gemeinschaft auszudehnen, um diese zu unterstützen und von dieser auch Unterstützung zu bekommen. Das erwachsene Individuum wird somit bewusst integraler Teil der Gemeinschaft, um mit Hilfe der Gemeinschaft seine Weisheit ins ganze Universum auszudehnen. Es ist das Ritual des Übergangs des jungen Menschen, der bisher von der Gemeinschaft erzogen wurde, zum Erwachsenen, der sich der Gemeinschaft bewusst verpflichtet. Und hier ist nicht nur die Gemeinschaft der Menschen gemeint, sondern die universelle Gemeinschaft allen Lebens innerhalb des impliziten gemeinsamen Gleichgewichts.“

„Aha …“, schaffe ich es noch zu sagen, nach dem ich meinen Mund wieder geschlossen habe.

Ismaels Blick ist mir sehr zugewandt. Das kann ich sogar körperlich spüren, auch, wenn er, so wie wir sitzen, einige Schritte entfernt ist. Er macht eine kurze, haltende Bewegung mit der Hand, als er merkt, dass ich weiter reden möchte.

„Mika, es ist mir klar, dass all das sehr viel für dich sein muss. Du brauchst nichts zu sagen und vor allem, versuche bitte auch nicht alles mit deinem Verstand logisch zu verarbeiten. Die energetische Kommunikation, die du gerade erlebst, erlaubt die Vermittlung von Wissen, das die Kapazität des Verstandes bei Weitem übersteigt. Du spürst sehr wahrscheinlich intuitiv, dass vieles von dem, was ich dir gerade erzähle, irgendwie stimmig ist, beziehungsweise vieles kommt dir irgendwie bekannt vor, stimmt das?“, fragt er kurz.

Ich kann in der Tat nur kurz zustimmend nicken. Die Atmosphäre um uns herum, so habe ich das Gefühl, verhindert anscheinend die Erfassung eines jeglichen logischen Gedankens. Trotzdem erlebe ich eine innere Klarheit, die mich zugegebenermaßen verblüfft. *›Gehirnwäsche? …‹* Meldet sich mein Sicherheitsmechanismus im Hinter-

kopf. Ismael beobachtet mich offensichtlich ganz genau.

„Du weißt bestimmt, das während der Transformation vieles über die tatsächliche spirituelle Entwicklung von bewusstseinsfähigen Wesen geschrieben wurde. Du erinnerst dich, dass als die wichtigen drei Säulen der spirituellen Entwicklung das Vertrauen, die Demut und die Hingabe erkannt wurden …“

›Ach ja, da, war noch was ... aber das ist doch selbstverständlich ...‹, klingt der Versuch einer Rechtfertigung. Aber Ismael spricht weiter.

„Dabei ist die erste Hürde auf dem spirituellen Weg eines jeden Menschen, das eigene Vertrauen den umgebenden Menschen zu schenken …“, sagt er ernst und gleichzeitig lächelnd. „Wir wären niemals hier angekommen, ja, die »Große Transformation« hätte niemals stattgefunden, wenn unsere Vorfahren in sich nicht den Mut gefunden hätten, sich gegenseitig bedingungslos zu vertrauen, nicht wahr?“

Sein Blick ruht auf meinen Augen. Sein Gesicht lächelt. Ich spüre eine wohltuende Wärme in meinem ganzen Körper und gleichzeitig auch einen inneren Drang wegzulaufen. Aber er hat Recht. Wenn ich ihm nicht vertraue, dann macht alles keinen Sinn.

„Ich spüre den Kampf in deinem Inneren, Mika, und du wirst bald auch selbst erkennen können, dass dieser Kampf ein wichtiger Schritt in deiner eigenen Entwicklung ist. Diesen Schritt muss jeder Mensch in seinem Leben selbst machen. Jeder Mensch muss in sich das Vertrauen finden, das er allen anderen Menschen schenken kann. Du musst dich dafür entscheiden und alle Initiationsrituale in dieser Welt, auch das unseres Volkes, sind eine praktische Möglichkeit, diese Erfahrung bewusst und mit der Unterstützung der Gemeinschaft zu erleben“, meint er noch, bevor er den Blick von mir wieder abwendet.

Ich spüre eine gewisse Erleichterung in der sich ausbreitenden Stille. Aber ich bin voll dabei und weiß auch, dass ich mehr wissen möchte und bin bereit weiterzugehen. Weiter als ich es gestern noch für möglich gehalten hätte. Nichts ist eigentlich neu, von dem, was Ismael mir erzählt. Nur wie er es sagt und wie er mit mir umgeht, das ist eine vollkommen neue Erfahrung für mich. Ich wage ihn anzusprechen.

„Ich spüre, dass ich irgendwie bereit für etwas mir bislang unbekanntes bin. Und ja, ich weiß, dass ich dir und allen hier vertrauen kann, und doch ist etwas in mir, sowas wie eine Türschwelle, die zu überschreiten mir noch Angst macht. Eines beschäftigt mich die ganze Zeit schon, um ehrlich zu sein. Werden wir, werde ich genug

Zeit haben, um dieses Ritual vollziehen zu können? Ich meine, ich bin nur noch morgen hier …“, höre ich meine Stimme, die plötzlich einen höheren Klang hat, als ob ich gerade in Panik gerate.

„Es gibt keine Eile, Mika. Es gibt nichts zu verpassen und es gibt keine Leistung, die du für das Ritual vollbringen musst. Du bist schon da, du weißt schon alles, was du wissen musst. Angefangen mit heute wirst du dich entscheiden können, alles nun noch bewusster zu erinnern … und die Gemeinschaft, wie deine Familie auch, wird dich dabei unterstützen. Es ist ein langer Weg und du bist erst am Anfang. Diese Familienfeier in Koti ist nur eine Station, viele andere werden folgen …“

Erneut breitet sich Stille zwischen uns aus. Ich verspüre plötzlich Durst und Hunger. Ich habe keine Ahnung wie viel Zeit vergangen ist. Und es geht mir sehr gut. Ich fühle mich aufgehoben und innerlich ruhig, wie selten zuvor. Eine Frage keimt allerdings immer wieder auf.

„Du hast davon erzählt, dass das Familienleben, ja, sogar die intimen Beziehungen zwischen Mitgliedern einer Gemeinschaft, als eine öffentliche Angelegenheit der Gemeinschaft betrachtet werden und …“, fange ich an, aber Ismael unterbricht mich.

„Ich hatte mich schon gefragt, wann du diese Frage stellen wirst, Mika“, lächelt er mich an. „Ich habe beobachtet, wie du mit der jungen Frau, Ferouse glaube ich, umgehst. Und auch wie sie mit dir umgeht. Das haben alle gestern Abend gesehen. Für uns alle hier war das offensichtlich. Ohne Zweifel verbindet euch bereits eine zarte Bande. Allerdings musst du hier unbedingt etwas beachten. Auch hier ist bei uns die Erkenntnis vorhanden, dass Intimität in erster Linie von spirituellen Kräften geleitet wird. In Europa ist das, nach meinem Wissen und wenigen Erfahrungen, etwas anders. In Europa geht Intimität eher implizit erst von erotischer Anziehung aus, oder wie siehst du das? Ich vermute, dass du in deinem Alter bereits eigene Erfahrungen machen konntest, oder?“, fragt er und schaut mich abwartend an.

„Ich bin von diesen Unterscheidungen etwas verwirrt, Ismael. Fließt denn die erotische Anziehung nicht in die spirituelle Kraft ein?“, frage ich holprig, denn die Art wie Ismael die Frage eingeleitet hat, überrascht mich.

„Ja, schon. Allerdings scheint es in Europa oft nur bei der Befriedigung der erotischen Anziehung zu bleiben, während hier die erotische Intimität erst dann wirklich entsteht, wenn die spirituelle Bande zwischen zwei Menschen bewusst erkannt wurde. Das will heißen, dass zwei Menschen erkennen, dass sie gemeinsam, zumindest für eine Zeit lang, eine Einheit bilden können und sollen, die nicht nur ihnen auf der

erotischen Ebene dienen soll, sondern auch auf die gemeinsame spirituelle Entwicklung des Paares und der Gemeinschaft, in der es lebt, ausgerichtet ist. Kannst du das nachvollziehen, Mika?“

Ich muss das alles erst einige Augenblicke sacken lassen.

„Heißt das so was, wie kein Sex vor der Ehe, oder wie soll ich das verstehen? Bei uns ist es ein allgemein akzeptierter Brauch, ab einem gewissen Alter, mit gleichaltrigen Partnern, einvernehmlich und unter Berücksichtigung der notwendigen Verhütung die Sexualität zu erkunden. Und ja, ich habe diese Erfahrungen bereits gemacht …“, presche ich etwas unüberlegt vor. „Ähm, ich meine, auch wenn es weniger Erfahrungen waren, als man sich vielleicht jetzt vorstellen mag …“, versuche ich meine Aussage zurechtzubiegen.

Ismael schaut mir sehr ernst in die Augen.

„Du meinst, du hast in Europa eine Freundin, mit der du Sex gehabt hast?“, fragt er und ich fühle sehr klar seinen bohrenden Blick. „Nicht, dass dies etwas Schlechtes sein soll, verstehe mich nicht falsch, bitte!“, mildert er seine Frage gleich ab. „Ich möchte dich nur vor Fehlern, die sehr wehtun können, bewahren. Das ist, unter anderen, meine Aufgabe als dein Mentor“, meint er noch.

›Oh je, das ist jetzt aber wie eine kleine Vernehmung, oder …? Erwischt hat er mich …‹, grübele ich kurz. Ich fühle mich nicht schuldig wegen seiner etwas direkten Frage, aber ich meine zu erahnen, warum er fragt. Diese Fragen habe ich mir auch in der letzten Zeit schon gestellt, aber nicht in dieser Form und Intensität.

„Ja, wir reden über Ehrlichkeit und Vertrauen. Dann will ich auch ehrlich mit dir sein, Ismael. Ich bin in der Tat gerade etwas verloren. Ja, ich habe eine Freundin in Europa, zuhause sozusagen, und ja, wir sind uns sehr nah gekommen … und nochmal ja, ich mag Ferouse sehr und, ich kann mir gut vorstellen, und würde es mir sogar wünschen, auch ihr sehr nah zu kommen … Ich entnehme deiner Frage, dass das europäische Verhalten in diesem Kontext nicht so passt und dass du mich davor warnen möchtest, mit Ferouse eine Beziehung anzufangen, solange ich noch eine Freundin in Europa habe … ist das der Grund für deine Frage und Warnung?“

Ismael lässt diesmal einige Zeit verstreichen, bevor er mir antwortet. Er schaut mich unentwegt direkt an und scheint einfach durch seine Wahrnehmung auf mich fokussiert zu sein. Ich bin ruhig und klar und ich warte. Auf einmal klopft er mit beiden Händen auf seine Knie und sagt bestimmt:

„Ja, genau. Sehr gut! Du bist bereit. Dann können wir jetzt ans Eingemachte gehen!“

Sein Gesicht strahlt mich zufrieden an. Ich fühle mich auch zufrieden und zuversichtlich. Es beginnt etwas und ich bin neugierig und leicht angespannt.

◊ ◊ ◊

Das Wasser ist kühl und schmeckt irgendwie süßlich. Ich vermute, dass die Geschmacksrichtung nur eine Folge des gestern getrunkenen Palmweins ist. Es ist mir aber auch egal. Ich genieße es zu trinken und dabei hier im Schatten zu liegen. Die letzten Stunden mit Ismael waren sehr intensiv und gleichzeitig sehr interessant. Vielleicht bin ich deswegen etwas abgeschlafft. Ich muss lernen, mit den vielen Einzelheiten dessen, was heute Nachmittag und Abend noch passieren wird, so gut wie nur möglich umzugehen.

Ismael hat mir die Bedeutung der Übergangszeremonie aus der Sicht der lokalen Gemeinschaften präsentiert. Die Einsichten in die hiesige Auffassung des persönlichen Wegs der spirituellen Entwicklung sind für mich sehr wertvoll, denn durch meine Familie fühle ich mich auch hierher gehörig, nicht nur in Europa.

Die tief empfundene, gegenseitige Abhängigkeit zwischen Individuum und Gemeinschaft ist mir nicht neu. Sie wird in Europa jedoch etwas anders gelebt. Die Unterschiede und Ähnlichkeiten haken ineinander ein. Auch die Wichtigkeit der spirituellen Verbindung in den Zweierbeziehungen macht Sinn. Es leuchtet mir alles ein und scheint mir bereits bekannt zu sein.

Ich habe das Bedürfnis dazu auch einige von Ethans Gedanken einfließen zu lassen, zumindest die, die sich auf das »gemeinsame Gleichgewicht« beziehen. Der Kommunikator braucht eine Weile, bis die Einträge gefunden werden.

18. Juni 2040

Wir hatten heute unsere neuesten Zählungen an die Arbeitsgruppe zur Beobachtung der Bevölkerungsentwicklung weitergegeben. Es gibt dafür mittlerweile auch eine einfache Internetseite, die alle der vielen tausenden Gemeinschaften auf der ganzen Welt auflistet. Für unsere Walzbachtal-Gemeinschaft sind jetzt insgesamt sechsundvierzig Menschen gelistet, darunter zweiunddreißig Erwachsene, zwei Teenager und zwölf Kinder. Verstorben war seit der letzten

Zählung nur ein Mensch.

Eine erste Einschätzung der globalen Bevölkerungsentwicklung stellt fest, dass die Anzahl der Neugeborenen rückläufig bleibt und zahlenmäßig den Anteil an Verstorbenen nicht ausgleichen kann. Die Weltbevölkerung wird auf ungefähr 2,4 Milliarden geschätzt, Tendenz weiterhin fallend. Ein starker Rückgang wird vor allem bei uns, in den Regionen des ehemaligen globalen Westens, festgestellt. Grund dafür ist wohl auch der sehr radikale Wohlstandverlust, der von vielen Menschen offensichtlich nicht verkraftet werden konnte. Weiterhin ist eine starke bis vollständige Entvölkerung der großen Stadtgebiete gemeldet worden. Die überwiegende Mehrheit der Überlebenden befinden sich eher in ländlichen Gebieten und sind in kleinen dörflichen Gemeinschaften organisiert.

Wer in dem Rückgang der Bevölkerungsdichte eher eine negative Entwicklung sieht und den Menschen gerne über »alles erhaben« in den Vordergrund stellt, der wird keine guten Schlüsse aus diesen Zahlen ziehen können. Aus meiner Perspektive birgt jedoch diese Feststellung das unvergleichliche Potential einer Neu- und Weiterentwicklung unserer Spezies und ist aus diesem Blickwinkel für mich positiv und hoffnungsvoll.

Positiv ist auch, dass die Gemüse- und Obsternten dieses Jahr ziemlich gut ausfallen und somit alle in unserer Gemeinschaft ausreichend zu essen haben werden, wenn auch kein Überfluss verzeichnet werden kann. Unser erstes Bienenvolk hat nun auch seinen Stock im Gemeinschaftsgarten gefunden.

Noch wichtiger erscheint mir in diesen Tagen aber, dass viel und intensiv über die Definition des tatsächlichen menschlichen Lebensbedarfs gesprochen wird. Das passiert in Gemeinschaften auf der ganzen Welt, in den Internetforen und in den Funk-Konferenzen. Noch wichtiger: Es findet auf Basis des Prinzips des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens statt. Es wird anerkannt, dass die neue Lebensweise der Menschen, nicht mehr Raum und Energie in Anspruch nehmen darf, als für das, was tatsächlich gebraucht wird. Eine überregional akzeptierte Definition dessen, was »tatsächlicher

Gebrauch« ist, wurde aber bis heute noch nicht gefunden. Es wird bestimmt noch etwas mehr Zeit und weitere Abstimmungsprozesse brauchen, bis ein globaler und zumindest prinzipieller Konsens erreicht werden kann.

Unsere Gemeinschaft ermittelt seit einer Woche zum ersten Mal versuchsweise den eigenen tatsächlichen Bedarf auf Basis des Prinzips des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens. Es wird viel und intensiv über Möglichkeiten diskutiert, diesen Bedarf so abzudecken, dass andere Wesen dadurch keinen Schaden nehmen.

Die Meinungen und Empfindungen in der Gemeinschaft sind teils unterschiedlich. Adina, und auch ich, setzen uns dafür ein, mit allen Gemeinschaftsmitgliedern einen gemeinsamen Dialog zu diesem Thema zu organisieren. Viele haben Angst, dass das Unterfangen so nicht umsetzbar wäre und dass dadurch noch mehr Abstriche in der Ernährung und Lebensqualität gemacht werden müssten. Anfänglich mag sich diese Veränderung auch so anfühlen. Aber jede umfassende Veränderung fühlt sich am Anfang fremd und bedrohlich an, vor allem, wenn traditionell liebgewonnene Bequemlichkeiten in Frage stellt werden und ihre Zerstörung droht.

Ich finde es für unsere Zeit bezeichnend, dass in den meisten Regionen der Welt, zwischen sehr vielen benachbarten Gemeinschaften, Solidaritäts- und Unterstützungsabkommen verhandelt wurden. Es zeichnet sich langsam ein Verfahren ab, das nun den Namen »Wabenprinzip der Gemeinschaften« bekommen hat. Die partizipierenden Gemeinschaften sind dabei als die Knotenpunkte eines Netzes zu sehen, dessen Maschenräume Waben-ähnliche Formen annehmen, während die Maschenlinien die Kommunikations- und Transportwege zwischen den Gemeinschaften abbilden. In dieser Art wäre prinzipiell jede Gemeinschaft immer von drei direkten Nachbarknoten-Gemeinschaften umgeben. Aus Sicht einer in Not geratenen Gemeinschaft wären also drei direkte Nachbargemeinschaften vorhanden, die auch kurzfristig, der kurzen Wege wegen, unterstützen könnten, wenn Hilfe angefordert würde. Das zeigt, dass die gegenseitige Abhängigkeit immer deutlicher erkannt wird und auch, dass

ein Überleben allein definitiv immer schwerer fallen wird, verglichen mit der relativen Absicherung durch das Netzwerk der nächsten Nachbargemeinschaften im Umfeld.

Ich habe darüber auch mit Zanga sprechen können. Bin so froh über unsere Funkverbindung! Seine Ansichten aus der Perspektive eines Volks, dass die letzten Jahrhunderte in tiefer Armut überleben musste, sind im Kontext des Dialogs über einen tatsächlich notwendigen Lebensbedarf sehr wertvoll. Sie liefern einen korrigierenden Gegenpol zum Lebensstandard hier in Deutschland. Dazu kommen natürlich auch religiöse Aspekte, die auch heutzutage noch immer eine wichtige Rolle spielen können.

Hab auch Noram dazu befragt und er hat gemeint, dass in Rachidas Gemeinschaft die Sicht auf einen tatsächlich notwendigen Lebensbedarf sehr vom abrahamitischen Glauben, also vom Monotheismus, geprägt scheint.

12 .September 2040

Genauso, wie ich es befürchtet hatte, ist es dann auch gekommen.

Die Religionen sind ein Meilenstein in der spirituellen Entwicklung einer Spezies von bewusstseinsfähigen Wesen, wie wir Menschen es sind. Die Religionen haben ihre Berechtigung und ihre Überwindung gestaltet sich, als eine der wichtigsten Prüfungen überhaupt.

Die Gespräche über das gemeinsame Gleichgewicht allen Lebens und die Rolle und Mitverantwortung der Menschen im gemeinsamen Lebenskontext werden von vielen religiösen Gruppierungen sehr intensiv in Frage gestellt. Vor allem die fundamentalistischen Repräsentanten der abrahamitischen Religionen sehen in der Gleichstellung des Menschen mit allen anderen Lebewesen eine Art der »Gotteslästerung«. Der Stein des Anstoßes ist der monotheistische Anspruch, dass der Mensch entsprechend der »Göttlichen Gebote« über alles auf diesem Planeten verfügen kann und deswegen auch alle Ressourcen ausbeuten darf.

Zum Glück gibt es aber auch in denselben Gruppierungen und Ge-

meinschaften andere Menschen. Menschen, die in ihrer spirituellen Entwicklung diese Ebene der Religion überwunden hatten und emphatisch dabei mithelfen können, die benötigte Brücke für ein gemeinsames Verständnis und eine gemeinschaftliche Entwicklung zu bauen. Hier meine ich ausdrücklich Menschen wie Zanga und Jitu, aber auch Rachida. Ich stelle mit Freude fest, dass Rachida spirituell viel reifer ist, als ich damals in Casablanca vermutete.

Zanga, Jitu und ich hatten uns in den letzten Wochen sehr intensiv darüber unterhalten, ob es aus muslimischer Sicht akzeptabel ist, dass der Mensch keine Sonderstellung im gemeinsamen Gleichgewicht allen Lebens einnimmt, sondern nur ein gleichwertiges Glied in der Kette ist. Sie stimmen mir in weiten Teilen zu, denn sie sehen keinen echten Widerspruch zu ihrem religiösen Glauben. Ähnliches erfahre ich auch in den Gesprächen mit Rachida, nur das sie allerdings auch weniger stark religiös geprägt wurde. Gemein ist ihnen die sehr vage Vorstellung »des einen Gottes«, die der Vorstellung eines sich stets in Bewegung befindenden und allumfassenden Energiekontextes sehr nahe kommt. Dadurch wird ihnen auch die Vorstellung zugänglich, dass dieser allumfassende Energiekontext den Menschen jedoch nicht absichtlich »nach seinem Bilde« kreiert hat, sondern ihn, sowie alle anderen Wesen, einfach und gleichwertig beinhaltet …

Jedes mal, wenn ich darüber nachdenke, erlebe ich die Unmöglichkeit einer konsistenten Beschreibung, als ob ich versuchen würde, die Grenzen einer sich bewegenden Nebelwolke zu zeichnen … das ist die Wahrnehmung, die ich erkennen kann. Mein inneres Empfinden dabei ist, dass die Definitionen, die die Religionen anbieten, von meiner Wahrnehmung implizit inkludiert werden. Ich habe die Wahl, zu versuchen diese Erkenntnis auch anderen Menschen mitzuteilen, oder zu schweigen …

Dieselben Gespräche führen Adina und ich auch gleichzeitig bei uns in der Gemeinschaft. Die Hälfte unserer Erwachsenen waren christlich erzogen worden und finden immer noch ihre Zuflucht, Rechtfertigung und Hoffnung im christlichen Glauben wegen der »Sonderstel-

lung des Menschen« gegenüber allen sonstigen Lebens.

Wenn ich über meine spirituellen Erfahrungen und Erkenntnisse in den gemeinsamen Runden erzähle, merke ich deutlich, dass uns teilweise eine gemeinsame Sprache fehlt. Wenn es um das Infragestellen ihres Glaubens geht, sind einige Menschen sehr verschlossen, wenn nicht sogar unfreundlich. Da hilft nur Geduld und Vertrauen, dass auch sie mit der Zeit, durch die eigenen Erfahrungen, weitere Erkenntnisse erlangen werden. Wichtig ist es, keine forcierten Belehrungen vorzunehmen, denn dieser Druck würde nur zu weiterem Widerstand führen und die gemeinsame Weiterentwicklung verlangsamen. Jeder Mensch muss zu seinen eigenen Erkenntnissen gelangen, in seinem eigenen Tempo. Egal wie oft und intensiv Menschen über ein Thema reden und eine bestimmte Betrachtungsweise selbst für »normal« erachten, kein Mensch kann einem anderen Menschen beim Selbsterkennen helfen oder gar etwas beibringen. Das geschieht nicht schnell, denn Erkenntnis braucht Zeit, und zwar genauso viel, wie jedes Individuum für sich benötigt.

Auch in unserer Gemeinschaft ist der Einklang noch bescheiden, gerade bei und mit den Menschen, die mit der spirituellen Entwicklung, so wie sie entsprechend der neuesten Erkenntnisse definiert wird, bis dato keinen direkten Kontakt hatten. Die Erkenntnis, dass die Religionen einen zwar notwendigen, jedoch auch zu überwindenden Schritt darstellen, haben viele noch nicht erlangt. Manche haben nicht mal als Christen absichtlich gebetet, vom etwaigen Meditieren ganz zu schweigen.

Wichtig scheint allerdings zu sein, dass in den letzten Jahren bei vielen Menschen der religiöse Glaube stark erschüttert wurde und somit sich der Platz für die individuelle Weiterentwicklung eröffnet hat. Ja, es ist noch ein weiter Weg, aber hey, was habe ich sonst noch zu tun?

5. Oktober 2041

Jitu hat nun einen Sohn! Er hat uns mit großem Stolz die Geburt von Ismael in Koti bekannt gegeben und auch ein Foto mitgeschickt. Es

ist eine Hausgeburt gewesen, die mit Hilfe einer erfahrenen Hebamme ohne Probleme verlief.

Adina und ich freuen uns beide sehr. Klar fragen wir uns auch reflexartig, wie es Noram wohl geht und wann er mit Rachida mal wieder zu uns nach Deutschland kommen will. Ich vermute mal, dass Adina – wie ich auch – ab und an über Enkel nachdenkt, aber wir wissen ja auch, dass dieses nicht unsere Entscheidung sein kann.

In dem Kontext mache ich mir viele Gedanken über das Vermehren der Menschen auf dem Planeten. Das Prinzip der Gleichwertigkeit bereitet nach wie vor vielen Menschen Schwierigkeiten, gerade wenn es um die Größe der menschlichen Population geht. Adina und ich versuchen das Thema unaufgeregt dialogisch in der Gemeinschaft und in den Foren und Konferenzen zu besprechen. Das gelingt uns nicht immer. Manchmal erhitzen sich gerade die Gemüter der Menschen mit christlicher Erziehung dabei so sehr, dass ein vernünftiges Gespräch unmöglich wird. Wir müssen dann das Thema sacken lassen und akzeptieren, dass so eine umfassende Änderung der Selbstempfindung nicht in einer einzigen Generation durchgeführt werden kann. Es wird Zeit brauchen und vor allem eine gemeinsame spirituelle Weiterentwicklung, um die benötigte Erkenntnis zu erlangen.

Das Thema ist auf jeden Fall überall auf der Welt sehr präsent und wird diskutiert, debattiert und manchmal auch mit dialogischer Haltung nach David Bohm betrachtet. Aufgrund der aktiv betriebenen Internetforen verbreitet sich in vielen Gemeinschaften auf dem ganzen Planeten die Erkenntnis, dass das Erreichen und Einhalten eines gemeinsamen Gleichgewichts aller Lebewesen, inklusive des Menschen, unbedingt erforderlich ist. Es wird auch immer klarer, dass dies nur möglich ist, wenn der Mensch auch alle anderen Lebewesen als gleichwertig mit sich selbst betrachtet und sein Verhalten entsprechend ändert. Noch wichtiger ist die Erkenntnis, dass die Anzahl der Individuen einer Spezies entsprechend des gemeinsamen Lebenskontextes angepasst sein muss. Die logische Schlussfolgerung, dass nur so viele Menschen auf dem Planeten leben sollten,

wie es auch allen anderen Lebewesen auf dem Planeten zuträglich ist, wird immer offensichtlicher.

Diese Erkenntnis ist jedoch für sehr viele nicht sofort verständlich. Manche befürchten sogar, dass mal wieder über Leben und Tod mit Gewalt und Macht entschieden werden könnte … und das leider allein aufgrund der zurückliegenden menschlichen Geschichte … der weltweite Konsens ist aber, dass diese Entscheidung, ob und wie viele Kinder eine Familie in die Welt setzen sollte, eine individuelle ist und bleiben muss. Sie kann auch nur dann getroffen werden, wenn die jeweiligen Individuen die notwendige Erkenntnis über die Abhängigkeit allen Lebens miteinander erlangt hätten.

Es wird ein langer Prozess, das ist Adina und mir und vielen anderen, die auf der ganzen Welt dafür sprechen, sehr klar. Klar ist auch, dass in dieser Hinsicht weder Druck noch Gewalt ausgeübt werden darf. Das Erkennen dieser Notwendigkeit ist ein Teil der spirituellen Entwicklung eines jeden Menschen und Erkenntnis kann nicht herbeigeführt werden. Sie entsteht nur in einem Raum des Vertrauens, in dem sich der Mensch nicht bedroht fühlt und sich somit entspannen kann. Das, auf globaler Ebene betrachtet, ist ein gewaltiger Prozess der gemeinsamen Entwicklung, an dem wir alle teilnehmen müssen.

22. Oktober 2043

Unser Wunsch nach Enkelkindern hat gerade gute Chancen bekommen, um endlich wahr zu werden. Das war schon ein sehr starker Moment als Rachida und Noram bekannt gaben, dass sie für die nächsten zwei Jahre wohl in Walzbachtal bleiben werden.

Auf die Frage, wie das denn kommt, antwortete Rachida mit einem verschmitzten Lächeln und zeigte auf ihren Bauch. Adina hat geweint und ich habe so getan, als könnte ich meine Freude verstecken. Ich konnte natürlich niemandem etwas vormachen. Das muss mit unserer Gemeinschaft zu tun haben. Es scheint, dass die jungen Menschen sich hier bei uns so sicher fühlen, dass sie auch über das Umsetzen einer Familienplanung nachdenken können … noch schö-

ner für uns ist, dass Rachida sich auch entschieden hatte, das Kind hier zu bekommen. Sie hätten ja auch noch Zeit genug gehabt, um nach Casablanca zurückzureisen, aber sie hat selbst darauf bestanden, in dieser Angelegenheit keine Risiken eingehen zu wollen.

Damit wird wohl im nächsten Frühjahr, so etwa April, noch ein Säugling zur Einwohnerstatistik in Walzbachtal hinzukommen.

Noram und ich haben unser gemeinsames Reisen teilweise wieder aufgenommen. Ein Schwerpunkt wird dabei der Austausch über Aspekte und Herausforderungen des Gemeinschaftsbildungsprozesses sein.

Die Selbstversorgung der Walzbachtal-Gemeinschaft ist, für die Anzahl der Menschen die hier leben, inzwischen relativ stabil und gut gesichert. Im Vergleich zu anderen Gemeinschaften, scheint es uns ganz gut zu gehen. Einige beklagen jedoch die geringe Abwechslung der Speisekarte und vor allem die Älteren vermissen zum Teil Früchte und Lebensmittel, die früher aus dem Süden importiert wurden. Ab und an wird doch ein Huhn geschlachtet und einige Kühe, die überlebt haben, geben die notwendige Milch, die zu Butter und Käse verarbeitet wird. Alles in allem spartanisch, aber alles frisch und gesund.

Noram arbeitet parallel, mit allen besuchten Gemeinschaften, an der Entwicklung des dezentralen Internets mit. Es gibt mittlerweile Verbindungen zu den lokalen Servern fast auf der ganzen Welt, zumindest in den Regionen, in denen die alte Kabelinfrastruktur schnell wieder funktionstüchtig gemacht werden konnte. Er erzählt auch, dass es in der mittlerweile wieder belebten Open Source Community einen sehr intensiven Austausch gibt, ob und welche Rolle die Künstliche Intelligenz in der Weiterentwicklung der globalen Kommunikation einnehmen könnte. Viele von den beteiligten Softwareentwicklern argumentieren, dass ein bewusst vorsichtiger Umgang mit KI-Modellen, wie zum Beispiel »DeepSeek«, die Umsetzung vieler notwendiger Werkzeuge maßgeblich erleichtern würde.

Die Arbeitsgruppe zur Beobachtung der Entwicklung der Weltbevöl-

kerung meldet aufgrund der neuen Datensammlungen, die durch das neue dezentrale Internet stets genauer werden, dass inzwischen die Anzahl der Neugeburten nur minimal der Anzahl der Todesfälle unterschreitet. Dieser Trend hat sich in den letzten zwölf Monaten stabilisiert, und bei Anhalten des Trends wird ein sanfter aber kontinuierlicher Rückgang der Weltbevölkerung erwartet.

Die Information regt erneut die Diskussion der letzten Jahre an, bezüglich der Anzahl an Menschen, die dem gemeinsamen Gleichgewicht allen Lebens auf diesem Planeten, zuträglich sein könnte. Die Erkenntnis, dass diese Anzahl stark vom jeweiligen Lebenskontext abhängt und unter Umständen in unterschiedlichen Regionen sehr differenziert betrachtet werden muss, verbreitet sich zunehmend in allen Gemeinschaften.

Aus den unterschiedlichen Regionen der Welt wird gemeldet, dass Gemeinschaften mit einer Anzahl von etwa 150 bis 200 Mitgliedern als langfristig überlebensfähig betrachtet werden. Solche Gruppengrößen können sich leichter selbst stabilisieren und sich in ihrem Lebenskontext gut selbst versorgen, ohne die anderen Lebewesen zu stören oder zu beeinträchtigen.

Wir haben dann ja noch viel Luft nach oben, hier in Walzbachtal, bis wir so eine Anzahl von Menschen erreichen würden. Andererseits sind hier in der Region relativ viele »kleine« Gemeinschaften vorhanden, wie unsere, mit weniger als fünfzig Menschen. Wir überlegen immer wieder, ob und wie eventuell mehrere kleine Gemeinschaften zu einer größeren vereinigt werden könnten, sodass der dann frei gewordene Raum wieder der Wildnis überlassen werden könnte.

Dieser Gedanke lässt mich wirklich nicht mehr los, obwohl es mir schon längst klar ist, welche Hürden dafür gemeistert werden müssten und dass dafür auch ein hundertprozentiger Konsens aller Beteiligten nötig wäre.

Ethan ist mir durch seine Notizbücher ein stetiger Begleiter auf meiner Reise geworden und ich merke, wie wichtig seine Einsichten für mich sind. Ich merke aber auch, einmal kurz für mich alleine, dass eine Menge Gedanken in meinem Kopf kreisen

und das ich nun, besser als früher, im Stande bin, von den vielen Überlegungen auch wieder Abstand nehmen zu können. *›Bin ich jetzt über mich hinausgewachsen? Habe ich mich gerade weiterentwickelt?‹*

Das, was ich im Zusammensein mit Ismael erlebt habe, scheint auch diesen Zustand herbeigeführt zu haben. Ethan schrieb ja auch damals schon darüber, dass jedes menschliche Individuum diese Verbundenheit eigenständig erkennen muss, bevor es sich für ein Leben im Einklang mit dem so erkannten gemeinsamen Gleichgewicht allen Lebens entscheiden kann. Es sind Aussagen von Menschen aus unterschiedlichen Zeiten und aus unterschiedlichen Welten, die aber miteinander harmonieren und sich ergänzen. Aussagen, die nicht nur von Ismael kommen, sondern auch so, als hätte mein Uropa zu mir gesprochen.

Ajola

Ich bin zutiefst berührt und gleichzeitig auch voll Vertrauen in das, was mich noch erwartet. Es wird mir auch immer klarer, dass ich noch einiges bereinigen muss. Es ist an der Zeit. Ich habe Respekt davor und es fällt mir nicht leicht. Noch ein Schluck Wasser und tief einatmen. Ich nehme meinen Kommunikator und tippe eine Nachricht an Ajola. Ich möchte mit ihr reden. Wir haben ja eine Stunde früher als in Europa. Ajola müsste also irgendwo die Mittagszeit genießen. Ihr Gesicht erscheint auf dem Display. Sie sieht entspannt aus.

„Mika, lange ist es her. Endlich höre und sehe ich was von dir“, sagt sie ruhig, fast beiläufig, als ob wir uns gerade gestern verabschiedet hätten. „Wie geht es dir?“, fragt sie.

„Ja, du, auch schön dich mal wieder zu sehen. Tut mir leid wegen meines langen Schweigens. Ich bin nun nach langer Reise bei meiner Familie angekommen und vom Empfang hier etwas überwältigt. Mir geht es also gut, würde ich sagen. Ich dachte, ich melde mich mal. Ich hab an dich gedacht und wollte wissen, wie es dir geht.“

„Ich hab viel in der letzten Zeit an dich denken müssen. Ich habe mich gefragt, warum du dich nicht meldest. Ich habe den Kontakt zu dir schon sehr vermisst … hattest du keine Zeit, oder war dir einfach nicht danach?“

„Wenn ich ehrlich bin … beides. Es gab oft keine Verbindung ins MultiNet und manchmal war ich zu beschäftigt, oder hatte auch einfach keine Lust zum Reden“,

höre ich mich sagen.

„Okay das klingt ehrlich“, lächelt Ajola und schüttelt leicht ihren Kopf.

Wir schauen uns eine Weile an, ohne etwas zu sagen. Die Ruhe tut mir gut. Ich kann Ajola deutlich spüren und das, was ich spüre, ist wohltuend.

„Was machst du gerade? Bist du noch an Projekten im Campus beschäftigt?“, frage ich, nur um etwas zu sagen.

Ajola lächelt erneut verschmitzt, da sie unser altes Spiel kennt. Immer, wenn wir die Stille zwischen uns nicht ertragen können, dann reden wir über Lappalien, nur um den Moment zu überbrücken.

„Ja, es ist nicht sehr viel passiert, seitdem du weg bist. Die Arbeiten am ScanBot sind abgeschlossen, die Kiste läuft nun reibungslos, dort ist alles erledigt. Ich mache hier momentan den »Hausmeister« und den Job teile ich mir auch mit Reyad …“, antwortet sie.

„Oh, Reyad ist immer noch am Campus? Ihr arbeitet wohl gut zusammen, oder?“, kann ich mir die Stichelei nicht verkneifen.

„Klar, du Scherzkeks“, antwortet sie schlagfertig, wie gewohnt. „Und Reyad ist schon einige Zeit mit einem hübschen jungen Mann zusammen, unsterblich verliebt, wie er sagt, falls du das meinst …“

„Aha, ja so was, wusste gar nicht, dass er auf Jungs steht …“, entgegne ich überrascht.

„Anscheinend wusste er es wohl auch nicht so genau“, kichert Ajola belustigt.

„Bist du nun enttäuscht, das Reyad dich sitzengelassen hat?“, scherze ich halbherzig und wechsle das Thema. „Aber, Spaß beiseite, du wolltest doch auch für dich überlegen, was du in Zukunft tun willst. Hausmeister kann ja bestimmt herausfordernd sein, aber wie lange willst du den Job machen?“

„Na ja, das war gerade eine Arbeit die getan werden muss, ich hatte gerade nichts Wichtigeres zu tun, und Boris Aalbach hat freundlich gefragt …“

„… Und du konntest da nicht nein sagen“, falle ich ihr ins Wort.

„Richtig erkannt!“, sagt sie schmunzelnd. „Aber bei uns ist es nicht ganz so abenteuerlich, wie bei dir, draußen in der weiten Welt … was steht bei dir aktuell an?“

„Hier, in der weiten Welt, findet eine mehrtägige Familienfeier statt und es wird ein verrückter Zaubertrunk angeboten, der das Wasser süßlich schmecken lässt, wenn

man es danach trinkt“, fange ich an und muss selbst lachen. „Aber für mich wird das Wichtigste hier wohl meine Übergangszeremonie, die heute, in ein paar Stunden abgehalten wird.“

„Was, echt? Die veranstalten eine Zeremonie für dich? Nur für dich allein?“, fragt sie erstaunt.

„Klar doch! Nee, keine Ahnung. Das weiß ich noch nicht so genau, aber ich denke, dass da vielleicht noch einige Cousins oder Cousinen bei dieser Gelegenheit auch ihr Übergangsritual vollziehen werden. Altersgemäß würde es passen, und meine Familie hier ist sehr groß … aber mein Mentor hat mir heute nicht alle Details verraten“, erkläre ich.

„Wie Mentor und Ritual, kannst du da etwas präziser werden, Mika?“, fragt Ajola ungläubig.

„Soweit ich es bisher nachvollziehen kann, werde ich heute ein Ritual durchlaufen, das den Übergang vom Heranwachsenden zum Erwachsenen darstellt“, antworte ich. „Jedem Anwärter wird ein Erwachsener als Mentor zur Seite gestellt. Für mich ist mein Onkel da. Ismael, der Bruder meiner Mama …“

“Okay, okay …“, Ajola guckt immer noch leicht irritiert. „Es scheint wohl ziemlich kompliziert zu sein. Deswegen siehst du auch so gestresst aus, oder? Hast du gerade geschlafen, oder was?“, stichelt sie, wie immer gerne.

„Nee, nur ein bisschen hier in der Kühle gelegen. Ich hatte gerade ein sehr langes und sehr interessantes, aber auch sehr intensives Vorbereitungsgespräch mit meinem Onkel erlebt. Das hat mich sowohl beruhigt als auch ermüdet.“

„Du wirst es überleben, nicht wahr? Es ist ja das Schicksal der Helden auf ihren Reisen, es mit allen Schwierigkeiten aufnehmen zu müssen …“, lacht sie mich freundlich aus und fügt dann hinzu, „Du bist also noch bei deiner Familie, und wann geht es weiter zum Projekt?“

„Projekt, hmm, Projekt, ah ja, da war noch was … Übermorgen geht es dann weiter nach Gorom-Gorom“, antworte ich. „Wir sind sogar eine kleine Gruppe, die von hier aus gemeinsam zum Projekt fährt.“

„Verstehe, gut. Du hast offensichtlich keine Ruhe auf deiner Reise …“, sagt Ajola bestimmt. „Wenn du zurück bist, dann hast du mir viel zu erzählen. Du kommst doch zurück, oder?“

„Bestimmt komme ich zurück. Nur wann genau, ist gerade nicht sehr klar“, lasse

ich Ajolas Frage nicht unbeantwortet.

„Ich würde auch gerne erfahren, wie es dir auf deiner Weltreise erging!“, höre ich Reyads Stimme und sehe sein Gesicht neben Ajolas.

„Na, wenn du, Reyad, auf mich wartest, dann werde ich sicherlich zurückkehren“, winke ich Reyad zu. „Ich freue mich auf ein Wiedersehen mit dir“, sage ich und sehe wie Reyad wieder aus dem Bild verschwindet.

Ajolas Augen schauen mich weiterhin ruhig an. Ich kann nicht genau erkennen, ob das, was ich gerade von ihr empfange, Traurigkeit oder Sehnsucht ist. Vielleicht beides. Und beides spüre ich auch in mir. Wir sagen einige Momente wieder nichts. Dann unterbreche ich die Stille.

„Ich sollte mich nun ein bisschen für die anstehende Zeremonie sammeln. Ich habe das Gefühl noch etwas Ruhe und Zentrierung könnten da hilfreich sein …“

„Gut, Mika. Ich freue mich, wenn wir bald mal wieder miteinander sprechen können. Ich habe das Gefühl, dass es dir wohl ganz gut tut unterwegs zu sein und mit deiner Familie scheint es auch gut zu laufen“, sagt sie sanft und schickt mir einen Luftkuss zu.

„Ich bin auch sehr froh, dass wir wieder miteinander gequatscht haben. Bis bald, wann immer das auch sein wird …“

Ajola winkt mir zu und trennt die Verbindung. Das Gespräch hat gut getan. *›Geht es mir jetzt besser? Sehe ich jetzt klarer, wie es weitergehen soll?‹,* plätschern die letzten Gedanken. Dann überwiegt die Müdigkeit.

Ferouse und Zeremonie

Die Sonne wird gleich untergehen. Der Übergang zwischen Tag und Nacht ist hier viel kürzer als zuhause. Gerade ist es noch sehr hell und einige Minuten später ist es schon Abend und die Lichter müssen eingeschaltet werden. Ich habe noch fast zwei Stunden geschlafen. Ismael hatte mir das vorausgesagt. Er meinte, dass im Schlaf viele von den Informationen, die er mir weitergegeben hat, vor allem die, die nicht durch Worte, sondern direkt durch die unmittelbare Energieverbindung vermittelt wurden, erst vom Körper verinnerlicht werden. Ich werde dann wohl alles wissen, was notwendig ist, auch wenn das Meiste nicht bewusst als verstanden erkannt wird.

Ich stehe auf und ziehe mir die frisch gewaschene Hose und das Hemd an, das Oma

für mich vorbereitet hat. Die Stoffe fühlen sich angenehm auf der Haut an. Es sind nicht meine eigenen Kleidungsstücke. Ich weiß nicht, woher sie kommen. Sie sehen neu, oder zumindest nicht sehr getragen aus. Ich kann mir nur denken, dass sie von meiner Oma schon lange vorbereitet und wahrscheinlich gestern nur noch einmal frisch gewaschen wurden.

Auf der Straße gehen die Lampions an, die kurze Dämmerung beginnt. Die Zeit für die Zeremonie ist nun gekommen. Ich muss raus. Vor dem Haus, auf der Straße, wartet Ismael. Ich gehe an Jitu und Kyara vorbei. Die schauen mich mit feuchten Augen an. Ich spüre deren Aufregung. Ich bin wohl nicht das erste Kind aus unserer Familie, das die Übergangszeremonie vollzieht, aber wohl ihr erstes Enkelkind. Das war mir bis kurz vorhin nicht bekannt. Das haben mir beide unbedingt sagen wollen, als Oma mir die Kleidung mitgebracht hat. Ich sei die Verbindung zwischen den Welten, sagten sie, weil ich in Europa geboren und aufgewachsen bin, aber das Übergangsritual der Familie in Koti vollführen werde. Ich wäre, als junger Mensch der von Außen kommt und das erleben wird, schon eine Ausnahme. Und diese spezielle Situation ist für alle in der Gemeinschaft nicht alltäglich. Die Wichtigkeit dieses Augenblicks lastet mir nun ziemlich schwer auf den Schultern. Meine Knie sind dennoch sicher, weichen nicht aus, tragen mich sicheren Schrittes zur Straße hinaus.

Jitu und Kyara folgen mir. Ismael empfängt mich am Tor und mit einer einladenden Bewegung seines rechten Arms führt mich auf die Straße in Richtung Zeremonienplatz. Es sind nur einige Menschen auf der Straße, nicht viele. Die meisten sind offensichtlich bereits auf dem Platz. Alle lächeln mir zu und folgen uns, sobald wir vorbeigegangen sind. Ismael hält meinen rechten Ellenbogen mit seiner linken Hand, meinen Schritten synchron folgend. Ich habe nichts anderes zu mir genommen. Keine Substanzen. Kein Palmwein. Ich bin wach und nehme alles sehr bewusst wahr. Und doch fühle ich mich wie in einem Traum.

Weiter vorne kann ich schon die Lichter auf dem Platz sehen. An der nächsten Kreuzung sehe ich eine junge Frau, die von ihrer Mentorin begleitet, sich auch auf diesem Weg führen lässt. Ich werde also bestimmt nicht der Einzige heute Abend sein. Aber der Einzige von meiner Art, wie meine Großeltern gesagt haben. In der Folge der jungen Frau sehe ich Ferouse gehen. Auf der Hauptstraße kommen unsere Gruppen zusammen und vermischen sich. Die Menschen reden leise miteinander, flüstern jedoch nicht. Ich merke auch, dass mir nicht besonders viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das beruhigt mich ungemein. Ich merke, dass ich keine besondere Rolle in der

heutigen Zeremonie spielen möchte, auch wenn ich es ungewollt doch tun werde.

Ich schaue nach Ferouse. Ich habe sie in der Menge verloren und möchte nicht zu offensichtlich nach ihr Ausschau halten. Aber Hilfe kommt von unerwarteter Seite. Ismael drückt kräftig meinen Ellenbogen und, als ich ihn anschaue, sehe ich Ferouse neben ihm laufen. Ohne, dass sie anhalten, wechselt Ismael auf meine linke Seite und ich laufe jetzt neben ihr. Ihre Hand nimmt kurz meine und drückt sie fest. Ich lasse sie nicht mehr los. Wir schauen uns tief in die Augen und ich merke, dass ich mich in ihrem Blick verliere. Ich schaue überhaupt nicht, wohin ich laufe. Ich sehe gerade nur Ferouses Augen. Würde Ismael mich nicht mit sicherer Hand führen, würde ich wahrscheinlich stolpern.

Alles dauert eine kleine Ewigkeit. Die Verbindung, die ich zu Ferouse spüre, ist so intensiv, dass die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Ich sehe in ihren Augen Bilder, erkenne Gesichter und Welten, die mir bewusst nicht bekannt sind. Es ist so, als ob, wie auch mit Ismael, eine überdimensionale Datenbank in mein Gehirn heruntergeladen werden würde und das mit einem einzigen Blick. Unsere Hände sind wie zusammengeschweißt und die Handflächen dabei so heiß, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte. Ihre Schulter berührt meine, während wir gehen und ihre Wärme mischt sich mit meiner und betört meine Sinne.

Ich muss Blinzeln und als ich die Augen wieder öffne, ist die Begegnung mit Ferouse vorbei. Ismael läuft wieder auf meiner rechten Seite und Ferouse ist nicht in der Nähe zu sehen. Inzwischen hat sich die Menschenmenge auf der Straße vervielfacht und ich sehe, dass ein junger Mann und eine weitere junge Frau, sich mit ihren Begleitern zu uns gesellt haben. Der Platz der Zeremonie ist nicht mehr weit. Ich höre wie die Trommeln den Rhythmus vorgeben. Die Leute verteilen sich, während wir, die Initianden, mit unseren jeweiligen Mentoren vor dem Zugang des Zeremonialplatzes erst mal stehen bleiben und warten.

Ich fühle mich wie vor einem neuen, allerdings lang erwarteten Anfang.

◊ ◊ ◊

Addendum

Begriffserklärungen

MultiNet: Das internationale Wissensnetz der Gemeinschaften, darin sind die unterschiedlichen lokalen Wissensdatenbanken vernetzt und in einem gemeinsamen, globalen Managementsystem integriert, das eine parametrisierte Begriffssuche global, über alle Datenbanken ermöglicht. Vorteil ist, dass das gesammelte Wissen der Menschheit überall und für alle zugänglich ist. Das Wissen ist lokal und regional gesichert, sodass bei negativen Ereignissen wie IT Desaster, Stromausfall oder Zerstörung der Speichermedien, nur der lokale Teil betroffen wäre. In dieser Zeit sind Konzepte wie »das geistige Eigentum« längst überwunden. Alle Menschen bauen auf das Wissen aller Menschen auf. Jeder Mensch kann sich ein privates MultiNet-Konto einrichten, das ihm ausschließlich für seine private Nutzung weltweit zur Verfügung steht.

Kommunikator: Elektronisches Gerät zur Informationsübertragung im MultiNet und zu anderen Kommunikatoren. Hauptbestandteile des Baukastensystems sind eine Recheneinheit, Speicherbausteine, Funknetzzugang, Lautsprecher, Kamera, Mikrofon, Gyroskop und ein kapazitives berührungsempfindliches Farbdisplay. Alle Komponenten sind in ein solides, wetterbeständiges Gehäuse eingebaut, so dass sie bei Bedarf leicht ausgetauscht werden können, auch zwischen bereits existierenden Geräten. Die technische Lebensdauer eines Kommunikator beträgt bei geeigneter Verwendung mehr als fünfzig Jahre. Kommunikatoren werden von lokalen FabBots repariert und bei Bedarf technisch aktualisiert, beziehungsweise bei Bedarf auch komplett neu hergestellt.

InterMod: Die intermodalen Verkehrssysteme dienen dem jeweiligen interregionalen Transport von Gütern und Personen. Verschiedene motorisierte Verkehrsmittel unterschiedlicher Art, wie elektrisch betriebene Züge, Busse und teilweise auch Draisinen, werden mit nicht motorisierten Verkehrsmitteln (Elektrolastenfahrräder) kombiniert, um Teilstrecken zu einem gewünschten Fahrplan zu verbinden. Die zu kombinieren-

den Teilstrecken werden hauptsächlich aufgrund des tatsächlichen Bedarfs etabliert und folgen den Verbindungswegen zwischen den Gemeinschaften. Personen können sich den Gütertransporten anschließen, aber nur wenn im jeweiligen Fahrzeug der notwendige Platzbedarf für Personen vorhanden ist. Verkehrsmittel die Teilstrecken nur für den Personentransport fahren, stellen die Ausnahme dar und sind vor allem für die Anbindung von Gemeinschaften an regionale Lernzentren vorbehalten. Alle intermodalen Verkehrssysteme werden nur für den Bedarfsfall und bei einer Mindestauslastung von siebzig Prozent bereitgestellt. Die Buchung und der Verwendungswunsch einer InterMod-Strecke erfolgt mit dem Kommunikator über das MultiNet.

MultiMod: Das multimodale Verkehrssystem funktioniert analog zu den intermodalen Verkehrssystemen, nur dass es für überregionale Wegstrecken zum Einsatz kommt, deren Teilstrecken über den ganzen Planeten verteilt sein können. Eine geplante MultiMod-Wegstrecke ist praktisch eine Kombination aller auf einer gewünschten Reisestrecke vorhandenen InterMod-Teilstrecken und ist somit von dessen Verfügbarkeit direkt abhängig. Die Buchung und der Verwendungswunsch einer gewünschten MultiMod-Strecke erfolgt mit dem Kommunikator über das MultiNet.

TransSocietyBoard: Das TransSocietyBoard ist das globale Kooperationssystem der Gemeinschaften, das für die Organisation von projektgebundenen Aktivitäten weltweit verwendet wird. Das TransSocietyBoard ermöglicht das Publizieren von Projektvorhaben der jeweiligen Gemeinschaften, das Definieren von benötigter Unterstützung für das Projektvorhaben sowie die komplette Planung der dadurch entstehenden projektgebundenen Bewegungen von Menschen und Materialien. Das TransSocietyBoard verknüpft das InterMod und das MultiMod mit dem MultiNet sowie weitere regionale und lokale Informations- und Planungsapplikationen. Das System ist, auf dem eigenen Kommunikator oder an lokalen öffentlichen Terminals in den Gemeinschaften, standardmäßig jedem Menschen zugänglich und ist individuell und Bedarfsorientiert konfigurierbar. Die Reiseplanung mit dem TransSocietyBoard berücksichtigt unbedingt die Bewahrung des gemeinsamen Gleichgewichts aller Wesen. Eine Reiseplanung mit dem TransSocietyBoard stellt die Bewegung von notwendigen Gütern in den Vordergrund und passt die Bewegung der Menschen an die bereits geplanten Gütertransporte an. Für die Bewegung von Menschen gilt unbedingt das Prinzip der sinnvollen Auslastung von Verkehrsmitteln, das eine Mindest-

auslastung der bereits benötigten Transporte, gegen das »schnelle Reisen« von Menschen, unabdingbar priorisiert.

Energieumwandlungsprinzip: Ein in 2078 erfolgter technologischer Durchbruch, der die kontrollierte Umwandlung von Energiezuständen ermöglicht hat. Aufgrund des empirisch entdeckten Prinzips können chemische Elemente und somit Materialien, praktisch ohne Verlust, in reine Energie umgewandelt werden, um aus der so gewonnenen Energie andere chemische Elemente und Materialien zu generieren. Das Energieumwandlungsprinzip, obwohl von seiner praktischen Anwendungsweise mittlerweile sehr gut dokumentiert, konnte in seiner Ursächlichkeit noch nicht wirklich verstanden und argumentativ bewiesen werden. Die technische Bauweise, die für die praktische Anwendung benötigt wird, erweist sich für die einzelnen Komponente und deren Anordnung als relativ einfach und die Ergebnisse beweisen an sich die Effektivität der Anwendung.

FabBot: Eine kompakte, jedoch sehr komplexe, vollautomatisierte Produktionseinheit zur Herstellung der benötigten Materialien, von Baukomponenten und Geräten. Der FabBot recycelt Rohstoffe aus existierenden Materialien, elektronischen und mechanischen Komponenten und, basierend auf weltweit standardisierten Bauplänen, verwendet er die neu gewonnenen Materialien für das Reparieren und den Neubau von benötigten Baukomponenten und Maschinenteilen. Abhängig von seiner eigenen Baugröße, kann der FabBot auch komplette komplexe Geräte und Maschinen herstellen. Der FabBot kann somit kleinere FabBot-Einheiten herstellen, oder auch die benötigten Komponenten für den Bau größerer FabBot-Einheiten. Das ermöglicht auch seine eigene Duplizierung und Selbstreparatur. Der FabBot verwendet, neben physikalischen und chemischen Prinzipien, auch das Energieumwandlungsprinzip. Er kann in begrenzten Umfang, aus den wiedergewonnenen Rohstoffen auch die Zusammensetzung von nicht direkt vorhandenen Materialien vornehmen. FabBot-Einheiten gehören zur Ausstattung jeder regionalen Organisation von Gemeinschaften und deren Anzahl wird entsprechend dem tatsächlichen Bedarf erhöht oder reduziert.

ClothBot: Eine Unterart des FabBots, das auf die Herstellung und Wiederverwendung von Kleidungserzeugnissen spezialisiert ist. Im ClothBot werden vollautoma-

tisch durch Wiederverwendung von alten Textilien sowie durch 3D-Drucker, Strick- und Nähmaschinen, neue Textilien hergestellt. Der ClothBot kann jegliche, dem Prozess zur Wiederverwendung hinzugeführte Textilien wiederherstellen, oder aufgrund von geeigneten Informationen oder Materialproben analysieren und neu generieren. Der ClothBot verfügt über eine Sammlung von Schnittmustern für Bekleidung und sonstige aus Textilien und Nähbedarfsartikeln erstellten Objekte, die von den Nutzern über die Kommunikationskonsole des Geräts eingegeben wurden, oder über den Kommunikator konfiguriert und in das weltweite ClothBot-Archiv gespeichert wurden. Die jeweiligen Maße für die Herstellung von gewünschter Bekleidung können vom ClothBot direkt vor Ort, durch den an Gehäuse angebrachten 3D-Körperscanner erfasst werden, oder mittels Konsole oder Kommunikator vom Nutzer eingegeben werden. Der ClothBot ist, von Größe und Energiebedarf her, eine relativ kleine Art FabBot und somit praktisch in jeder Gemeinschaft vorhanden. Gewöhnlich ist das Gerät in gemeinschaftlich verwendeten Gebäuden untergebracht, sodass in einem geeigneten und sichtgeschützten Raum der 3D-Scanner genutzt werden kann.

PrintBot: Eine Unterart des FabBots, das auf die Herstellung von Druckerzeugnissen auf Papier und Pappe, in unterschiedlichen Formaten und Gestaltungen, spezialisiert ist. Die Funktionsweise des PrintBots basiert auf die Wiederverwendung und dem Recycling von Papiererzeugnissen und bietet die Möglichkeit, bei Bedarf Bücher und sonstige Text-Publikationen in Papierform zu erstellen sowie diese nach dem Ende deren Nutzung dem Wiederverwendungsprozess zu übergeben. Der PrintBot ist die kleinste Art FabBot und vor allem auf dem Campus von Lernzentren zu finden, wo der Service überwiegend von Studierenden während der Lernprozesse verwendet wird.

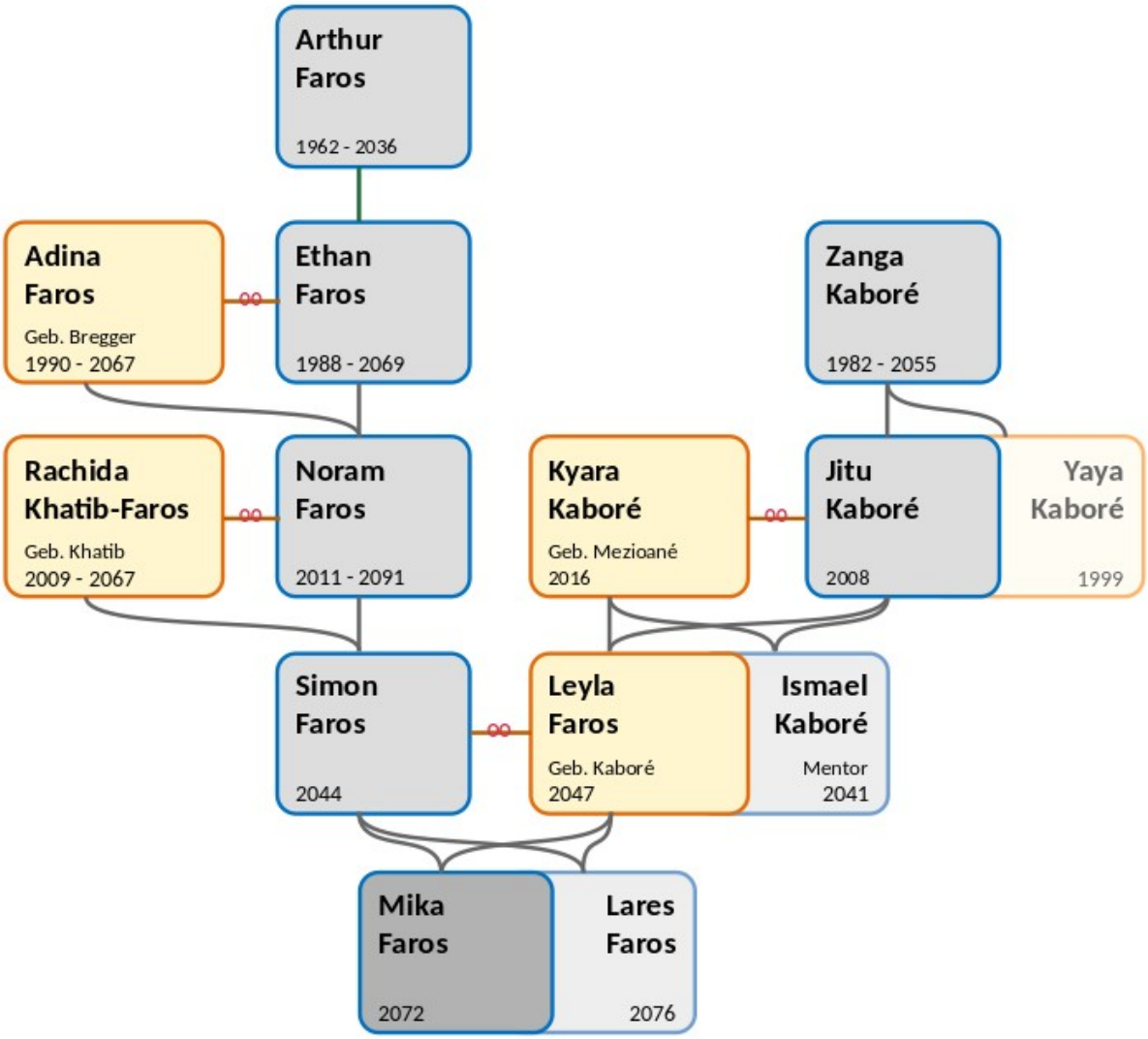
ScanBot: Ein Service, der automatisiert beliebig beschriftetes Material hochqualitativ digitalisiert und als vielfältig nutzbares Informationsformat in einem angegebenen MultiNet-Konto speichert. Der ScanBot kann beschriftete Objekte jeglicher Art, lose Blätter, und gebundene Bücher, automatisiert bearbeiten, ohne die physikalische und chemische Integrität der zu scannenden Objekten zu beeinträchtigen. Sollen die zu scannenden Objekte nach dem Vorgang in ihrer Originalfassung noch archiviert werden, kann im Verarbeitungsprozess noch ein Restaurierungsschritt vorgesehen werden, der die Originalerzeugnisse für die Archivierung entsprechend hochqualitativ

vorbereitet. Wenn die zu scannenden Objekte in ihrer physikalischen Form nicht mehr gebraucht werden, können diese an den Weiterverwendungsprozess eines PrintBots weitergegeben werden. Aus diesem Grund werden ScanBot-Einheiten meist in der Nähe von PrintBot-Einheiten platziert.

Flettner-Rotor: Ein der Windströmung ausgesetzter rotierender Zylinder. Er wirkt wie ein Segel und erzeugt eine Kraft quer zur Wind-Anströmung. Der Flettner-Rotor wird bei Transportschiffen mit hybridem Antrieb verwendet, die auch Rotorsegel als Antriebsquelle nutzen. Die Flettner-Rotoren sind nicht nur Hilfsantrieb, sondern wirken mit ihren Drehimpulsen auch als Schiffsstabilisatoren. Ein alleiniger Rotorantrieb ist grundsätzlich nicht möglich, da er bei fehlendem Wind keinen Vortrieb und auch keine Manövrierfähigkeit sicherstellen kann. Aus diesem Grund werden die Flettner-Rotoren während der Windnutzung gleichzeitig auch als Windkraftanlagen mit vertikaler Achse verwendet, die Akkumulatoren laden. Mit dem gespeicherten Strom werden die Elektromotoren eines Schiffs auch bei Windflaute mit Elektrizität versorgt.

Pflückdrescher: Eine Weiterentwicklung einer bereits existierenden landwirtschaftliche Maschine, die nun allerdings dem Primat des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens entspricht. Diese spinnenartigen Erntemaschinen, zu denen auch der Pflückdrescher gehört, bewegen sich auf motorisierten Stelzen, die nur eine minimale Verdichtung des Bodens hinterlassen und die Pflanzen beim Erntevorgang nicht beschädigen. Durch den Einsatz dieser Maschinen werden auch nur wenige Menschen für die Ernte benötigt. Dem Prinzip der Permakultur folgend, werden Getreide nicht mehr samt Halm abgeschnitten, sondern nur die Ähre wird gepflückt. Die Getreideähren wachsen nach dem Pflücken einfach wieder nach. Dem Pflück-Vorgang ist bei der Getreideernte auch ein Dreschprozess nachgelagert. Diese gedreschten Pflanzenreste werden zur Bodenverbesserung und für den Bau und die Reparatur von Lehmstrohhäusern verwendet. Spezielle Sensoren ermöglichen auch das automatisierte Einsammeln von reifem Baum- und Strauchobst.

Mikas Stammbaum



Danksagung

Ein herzlicher Dank geht an die Menschen, mit denen wir, noch während des Schreibens, uns über den Inhalt sowie die möglichen Auswirkungen dieser Erzählung ausgiebig austauschen konnten. Die gemeinsamen Gespräche, die Rückmeldungen und nicht zuletzt die konstruktive Kritik, haben uns die sehr wertvolle Unterstützung geleistet, ohne die das Buch in der aktuellen Verfassung nicht möglich gewesen wäre.

Klappentext

Die Überlebenden einer klimatischen und soziopolitischen Katastrophe planetaren Ausmaßes entwickeln in einer möglichen Zukunft eine neue Lebensweise, die auf die Bewahrung des gemeinsamen Gleichgewichts allen Lebens basiert. Um im Einklang mit der Ganzheit ihrer Umwelt leben zu können, entscheiden sich die Menschen auf dem Planeten als Spezies nur so viel zu verbrauchen, wie wirklich und tatsächlich gebraucht wird. Sie nennen diese fortgeschrittene Lebens- und Wirtschaftsweise »Bedarfswirtschaft«.

In unserer Geschichte wird diese mögliche Welt durch die Augen eines jungen Menschen betrachtet, der gerade seinen Übergang zum Erwachsensein erlebt. Ein Geburtstagsgeschenk öffnet die Tür zu einer vergangenen und ihm unbekannten Welt. Das führt ihn zu einem sehr berührenden und zum Teil auch schockierenden Vergleich mit der für ihn gewohnten Lebensweise.